



Dörrenbacher Kirche - Rötzelzeichnung von Ursula Krewer - Bordbach

Heimatbuch des Landkreises St. Wendel



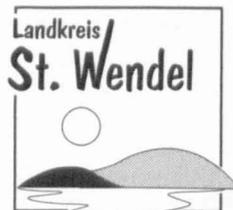
XXV. Ausgabe
1993/94

Heimatbuch des Landkreises St. Wendel

XXV. Ausgabe 1993/94

Ein Volksbuch
für Heimatkunde,
Naturschutz
und Denkmalpflege

Herausgegeben
vom Landrat des Kreises St. Wendel

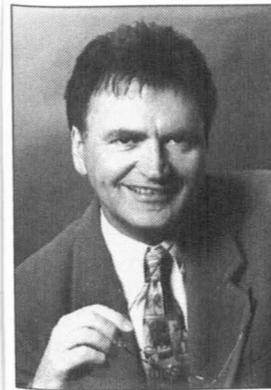


Schriftleitung/Redaktionsausschuß:

Gerhard Weber, Günter Stoll, Peter Klein, Ludwin Vogel

Verlag: Verlag Druck im Zentrum, St. Wendel, Oktober 1994

Für Form und Inhalt der einzelnen heimatkundlichen Beiträge sind die Verfasser selbst verantwortlich. Nachdruck und Übersetzung, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Herausgebers gestattet.



St. Wendel,
im Oktober 1994


Franz Josef Schumann
Landrat

Zum Geleit

Die vorliegende Ausgabe des Heimatbuches ist ein Jubiläumsband in doppelter Hinsicht: Zum ersten erscheint es zum 25. Mal, und zwar seit 1948 in ununterbrochener Reihenfolge. Zum zweiten sind es für die Herren Peter Klein, Günter Stoll und Gerhard Weber 15 Jahre, in denen sie für Schriftleitung und Drucklegung verantwortlich zeichnen.

Dazu übermittele ich ihnen als Landrat meinen herzlichen Dank, verbunden mit dem Wunsch, daß sie ihre ehrenamtliche Tätigkeit auch künftig fortsetzen werden. Ohne ihre große Sorgfalt und ihren großen Sachverstand käme ein so umfangreiches Werk, zu dem unser Heimatbuch mittlerweile angewachsen ist, nicht zustande.

Ich glaube, die Bürgerinnen und Bürger des Landkreises können stolz auf „ihr“ Heimatbuch sein, denn es ist ein echtes Bindeglied zwischen dem Geschehen in der Verwaltung, im Landkreis und der Bevölkerung. Weil den Verwaltungen in der heutigen Zeit zunehmend Dienstleistungsfunktionen abverlangt werden und sie somit auf Kommunikation mit den Bürgerinnen und Bürgern angewiesen sind, ist der ur-

sprüngliche Anspruch des Heimatbuches aktueller denn je.

Wir haben versucht, die Aufmachung des Buches den neuen Anforderungen anzupassen, indem wir den bewährten Charakter eines Volksbuches um Elemente eines bebilderten Lesebuches erweitert haben. Die Resonanz bei der Leserschaft zeigt, daß diese Entscheidung richtig war.

Die 35 Autoren, die für die 25. Ausgabe tätig waren, haben erneut interessante aktuelle und historische Beiträge zusammengetragen, die auch diesmal wieder, wie ich meine, dem anerkannt hohen Standard des Buches gerecht werden. Außerdem versucht die Chronik, die wichtigsten Ereignisse bei uns im Kreis St. Wendel noch einmal in Erinnerung zu rufen.

Die Jubiläumsausgabe unseres Heimatbuches ist also für mich ein besonderer Anlaß, allen die am Gelingen dieser und den vergangenen Ausgaben beteiligt waren, ganz herzlich für ihre Arbeit zu danken. Den Leserinnen und Lesern wünsche ich informative und vergnügliche Stunden mit diesem Buch.

Inhalt

Zum Geleit

Verzeichnis der Mitarbeiter

Aus unserem Heimatkreis

Die Europa- und Kommunalwahlen vom 12. Juni 1994

Eine vergleichende Nachbetrachtung

Deutsch-französische Partnerschaft gewachsen

Ein Überblick zehn Jahre nach der ersten Bestandsaufnahme

Aus Sao Vendelino zur Ausbildung in St. Wendel

Zehn Brasilianer wurden zwei Jahre lang beruflich gefördert

Im Wendler Land

„Mit unserer Sprooch isses wie mitte me alde Fahrrad...“

Eine Bilanz der 3. Saarländischen Mundarttage

Die Straßenverkehrsbehörde im Landratsamt St. Wendel

Modellprojekte der kommunalen Seniorenpolitik – Ein Überblick

Ein Dorf ist das, was die Bürger daraus machen

Der Wettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“

Naturschutz in einer lebendigen Kulturlandschaft

Neue Wege in der Naturschutzarbeit im Landkreis St. Wendel

Das „Hiemesbiere-Fesch“ in Remmesweiler

Ein Dorf stellte altes und neues Brauchtum vor

Zum Tag der Deutschen Einheit 1993

Aus unseren Tagen

Zur Geschichte des Ortsnamens „Gronig“

Herbschd – Erntedank

Die Tausend-Jahr-Feier in Bliesen

Die ökumenische Friedenskapelle in Haupersweiler

Mein Dogma

Die Entstehung des Südwestdeutschen Bauernhauses

Die Verehrung von Sankt Wendelin im Zillertal

Ausgestellte Kunstwerke des Krippenbaues

Missionshaus alljährlich Treffpunkt der Krippenfreunde

5

8

Ludwin Vogel 10-16

Gerhard Weber 17-24

Hermann Scheid 25-27

Jean-Louis Kieffer 28

Friedrich Hatzenbühler 29-31

Bernd Naumann 32-34

Christof Zeyer 35-38

Anton Wickenbrock 39-42

Werner Feldkamp 43-50

Erwin Leist 51-54

Ludwin Vogel 55-56

Uwe Schäfer 58-61

Renate Kiefer-Siebert 62

August Fries 63-66

Eduard Alles 67-69

Johannes Kühn 70

Klaus Bonaventura 71-74

Renate Kiefer-Siebert 75-84

Gerhard Weber 85-87

Erinnerungsspaziergang

Richard Wenz – Leben und Werk eines St. Wendeler Schriftstellers

„Ich hab' St. Wendel gern“

Ein Gespräch mit Adolf Bender zum 90. Geburtstag

St. Wendalin – Der Marktschreier

Erfolg durch Innovation

Die Firma „Wagner Tiefkühlprodukte GmbH“ in Braunshausen

Bergmann – Kohlen

Aus vergangener Zeit

Neuere Fossilienfunde aus dem Einzugsbereich der oberen Oster und die erdgeschichtliche Gegebenheiten dieses Raumes

Das Rätsel der toten Keltin

Die Bedeutung eines Grabfundes in Luxemburg für unsere Region

Hüttigweiler und die Kirche in St. Wendel

Die Ämter des Erzbistums Trier zwischen Mosel und Blies

Eine Kartenaufnahme von Arnold Mercator aus dem Jahre 1566 in einer Kopie von Peter Balthasar von 1776

Die Annenkapelle und die Wendelskapelle

Zwei Wallfahrtskapellen und ihre Beziehungen zu St. Wendel

Advent

Reformen in Kurtrier und ihre Auswirkungen auf St. Wendel

Die Sachsen-Coburgischen Grubenbaue in Dörrenbach

Baumeister August Krekeler – Ein Nachtrag

Wie der Kreis St. Wendel die Gefallenen des Feldzuges von 1866 und des Krieges von 1870/71 ehrte

St. Wendel als Garnisonsstadt von 1938 bis heute

Die Wasser- und Energieversorgungsbetriebe im Landkreis St. Wendel

Nohfelden und Birkenfeld

Historische und aktuelle Raumbeziehungen im oberen Nahebergland

Chronik 1992/93

Felicitas Frischmuth 88-89

Heinrich Hartmann 90-95

Peter Klein, Günter Stoll, Gerhard Weber 96-98

Johannes Kühn 98

Hans-Josef Scholl 99-101

Johannes Kühn 102

Karlheinz Schultheiß 104-110

Manfred Peter 111-117

Karl-Gernot Jochum 118-124

Roland Geiger 125-130

Gerd Schmitt 131-137

Renate Kiefer-Siebert 138

Bernhard W. Planz 139-146

Reimund Benoist 147-159

Franz J. Gräff 160

Franz J. Gräff 161-168

Dieter Robert Bettinger 169-182

Waldemar Marnier 183-197

Rudolf Müller 198-210

Hans-Josef Scholl 211-223

Verzeichnis der Mitarbeiter am XXV. Heimatbuch des Landkreises St. Wendel

ALLES, Eduard, Gemeindereferent, Freisen-Haupersweiler

BENOIST, Reimund, Diplom-Ingenieur (FH),
St. Wendel-Dörrenbach

BETTINGER, Dieter Robert, Lehrer, Ottweiler

BONAVENTURA, Klaus, Kreisbauoberrat,
Landratsamt, St. Wendel

FELDKAMP, Werner, Kreisnaturschutzbeauftragter,
Forstoberrat, Forstamt St. Wendeler Land, Nohf.-Türkismühle

FRIES, August, Bundeswehrangestellter i. R.,
St. Wendel-Bliesen

FRISCHMUTH, Felicitas, Schriftstellerin, St. Wendel

GEIGER, Roland, Versicherungsfachwirt, St. Wendel

GRÄFF, Franz J., Bürgermeister i. R., St. Wendel

HATZENBÜHLER, Friedrich, Journalist,
Saarbrücken-Schafbrücke

HARTMANN, Heinrich, Studiendirektor, St. Wendel

HEINDL, Karl, Maler und Grafiker, St. Wendel

JOCHUM, Karl-Gernot, Diplom-Sozialwirt, Hilpoltstein

KIEFFER, Jean-Louis, Lehrer und Schriftsteller, Filstroff

KIEFER-SIEBERT, Renate, Germanistin, Unterhaching

KLEIN, Peter, Verwaltungsleiter i. R., St. Wendel

KREWER-BORDBACH, Ursula, Malerin,
St. Wendel-Dörrenbach

KÜHN, Johannes, Schriftsteller, Tholey-Hasborn

LEIST, Erwin, Verwaltungsobererrat i. R.,
St. Wendel-Remmesweiler

MARNER, Waldemar Dr., Landrat i. R., Oberthal

MÜLLER, Rudolf, Studienassessor, Welschbillig-Hofweiler

NAUMANN, Bernd, Regierungsamtmann,
Landratsamt, St. Wendel

PETER, Manfred Dr., Verwaltungsjurist, Senningerberg

PLANZ, Bernhard, Oberstudienrat, Schiffweiler-Stennweiler

SCHÄFER, Uwe, Studienrat, Oberthal

SCHEID, Hermann, Bürgermeister i. R., Oberthal

SCMITT Gerd, Lehrer, St. Wendel

SCHOLL, Hans-Josef, Student, Namborn

SCHULTHEISS, Karlheinz, Realschullehrer, Kusel

STOLL, Günter, Realschuldirektor i. R., St. Wendel

THIRY, Wolfgang, Pressefotograf, Tholey

VOGEL, Ludwin, M. A., Pressereferent,
Landratsamt, St. Wendel

WEBER, Gerhard, Diplom-Pädagoge, Oberstudienrat,
St. Wendel

WICKENBROCK, Anton, Kreisgartenbau-Ingenieur,
Landratsamt, St. Wendel

ZEYER, Christof Dr., Kreisverwaltungsrat,
Landratsamt, St. Wendel

1

Aus unserem Heimatkreis

Überroth-Niederhofen,
Südwestdeutsches Bauernhaus (genannt altes Wendelshaus, heute Thies)



Federzeichnung von Karl Heindl

Die Europa- und Kommunalwahlen vom 12. Juni 1994

Eine vergleichende Nachbetrachtung

Von Ludwin Vogel

Das Jahr 1994 wird, wenn auch als Fußnote, in die Geschichte dieser Republik als „Superwahljahr“ eingehen, wohl wegen der großen Anzahl von Kommunal- und Landtags-, nicht zuletzt aber wegen der Europa- und Bundestagswahl. Für das Saarland trifft diese Charakterisierung jedoch nur begrenzt zu. Nicht, weil eine beträchtliche Zahl von Verlierern einen Wahltag natürlich weniger „super“ findet als die Gewinner. Vielmehr einigte man sich durch die vorzeitige Auflösung des Landtages darauf, die Landtags- und Bundestagswahl am 16. Oktober zusammenzulegen, so daß statt der ursprünglich drei zwischen Juni 1994 und Frühjahr 1995 vorgesehenen nur noch zwei Urnengänge notwendig waren, nämlich einer für die Europa- und Kommunalwahl und einer für die Landtags- und Bundestagswahlen. Dennoch verlangten die einzelnen Wahlvorgänge, insbesondere diejenigen des 12. Juni, den Wahlberechtigten kein geringes staatsbürgerliches Verständnis ab, hatte man doch bei der Europawahl die Auswahl zwischen nicht weniger als 29 vom Bundeswahlleiter zugelassenen Parteien, wodurch die Länge des Stimmzettels auf 88,5 Zentimeter anwuchs. Die Zahl der für die Kommunalwahlen zugelassenen Parteien hielt sich zwar in Grenzen. Dafür waren aber nicht weniger als drei Vertretungen, nämlich der Kreistag sowie die Gemeinde- und Ortsräte, zu wählen.

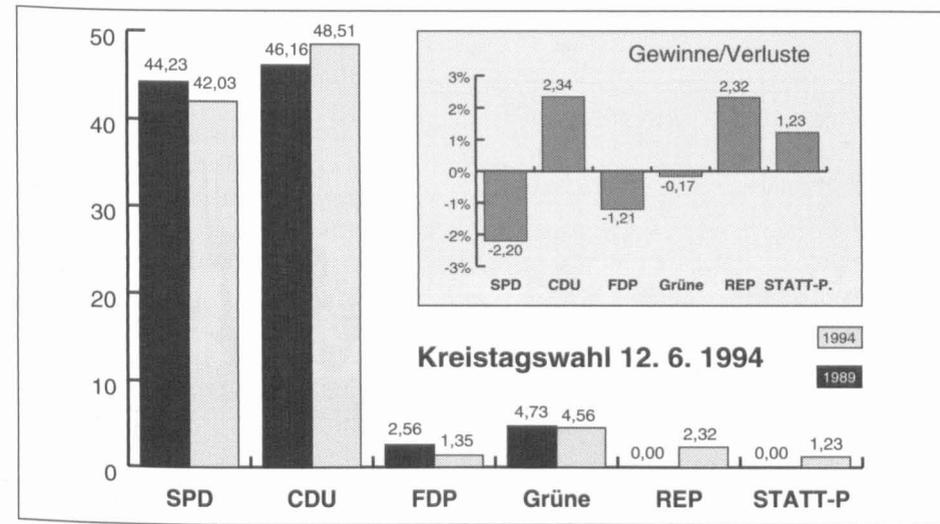
Gemäß dem Beschluß des Kreiswahlausschusses wurden für die Kreistagswahl die SPD, die CDU, die FDP, die Grünen/Bündnis 90, die Republikaner und die STATT-Partei zugelassen. Bei den Gemeinderatswahlen kamen in der Gemeinde Namborn die „Liste Natur- und Umweltschutz Namborn“ (LNUN) und in der Gemeinde Nohfelden die „Unabhängige Liste für Bürgernähe und Naturschutz Nohfelden“ (UBNN) hinzu. Ebenso kandidierte für den Gemeinderat Nonnweiler eine Freie Wählergemeinschaft, die nur im Ortsteil Nonnweiler, hier allerdings auch für den Ortsrat, antrat. Bei den Ortsratswahlen gab es Freie Listen in Gehweiler,

Roschberg und Namborn sowie im Bereich der Kreisstadt im Stadtteil „Mittleres Ostertal“. Die UBNN trat in den Ortsteilen Nohfelden, Bosen/Eckelhausen und Gonesweiler mit eigenen Listen an. Zu bemerken ist auch, daß bei den Gemeinderatswahlen lediglich die beiden großen Volksparteien SPD und CDU in allen Gemeinden eine Liste zustande brachten. Von den anderen Parteien kandidierte die FDP in allen Gemeinden außer in Oberthal sowie die Grünen in Marpingen – übrigens hier auch in allen Ortsteilen mit einer eigenen Liste – und in Nohfelden. Die Republikaner traten nur bei der Kreistagswahl an; die STATT-Partei darüber hinaus noch in der Gemeinde Namborn.

Das Zulassungsverfahren war nicht frei von Merkwürdigkeiten: So wies ein vom Bundesvorsitzenden unterzeichnetes Telefax der STATT-Partei vom 13. Mai an die Landesgeschäftsstelle der Republikaner darauf hin, daß der Bundesvorstand der STATT-Partei unter anderem die Gründung des Landesverbandes Saar nicht anerkannt habe, was mit einem Protokollauszug belegt wurde. Am gleichen Tag erreichte den Kreiswahlleiter ein Telefax der Republikaner mit der Beschwerde gegen die Zulassung der STATT-Partei bei den Kreistagswahlen, und zwar mit dem Hinweis darauf, daß aufgrund des Sitzungsprotokolls des Bundesparteitages der STATT-Partei „der Landesverband der STATT-Partei jedwede Vorbereitung der Beteiligung an bevorstehenden Wahlen zu unterlassen“ habe. Die Partei wurde dennoch zur Wahl zugelassen, da, was für den Landeswahlleiter entscheidend war, nicht innerparteiliche Streitigkeiten ausschlaggebend sein konnten, sondern die Kandidatenaufstellung der STATT-Partei offensichtlich ordnungsgemäß erfolgt war.

Das Ergebnis der Kreistagswahl

Die Kreistagswahlen zu Grunde gelegt, hatte die SPD auf Landesebene 44,4% erreicht und damit gegenüber 1989 mit 1,3%



leichte Einbußen erlitten. Die CDU erreichte 37,4% und legte damit 1,9% zu ebenso wie die Grünen, die mit 7,4% ebenfalls 1,4% mehr Stimmen als 1989 erreichten. Die FDP fiel von 4,9% auf 3,1%, und die Republikaner erreichten mit 3,4% ebenfalls nicht mehr ihr Ergebnis von 4,4%, das sie 1989 gewissermaßen aus dem Stand erzielt hatten. Die STATT-Partei blieb bedeutungslos.

Gemessen daran hatte die CDU den Kreis St. Wendel mit 48,5% der Stimmen als „schwarze Hochburg“ gegenüber 1989 nicht nur gehalten, sondern mit einem Stimmenzuwachs von 2,3 Prozent sogar deutlich ausgebaut. Daß die SPD mit 42% einen Anteil von 2,2% der Stimmen gegenüber 1989 verlor, wog doppelt schwer: Statt des erklärten Wahlzieles, nämlich der Umdrehung der Mehrheitsverhältnisse im Kreistag, wie ihr Unterbezirksvorsitzender Dr. Richard Dewes erklärte, verlor sie nicht nur deutlich an Stimmen, sondern auch ein Kreistagsmandat.

Statt 13 verfügt sie in der jetzigen Wahlperiode nur noch über 12 Sitze, während die Zahl der CDU-Mandate auf 15, statt wie bisher 14, anwuchs. Alle anderen Parteien scheiterten an der Fünf-Prozent-Hürde. Im einzelnen erreichten die Grünen 4,6% bei einem Stimmenrückgang von 0,1%. Für die FDP, die von 2,5 auf 1,6% zurückging, war von vorneherein der Sprung in den Kreistag ebenso wenig zu erwarten wie von der STATT-Partei, die 1,2% erreichte. Auch an den Einzug der Republikaner, deren Ergebnis mit 2,3% konstant blieb, rechnete aufgrund allgemeinen Sympathieverlustes niemand mehr ernsthaft. Der Sieger dieser Wahl war eindeutig die CDU und damit

ihre Spitzenkandidat Landrat Franz Josef Schumann. Es gelang der Partei, ihren Stimmenanteil zu erhöhen, obwohl die Wahlbeteili-

Gemeinden/ Kreis St. Wendel	Stimmenanteil CDU Gem.-ratswahl	Differenz zu 1989	Stimmenanteil CDU Kreistagswahl	Differenz zu 1989
Freisen	50,05	+0,38	47,2	+0,31
Marpingen	43,22	+5,47	43,55	+4,13
Namborn	42,18	+3,45	46,78	+2,06
Nohfelden	37,85	+0,46	41,84	+3,91
Nonnweiler	34,39	-4,10	40,02	+2,14
Oberthal	55,64	+8,42	52,63	+9,05
St. Wendel	59,02	+0,24	53,55	+1,51
Tholey	55,62	-2,22	54,41	-0,65
Gesamt	49,21	+0,4	48,51	+2,34



Der neue Kreistag nach der ersten Arbeitssitzung am 22. August 1994

Die Wahlbeteiligung von 87,3% um 4,4% niedriger war als fünf Jahre zuvor. Offensichtlich hatte sich der ganz auf den Spitzenkandidaten zugeschnittene, offensive Wahlkampf ausgezahlt und die Wähler die in den letzten fünf Jahren geleistete Arbeit anerkannt. Dafür spricht, daß mit Ausnahme der Gemeinden Freisen, Marpingen und Namborn der Stimmenzuwachs für die Partei auf Kreisebene stärker war als auf Gemeindeebene. Die Tabelle auf der gegenüberliegenden Seite verdeutlicht dies.

Dem neuen Kreistag gehören demnach für die CDU-Fraktion Hans-Dieter Hoffman aus Freisen, Rigobert Bier und Paul Schäfer aus Marpingen, Ralph Dörr aus Namborn, Werner Wilhelm aus Nohfelden, Hans-Peter Kleist aus Nonnweiler, Karl Rauber und

Hermann Scharf aus Oberthal, Angela Hartmann, Peter Klär, Werner Lang, Heinz Röhrig und Udo Recktenwald aus St. Wendel sowie Friedbert Becker und Johanna Fleck aus Tholey an. Für die SPD-Fraktion sind dies: Kurt Schneider aus Freisen, Hans Recktenwald aus Marpingen, Hubert Kaifel aus Namborn, Marliese Lehmann und Eugen Saar aus Nohfelden, Klaus Rausch aus Nonnweiler, Manfred Goller und Helwin Peter aus Oberthal, Michael Klein, Armin Lang und Stefan Thome aus St. Wendel sowie Ruth Kirch aus Tholey.

Die CDU-Fraktion wählte Friedbert Becker und die SPD-Fraktion Armin Lang jeweils zu ihren Vorsitzenden. Insbesondere bei der CDU hatte sich ein Generationenwechsel vollzogen, da ins-

gesamt zehn Mitglieder, darunter der bisherige Fraktionsvorsitzende Robert Wagner, nicht mehr angetreten waren. Auch bei der SPD schieden sechs bisherige ältere Kreistagsmitglieder aus.

In der konstituierenden Sitzung am 2. Juli erfolgte die Wahl der beiden Beigeordneten. Dabei setzten sich die beiden CDU-Kandidaten Friedbert Becker gegen Armin Lang als 1. Beigeordneter und Ralph Dörr gegen Manfred Goller als 2. Beigeordneter erwartungsgemäß durch.

Die Wahlen zu den Gemeinderäten

Auch in bezug auf die Gemeinderatswahl kann das gleiche wie für die Kreistagswahl festgestellt werden: Eindeutiger Gewinner ist die CDU. Mit Ausnahme der Gemeinden Nonnweiler und Tholey hatte sie überall an Stimmen gewonnen, zum Teil deutlich und unerwartet. Zwar blieb die SPD nur 0,7% hinter dem Gemeindeergebnis der Partei auf Landesebene zurück, und auch gegenüber dem Ergebnis von 1989 hatte sie mit 0,9% nicht so stark Stimmen eingebüßt wie bei der Kreistagswahl. Dagegen hatte sie aber ihr selbst gestecktes Ziel, nämlich die Mehrheitsverhältnisse in

Freisen umzukehren, den Abstand zu der CDU in Tholey und in St. Wendel deutlich zu vermindern und nicht zuletzt die Schlappe bei der Bürgermeisterwahl in Oberthal wieder auszugleichen, indem man die absolute Mehrheit verteidigte, auf der ganzen Linie verfehlt.

Zu den Ergebnissen im einzelnen: Das denkbar knappste Resultat war in Freisen zu verzeichnen, wo die CDU mit lediglich sechs Stimmen Mehrheit und 50,05% gegenüber 49,95% für die SPD ihre absolute Mehrheit verteidigte. Auch der neue Bürgermeister, Wolfgang Alles, der wenige Monate vor der Wahl den bisherigen Bürgermeister Vinzenz Becker ablöste, wird sich künftig also auf die Mehrheit von nur einer Stimme der 14 CDU-Fraktionsmitglieder im Gemeinderat stützen können.

In Marpingen, der Heimatgemeinde des SPD-Unterbezirksvorsitzenden Dr. Richard Dewes, blieb die SPD zwar stärkste Fraktion, verlor aber die absolute Mehrheit und muß künftig mit den Grünen zusammenarbeiten. Während die SPD 5,3% der Stimmen verlor, erreichten die Grünen mit 7,9% ihr bestes Ergebnis im Kreis.

Gemeinde/ Gesamtkreis	Wahlbeteiligung	SPD	CDU	FDP	Grüne	STATT-Partei	Umwertlisten (LNUN+UBNN)	FWG
Freisen	83,40 (- 3,6)	49,95 (+2,45)	50,05 (+0,38)	----	----	----	----	----
Marpingen	84,84 (- 4,33)	48,91 (- 5,34)	43,22 (+ 5,47)	0,00 (- 1,78)	7,87 (+1,65)	----	----	----
Namborn	82,24 (- 5,80)	38,44 (-5,66)	42,18 (+3,54)	1,69 (- 0,76)	----	3,78	13,91 (+7,29)	----
Nohfelden	86,00 (- 3,07)	44,38 (-6,52)	37,85 (+0,46)	3,84 (-3,16)	0,00 (- 4,7)	----	13,92	----
Nonnweiler	84,67 (-5,52)	56,32 (-2,79)	34,39 (-4,10)	0,00 (-2,39)	----	----	----	9,29
Oberthal	88,45 (-2,71)	44,36 (-8,42)	55,64 (+8,42)	----	----	----	----	----
St. Wendel	79,23 (-5,37)	38,89 (+3,78)	59,02 (+0,24)	2,09 (-0,45)	0,00 (-3,57)	----	----	----
Tholey	80,38 (-5,27)	42,00 (+4,01)	55,62 (-2,22)	2,38 (-1,79)	----	----	----	----
Gesamt	82,64 (-4,66)	44,28 (-0,89)	49,21 (+0,94)	1,50 (-1,50)	0,98 (-1,37)			

Noch größere Gewinne erreichte allerdings die CDU, die 5,8% hinzugewann, und zwar vor allem von der SPD und FDP, da die Grünen gegenüber 1989 lediglich 1,7% zulegte. Im neuen Gemeinderat verfügt die SPD über 16, die Grünen über zwei und die CDU über 15 Sitze. Die SPD stellt mit Marie-Luise Kuhn die 1. und die Grünen mit Eberhard Wagner den 2. Beigeordneten.

Deutliche Signale haben die Bürger auch in Namborn gesetzt. Wie in Marpingen gibt es zwei Gewinner, nämlich Horst Kleibers LNUN sowie die CDU, und einen Verlierer: Die SPD und Bürgermeister Herbert Müller. Die CDU wurde mit 42,2% stärkste Fraktion und wird künftig über 12 Sitze verfügen. Die LNUN steigerte ihr Ergebnis von 6,6 auf 13,9% um mehr als das Doppelte und kann sich, statt wie bisher auf einen, nunmehr auf vier Sitze stützen. Die SPD erreichte mit 38,4% nur 11 Ratsmandate. CDU und LNUN haben sich auf eine Zusammenarbeit verständigt, was die Wahl von Erich Christmann zum 1. und Horst Kleiber zum 2. Beigeordneten widerspiegelt.

Ein ähnlich spektakuläres Ergebnis wie die Umweltliste in Namborn erreichte auch die Unabhängige Liste für Bürgernähe und Naturschutz (UBNN) in Nohfelden mit 13,9% und fünf Mandaten. Der Stimmenrückgang von 5,6% bedeutete für die SPD den Verlust der absoluten Mehrheit, während die CDU mit 0,5% leichte Gewinne verzeichnete. Der zweite Verlierer der Wahl ist die FDP, die statt 7% vor fünf Jahren jetzt nur noch 3,8% erreichte und damit nicht mehr im Gemeinderat vertreten ist. Zwar hatte sich die UBNN ausdrücklich als Protestbewegung gegen das von CDU und SPD gemeinsam gewollte Feriendorf am Bostalsee gegründet und in Bosen/Eckelhausen, Neunkirchen/Nahe sowie in Gonesweiler überdurchschnittliche Gewinne, vor allem zu Lasten der CDU, zu verzeichnen. Die Ergebnisse in Sötern, Wolfersweiler und Nohfelden zeigten aber, daß diese Erklärung zu kurz greift. Denn hier hatte die Liste SPD-Hochburgen mit um oder über 60 Prozent-Stimmenanteil erheblich reduziert, was eher auf allgemeine Unzufriedenheit schließen läßt.

Das Wahlergebnis brachte der SPD 15, der CDU 13 und der UBNN fünf Sitze. Da die beiden großen Parteien das von einem privaten Investor geplante Feriendorf nach wie vor unterstützen,

und somit die beiden großen Parteien keine Basis für eine Zusammenarbeit mit der Umweltliste gegeben sahen, haben sie sich auf eine „große Koalition“ geeinigt. Das erste Ergebnis dieser Zusammenarbeit war, daß die SPD mit Reinhard Pontius den 1. und die CDU mit Alwin Bernhardt einen weiteren Beigeordneten stellt.

In Nonnweiler gelang es dagegen der SPD, ihre Hochburg zu halten, wenn sie auch 2,7% Stimmen einbüßte und nunmehr nur noch über 56,3% der Stimmen verfügt. Während die SPD ihre 16 Mandate behaupten konnte, gab die CDU nicht nur 4,1% der Stimmen, sondern auch zwei Mandate ab. Dagegen gewann eine Freie Liste, obwohl sie nur im Ortsteil Nonnweiler angetreten war, hier auf Anhieb 25,8% der Stimmen, was auf Gemeindeebene immerhin noch 9,3% und damit zwei Sitze im Gemeinderat bedeutete. Die CDU verzeichnete in Nonnweiler ihr schlechtestes Gemeindergebnis auf Kreisebene.

Am dramatischsten gestalteten sich die Veränderungen in Oberthal. Hier traten wie schon in den Jahren zuvor nur die beiden großen Volksparteien an. Dabei gelang es der CDU, die Mehrheitsverhältnisse im Rat, wo die SPD bisher mit 52,8% und 14 Sitzen die absolute Mehrheit hielt, umzudrehen. Mehr noch: Mit ihrer Spitzenkandidatin Bürgermeisterin Sigrid Morsch erreichte die CDU 55,6% und mit 15 Mandaten eine bequeme Mehrheit sowie ihr bestes Ergebnis in der Gemeinde überhaupt.

Die Frage in der Kreisstadt lautete, ob es Bürgermeister Klaus Bouillon schaffen würde, sein mit 58,9% hervorragendes Ergebnis von 1989 noch zu übertreffen. In der Tat legte hier die CDU noch 0,2% zu, womit Klaus Bouillon das beste CDU-Ergebnis auf Landesebene erreichte. Doch hatte auch die SPD, wohl in erster Linie deshalb, weil die Grünen nicht mehr kandidierten, um 3,7% zugelegt, was der Partei einen Sitz mehr im Stadtrat einbrachte. Die SPD verfügt nunmehr über 15, die CDU über 24 Mandate. Enttäuschend für den Bürgermeister war auch, daß, wie er am Wahlabend sagte, sich die enormen Investitionen im Ostertal nicht in Stimmen für den Bürgermeister ausgezahlt hätten.

Den größten Erfolg errang die SPD in Tholey mit einem Zugewinn von 4%, womit sie zum ersten Mal den Sprung über die 40 Pro-

zenthürde schaffte. Dennoch konnte auch die CDU, allen voran Bürgermeister Hans-Dieter Frisch, mit dem Ergebnis zufrieden sein, da die Prognosen aufgrund der Ereignisse in Zusammenhang mit der Errichtung des Panoramabades Schlimmeres befürchten ließen. Die CDU erreichte mit 55,6% immer noch ein stattliches Ergebnis, wenngleich sie bei Verlusten von 2,2% einen der bisher 20 Sitze an die SPD abgeben mußte, die jetzt über 14 Mandate verfügt.

Die Ortsratswahlen

Gemessen daran, daß sich in den Dörfern die Auswirkungen der „großen Politik“ für den Bürger am spürbarsten auswirken, haben die gewählten Gremien auf dieser Ebene seit der Gebietsreform 1974 nur geringe Entscheidungskompetenzen. Den Ortsräten fehlt ein Budgetrecht, und die Ortsvorsteher sind Ehrenbeamte, die auf das Wohlwollen der jeweiligen Mehrheit im Gemeinderat angewiesen sind. Umso erstaunlicher ist, daß das Interesse an diesen Wahlen groß ist, was sich nicht nur in der Wahlbeteiligung von 82,6% zeigt, sondern auch daran, daß sich auf der dörflichen Ebene am ehesten Gruppierungen bilden, die über Parteigrenzen hinweg sachbezogen arbeiten und politisch scheinbar festgefahrene Strukturen am ehesten aufzulösen vermögen. Geradezu erfrischend ist auch das Wahlverhalten dort, wo nur die beiden großen Parteien über eigene Listen verfügen, und aus den verschiedensten Gründen erdrutschartige Änderungen im Wahlverhalten auftreten können. Der wichtigste Grund dafür ist, daß die Ortsratswahlen sehr stark personenbezogene Wahlen sind.

Bedingt durch geänderte Mehrheiten konnten im Landkreis St. Wendel sieben neue Ortsvorsteher gewählt werden. 31 gehören der SPD, ebenso viele der CDU an. Die SPD verlor vier Ortsvorsteherposten an die CDU, und zwar in Gehweiler, Walhausen, Kastel und Nonnweiler. Umgekehrt gab die CDU in Scheuern und Werschweiler zwei Posten ab. Die CDU erreichte ihr bestes Ergebnis in der Kernstadt St. Wendel mit 70,8%, wo sie sogar noch 0,2% zulegte, und die SPD in Hirstein, allerdings statt wie bisher mit 100, jetzt „nur noch“ mit 81,2%, weil mit der LNUN erstmals eine zweite Liste vorhanden war.

In der Gemeinde Freisen wechselten generationenbedingt zwei Ortsvorsteher, und zwar in Asweiler, wo Horst Seibert (SPD) gewählt wurde, und in Reitscheid, wo der neue Ortsvorsteher, den wie bisher die CDU stellt, Manfred Baltes heißt. In der Gemeinde Marpingen behielt die SPD nur in Urexweiler und Alsweiler ihre absoluten Mehrheiten. In Marpingen und Berschweiler ist sie auf die Unterstützung der Grünen angewiesen.

Interessantere Konstellationen zeichneten sich in der Gemeinde Namborn ab, wo in Gehweiler Thomas Lauer (CDU) mit den Stimmen der LNUN und einer Freien Liste zum Ortsvorsteher gewählt wurde. In Furschweiler errangen CDU und SPD zwar jeweils vier Mandate. Dennoch blieb Ursula Kugler Ortsvorsteherin – im übrigen die einzige im Landkreis –, da hier der LNUN-Vertreter mit der SPD gestimmt hatten. Einen weiteren Wechsel gab es in Namborn/Heisterberg, wo Karl Massing aus Altersgründen das Amt an Hugo Frei, der ebenfalls der CDU angehört, abgab.

In Nohfelden erreichte die UBNN zwar auch auf Ortsebene beachtliche Erfolge in Bosen/Eckelhausen, Gonesweiler und Nohfelden. Das führte jedoch nicht zu Änderungen, auch nicht in Gonesweiler, wo SPD und UBNN gemeinsam über eine Ortsratsmehrheit verfügen. Den Wechsel in Walhausen dagegen schaffte die CDU aus eigener Kraft ohne die FDP, die hier ein Mandat im Ortsrat gewann. Außer in Walhausen ist die FDP noch in Nohfelden, Sötern, Türkismühle und Wolfersweiler in Ortsräten vertreten. In Neunkirchen/Nahe gab der langjährige Ortsvorsteher Bernhard Lermen das Amt an Bernd Kollmann ab, der ebenfalls der CDU angehört.

Ausschlaggebend für den Mehrheitswechsel in Nonnweiler war, daß die Freie Liste dem Kandidaten der CDU, Hans-Dieter Emmerich, ihre beiden Stimmen gab. Mehr oder weniger überraschend kam auch der Wechsel in Kastel, wo der CDU-Mann Gerd Seelbach den bisherigen SPD-Amtsinhaber Josef Klos ablöste.

Zwei Wechsel im Amt des Ortsvorstehers gab es in der Gemeinde Oberthal, wovon jedoch nur der in Oberthal selbst mehrheitsbedingt war. Hier löste der CDU-Kandidat Hermann Scharf den bisherigen SPD-Ortsvorsteher Gilbert Korzilius ab. In Steinberg-

Deckenhardt, einer – allerdings etwas geschliffenen – SPD - Hochburg löste Gerd Wommer seinen Vorgänger Willibald Herz ab.

Im St. Wendeler Stadtteil Werschweiler eroberte die SPD wieder ihre absolute Mehrheit zurück, die sie 1989 verloren hatte. Ortsvorsteher ist jetzt Günther Metzler. Im neu gebildeten Stadtteil „Mittleres Ostertal“ erreichte eine Freie Liste auf Anhieb 13,7%. Dennoch behielt die SPD die absolute Mehrheit und wählte Horst Müller zum Ortsvorsteher. In Hoof bestimmte die SPD Rudi Gerhart und in Niederlinxweiler Hartmut Schiffler neu. Aus Altersgründen schied der CDU-Ortsvorsteher von Remmesweiler, Erwin Leist aus dem Amt. Als sein Nachfolger wurde Franz-Rudolf Federkeil gewählt, und in Winterbach folgte Gerhard Weiland auf Lothar Wiesen. Beide gehören der CDU an.

Einen mehrheits- und zwei generationenbedingte Wechsel gab es in der Gemeinde Tholey. In Scheuern erreichte die SPD mit einem Zugewinn von 13,4% die absolute Mehrheit und stellt dementsprechend mit Bernhard Johann den Ortsvorsteher. In Überroth-Niederhofen gab der langjährige CDU-Ortsvorsteher Rudi

Henkes das Amt an Herbert Schug ab. In Bergweiler folgt Hans-Günter Kurtz auf Hans Stock.

Die Europawahl

Da sie gemeinsam mit den Kommunalwahlen stattfand und die Wahlbeteiligung dementsprechend hoch war, blieben die ganz großen Überraschungen aus. Die Europawahl kann im Kreis St. Wendel ganz sicher nicht als „Protestwahl“ bezeichnet werden, wenngleich deutliche Unterschiede gegenüber der Kommunalwahl festzustellen sind. Diese betrafen weniger die Parteien der Linken, denn die SPD hatte mit 41,8% ebenso wie die Grünen mit 6,2% das Kommunalwahlergebnis bei geringen Abweichungen nach unten bestätigt. Deutlichere Verluste hatte nur die CDU zu verzeichnen, die auf 42,8% kam. Dagegen erreichten die FDP 2,1 und die Republikaner sogar 3,62%. Alle anderen Splitterparteien, darunter die STATT-Partei und die PDS, erreichten weniger als ein Prozent Stimmenanteil. Zumindest das war erfreulich: Auch bei dieser Wahl erteilten die Wähler allen radikalen Tendenzen eine deutliche Absage.

Deutsch-französische Partnerschaft gewachsen

Ein Überblick zehn Jahre nach der ersten Bestandsaufnahme

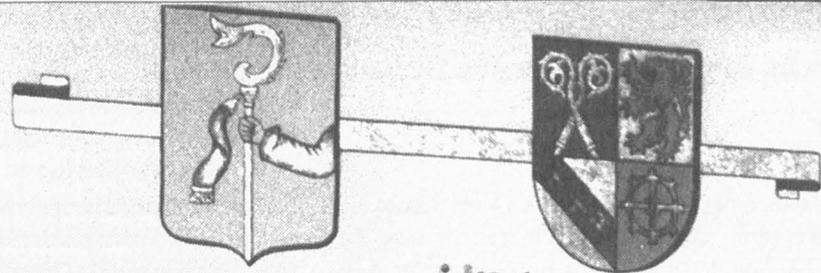
Von Gerhard Weber

Mit dem Vertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Französischen Republik über die deutsch-französische Zusammenarbeit vom 22. Januar 1963 legten Bundeskanzler Adenauer und Staatspräsident Charles de Gaulle den Grundstein zur Aussöhnung und Freundschaft zwischen beiden Nachbarvölkern. Mehr als dreißig Jahre später zeigen sich die zumeist erstaunlichen Auswirkungen dieses Freundschaftsvertrages in den unterschiedlichsten Bereichen und auf den verschiedensten Ebenen. Auf kommunaler Ebene sind im Saarland wie auch in anderen Bundesländern viele deutsch-französische Partnerschaften entstanden, auf die am Ortseingang Schilder und in den Rathäusern Urkunden hinweisen. Schon lange bevor der saarländische Landkreistag mit dem Département Moselle eine vielgestaltige grenzüberschreitende Zusammenarbeit begann, hatte der Landkreis St. Wendel auf dem Gebiet deutsch-französischer Gemeinde-, Schul- und Vereinspartnerschaften beachtliche Leistungen aufzuweisen. Die St. Wendeler Garnison française, die Gedenkstätte auf dem Schaumberg und die Europäische Akademie in Otzenhausen sind zudem als Pflegestätten deutsch-französischer Freundschaft bekannt und anerkannt.

Vor zehn Jahren wurde an dieser Stelle¹ erstmals über die im Landkreis St. Wendel bestehenden Partnerschaften zwischen den acht Kreisgemeinden und französischen Kommunen berichtet. Die damalige Bestandsaufnahme dokumentierte zwei Gemeindepartnerschaften, nämlich diejenige zwischen St. Wendel und Rezé-les-Nantes (Département Loire-Atlantique) von 1973 sowie die zwischen Tholey und Saint-Benoit-sur-Loire (Département Loiret), sowie die bereits zehnjährige Partnerschaft zwischen dem Tholeyer Gemeindebezirk Tholey und Zetting (Département Moselle) und zwischen dem Marpinger Gemeindebezirk Alsweiler und Bertrichamps (Département Meurthe-et-Moselle). Schließlich wurden auch die bestehenden Schulpartnerschaften dargestellt.

Im folgenden Jahrzehnt erhöhte sich die Zahl der deutsch-französischen Gemeindepartnerschaften auf Kreisebene von zwei auf fünf. Die Gemeinde Oberthal schloß im Jahre 1985 eine Jumelage mit Moyonmoutier (Département Vosges), die Gemeinde Namborn 1987 eine solche mit Langeac (Département La Haute-Loire) und die Gemeinde Freisen 1990 eine solche mit Mutzig (Département Bas-Rhin). Der Tholeyer Ortsteil Theley ging 1989 eine Partnerschaft mit Basse-Goulaine (Département Loire-Atlantique) ein, der Tholeyer Ortsteil Sotzweiler eine solche mit St. Jean-Rohrbach (Département Moselle) und der St. Wendeler Stadtteil Bliesen 1993 eine solche mit Saint-Cyr-en-Val (Département Loiret). Ohne Gemeinde- bzw. Gemeindebezirkpartnerschaft sind nur die Kreisgemeinden Nohfelden und Nonnweiler.

Die Anregung zu einer Gemeindepartnerschaft zwischen *Oberthal und Moyonmoutier* (Département Vosges) ging von einem dort beheimateten französischen Offizier aus, der beim 1. Kürassierregiment in St. Wendel Dienst tat und mit der Bundeswehr-Reservistenkameradschaft in Oberthal-Gronig ständigen Kontakt pflegte. Diese Anregung wurde aufgegriffen, und es kam 1984 zu gegenseitigen Kontaktaufnahmen zwischen Vertretern beider Gemeinderäte und -verwaltungen, die im Sommer des folgenden Jahres zur offiziellen Begründung dieser Gemeindepartnerschaft führten. Die Partnerschaftsfeier am 9. Juni 1985 in der vollbesetzten Bliestalhalle in Oberthal brachte die Unterzeichnung der Partnerschaftsurkunde durch Bürgermeister Theophil Scherer und durch Maire Luzien Vernier. Sie wurde einige Zeit später in der in den Westvogesen gelegenen, 4 000 Einwohner zählenden Partnergemeinde wiederholt. Moyonmoutiers Benediktinerabtei ist übrigens im 7. Jahrhundert von einem Trierer Bischof gegründet worden. In der Abteikirche führten im November 1991 hundert örtliche Laienspieler das historische Theaterstück „Un enfant de guerre“ zu Ehren der Oberthaler Gäste auf. Diese waren in ihren französi-



Dar ce document la commune française de MOYENMOUTIER et la commune allemande d'OBERTHAL, scellent le

Jumelage

qu'elles ont conclu.

La conviction qu'un bon et solide voisinage entre la France et l'Allemagne dans l'esprit de notre amitié réciproque est une condition, non seulement pour la paix, mais aussi pour l'unité européenne, a amené nos deux communes à ce jumelage.

L'approfondissement de la conscience européenne dépend essentiellement de la multiplication des contacts humains.

Nous nous engageons à maintenir et à approfondir les liens déjà noués entre les citoyens de nos deux communes, à encourager les relations entre nos deux populations dans tous les domaines, afin de garantir maintenant et à l'avenir une meilleure compréhension entre nos deux nations.

Oberthal, le 9 juin 1985

Le Maire
de la commune d'Oberthal

Le Maire
de la commune de Moyennoutier

Hiermit beurkunden die französische Gemeinde MOYENMOUTIER und die deutsche Gemeinde OBERTHAL die von ihnen geschlossene

PARTNERSCHAFT.

Die Überzeugung, daß eine gute und feste Nachbarschaft zwischen Frankreich und Deutschland im Geiste unserer gegenseitigen Freundschaft eine Voraussetzung ist - nicht allein für den Frieden, sondern auch für die europäische Einigung - hat unsere beiden Gemeinden zu dieser Partnerschaft zusammengeführt.

Die Vertiefung des europäischen Bewußtseins ist wesentlich von der Vervielfältigung der menschlichen Kontakte abhängig.

Wir versichern, daß wir die bereits geknüpften Bänder zwischen den Bürgern unserer beiden Gemeinden erhalten und vertiefen werden, daß wir in allen Bereichen die Beziehungen zwischen unseren Bevölkerungen fördern werden, um jetzt und in der Zukunft ein besseres Verständnis zwischen unseren beiden Nationen zu gewährleisten.

Oberthal, den 9 Juni 1985

Der Bürgermeister
der Gemeinde Oberthal

Der Bürgermeister
der Gemeinde Moyennoutier

schen Partnerort zur Einweihung des Place d'Oberthal und zur Übergabe des „Brunnens der Freundschaft“, geschaffen von Gerhard Schnur, mit Bürgermeisterin Sigrid Morsch geist.

Seit drei bzw. vier Jahren werden die gegenseitigen Begegnungen durch eigene Ausschüsse in beiden Partnergemeinden vorbereitet. Auf der Vereinsebene beteiligen sich vor allem die sporttreibenden Vereine, die an Sportstätten auch Wettbewerbe nach Art der „Spiele ohne Grenzen“ mit Erfolg veranstalten, an der Kontaktpflege. Es kam in Oberthal sogar zur Gründung der „Boule-Freunde“, damit man den Anhängern dieses französischen Nationalsports in Moyennoutier bei Turnieren begegnen kann. Beim jüngsten Brückbachfest war die Partnergemeinde wieder mit einem Spezialitätenstand vertreten.

Eine erste Initiative zu einer Schulpartnerschaft war Ende 1985 von der Deutschlehrerin am Collège im benachbarten Städtchen Senones ausgegangen, wo die Kinder der Klassenstufen 6 bis 9 aus Moyennoutier eingeschult sind. Bereits im folgenden Juni reiste eine Schülergruppe für zwei Tage als Gast der Grund- und Hauptschule Oberthal an. Der für 1987 geplante Gegenbesuch in Senones bzw. Moyennoutier wurde von den Gastgebern allerdings abgesagt, weil es dort an privaten Übernachtungsmöglichkeiten mangelte. 1988 konnte allerdings eine 6. Klasse aus Oberthal gleichaltrige Schüler der Ecole Primaire in Moyennoutier-St. Blaise besuchen und im Gegenzug eine 5. Klasse aus der Partnergemeinde in Oberthal empfangen. Nach fünfjähriger Pause wiederholte sich 1993 dieser eintägige Klassenaustausch. Weil in absehbarer Zeit die Hauptschulklassen in Oberthal auslaufen, kann die angebaute Schulpartnerschaft nur fortbestehen, wenn diese von der Sekundarschule Namborn-Oberthal übernommen wird. Von schulorganisatorischen Veränderungen ungestört, entwickelte sich jedoch ab 1988 der eintägige Austausch zwischen der Grundschule Oberthal und der Ecole Mixte Philippsbourg sowie der Ecole Primaire Publique Baerenthal. Jede vierte Klasse hat im Jahr Gelegenheit, Gast wie Gastgeber zu sein. Von den Lothringern im Bitcherland wurde sogar vorgeschlagen, dieses Rencontre franco-allemand zweimal jährlich zu veranstalten. Selbst die Vorschulkinder des katholischen Kindergartens Oberthal un-

ternahmen in diesem Jahr einen Tagesausflug nach Moyennoutier, nachdem im Vorjahr die Ecole maternelle des Partnerortes für einen Tag nach Oberthal gekommen war. In Oberthal wie in Moyennoutier sind bereits die Planungen zur Feier des zehnjährigen Bestehens dieser Partnerschaft angelaufen.

Während in aller Regel Schulpartnerschaften aus Gemeindepartnerschaften hervorgehen, kann es auch einmal umgekehrt sein. Die seit 1977 praktizierte und damit dauerhafte Schulpartnerschaft zwischen der Grund- und Hauptschule Namborn und dem Collège Mixte Langeac führte 1987 endlich, allgemeinem Wunsch entsprechend, zur Gemeindepartnerschaft zwischen Namborn und Langeac (Département La Haute-Loire). Zur zweiten Feier am 17. September 1987 reiste eine Abordnung von sechzig Bürgern der 5 000 Einwohner zählenden Stadt in der Auvergne an.

In der vollbesetzten Liebenburghalle in Namborn-Eisweiler unterzeichneten Bürgermeister Herbert Müller und Maire Guy Vissac im Beisein des Gemeinderates Namborn und des Stadtrates Langeac die Partnerschaftsurkunde. Der französische Kommunalpolitiker regte an, neben den beabsichtigten sportlichen und kulturellen Beziehungen auch den wirtschaftlichen Austausch von regionaltypischen Erzeugnissen künftig zu pflegen. Das Jubiläum des 70jährigen Bestehens veranlaßte den Musikverein Furschweiler im Jahr 1993 der Avant-garde in Langeac zu gratulieren. Aus demselben Festanlaß kamen diese in diesem September nach Furschweiler.

Durch die langjährigen Schüleraustausche und regelmäßigen gegenseitigen Schulbesuche zwischen Langeac und Namborn entstehen bereits in der Jugendzeit persönliche und familiäre Beziehungen, die später durch Ferienaufenthalte und Vereinsbegegnungen fortgeführt werden. Die Sekundarschule Namborn-Oberthal wird die bisherigen schulpartnerschaftlichen Beziehungen der Namborner Hauptschule mit dem Collège Mixte d'Enseignement Secondaire Langeac übernehmen. Im Bereich der Grundschule (3./4. Klasse) unterhält die Namborner seit 1988 eine Partnerbeziehung mit der Ecole des Vosges in Sarrebourg, während die Furschweiler Grundschule seit 1990 ihre Partnerschaft im Metzger Stadtteil Woippy hat. Die eintägigen Schüler-

URKUNDE



Die Stadt LANGÉAC und die Gemeinde NAMBORN haben am 26. September 1987 im Rathausaal von Langeac mit der Unterzeichnung der Partnerschaftsurkunde den Grundstein für eine Städtefreundschaft gelegt.

Aus Anlaß des Gegenbesuches der Delegation aus Langeac in Namborn am 16. und 17. September 1988 bekräftigen wir diese Städtefreundschaft durch die Unterzeichnung dieser

Freundschaftsurkunde
Namborn, den 17. September 1988

begegnungen an beiden Schulstandorten finden in der Regel jährlich statt.

Die Gemeindepertnerschaft zwischen *Freisen und Mutzig* (Département Bas-Rhin) ist die jüngste Jumelage einer Kreisgemeinde. Ihr ging eine langjährige Partnersuche der Freisener, insbesondere Horst Johanns, voraus. Sie erstreckte sich ausschließlich auf partnerschaftswillige Gemeinden mit etwa gleicher Einwohnerzahl wie Freisen im benachbarten deutschsprachigen Elsaß und Lothringen. Zu weite Anreisen zum künftigen Partnerort sollten ebenso vermieden werden wie zu große Sprachhindernisse bei der Partnerbegegnung. Schließlich wurde mit dem unterelsässischen Städtchen Mutzig im Tal der Bruche der geeignete Partnerort (er zählt 5 000 Einwohner) gefunden.

Der Fotoclub „Tele“ Freisen leistete die Pionierarbeit zum Aufbau der erstrebten Gemeindepertnerschaft, indem er mit dem Fotoclub in Mutzig anlässlich deren Ausstellung Kontakt aufnahm und danach ständig ausbaute. Als die Partnerschaft zwischen Freisen und Mutzig am 19. Mai 1990 im vollbesetzten Freisener Kolpinghaus feierlich besiegelt wurde, waren 150 Elsässer aus dem bekannten Bier- und Weinstädtchen anwesend und Zeugen der Unterzeichnung der Partnerschaftsurkunde durch Bürgermeister Vinzenz Becker und Maire André Courtès. Als dann am 2. September 1990 die kunstvoll gestaltete und in beiden Sprachen abgefaßte Charte de Jumelage in Mutzig präsentiert wurde, waren sogar 250 Freisener dabei.

Das Mittagessen nahmen sehr viele in Mutziger Familien ein, während die offiziellen Partnerschaftsrepräsentanten gemeinsam zu Mittag speisten. Das traditionelle Mutziger Bierbrunnenfest eröffneten die Bürgermeister beider neuen Partnergemeinden gemeinsam, und sie enthüllten auch gemeinsam einen Gedenkstein auf dem neuen Place de Freisen. Vorausgegangen war in der Pfarrkirche St. Maritus ein Festhochamt mit den Konzelebranten Père Lucien und Pfarrer Michael Becker und unter Mitwirkung des Kirchenchores aus Freisen. Die Saarländer genossen die herzliche Gastfreundschaft der Elsässer und empfanden sie als Verpflichtung zur Gegenseitigkeit. Daß die Mutziger sich in Freisen wie zu Hause fühlen und die Freisener ebenso in Mutzig, dazu tragen seit-

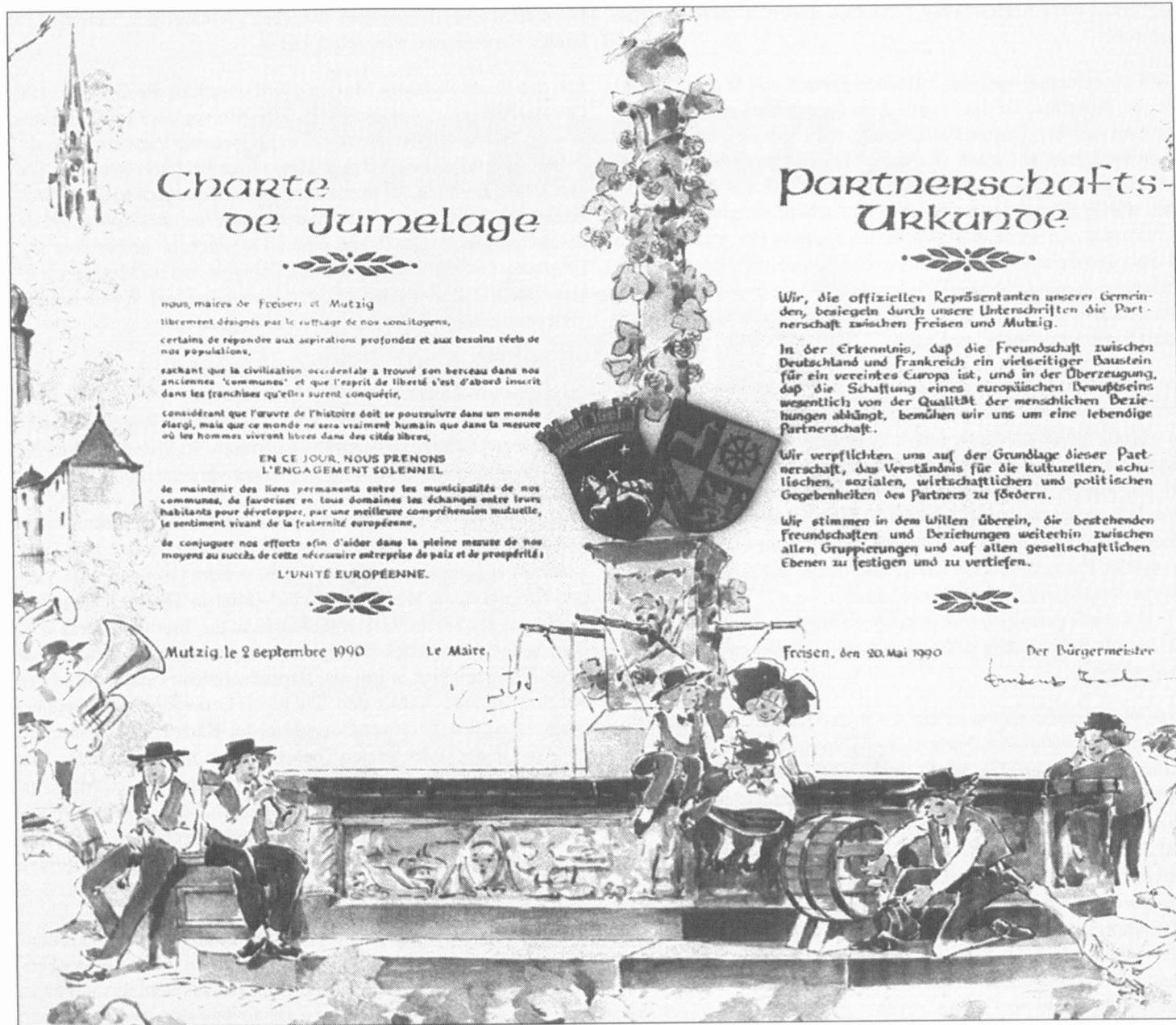
her die Dauerverbindungen zwischen gleichartigen Vereinen in beiden Partnerorten wesentlich bei.

Mit der Ecole Primaire Mutzig-Nord unterhält die Grundschule Oberkirchen eine Schulpartnerschaft. Ein vor der Gründung stehender Partnerschaftsverein soll in Freisen alle Partnerschaftsaktivitäten koordinieren und durch neue Impulse fortentwickeln. Die guten Beziehungen der Freisener zu den Mutzigern machten sich im Juli 1992 fünfzig St. Wendeler Altstadtfreunde zunutze, als sie dem elsässischen Städtchen einen Tagesbesuch abstatteten mit Empfang durch den Beigeordneten François Jost im Mutziger Rathaus und mit Besuch der dortigen Chapelle Saint Wendelin von 1566, für deren Erhaltung sie 500 DM spendeten.

Eine Gemeindepertnerschaft bezieht sich auf alle deren Gemeindebezirke im Gegensatz zu einer Partnerschaft, die zwischen einer ausländischen Gemeinde und einem einzelnen Gemeindebezirk (Stadt- bzw. Ortsteil) besteht. Im Landkreis St. Wendel gab es bis 1984 deren zwei; seither sind drei weitere hinzugekommen.

Theley und Basse-Goulaine (Département Loire-Atlantique) gingen 1989 eine Partnerschaft ein. Sie entwickelte sich seit 1986 zunächst aus privaten und familiären, sodann Gruppen- und Vereinsbegegnungen. Zur Partnerschaftsfeier in Theley reisten 160 Gäste aus der neuen Partnergemeinde in die Bretagne. Drei Wochen später reisten 180 Theleyer im Gegenzug nach Basse-Goulaine. Unterzeichnet wurde die Partnerschaftsurkunde von Maire Serge Poignant, durch den Theleyer Ortsvorsteher Friedbert Becker und den Tholeyer Bürgermeister Hans-Dieter Frisch am 29. April in der vollbesetzten Theleyer Sport- und Kulturhalle. Der entsprechende Festakt in Basse-Goulaine folgte am 21. Mai. Am gemeinsamen Festessen in der Sporthalle nahmen tausend Personen teil. Zum Programm des Aufenthaltes gehörten auch eine Kranzniederlegung am Ehrenmal, ein Gottesdienstbesuch sowie die Besichtigung von Nantes und La Baule.

Um die dauerhafte Pflege dieser Partnerschaft mit Basse-Goulaine bemüht sich in Theley ein Partnerschaftsverein. Mit seiner Hilfe führen neunzig Theleyer, Erwachsene wie Schüler, in diesem Juni zur Feier des fünfjährigen Bestehens der Jumelage nach



Charte de Jumelage

nous, maires de Freisen et Mutzig librement désignés par le suffrage de nos concitoyens, certains de répondre aux aspirations profondes et aux besoins réels de nos populations, sachant que la civilisation occidentale a trouvé son berceau dans nos anciennes "communes" et que l'esprit de liberté s'est d'abord inscrit dans les franchises qu'elles surent conquérir, considérant que l'œuvre de l'histoire doit se poursuivre dans un monde élargi, mais que ce monde ne sera vraiment humain que dans la mesure où les hommes vivront libres dans des cités libres,

EN CE JOUR, NOUS PRENONS L'ENGAGEMENT SOLENNEL

de maintenir des liens permanents entre les municipalités de nos communes, de favoriser en tous domaines les échanges entre leurs habitants pour développer, par une meilleure compréhension mutuelle, le sentiment vivant de la fraternité européenne, de conjuguer nos efforts afin d'aider dans la pleine mesure de nos moyens au succès de cette nécessaire entreprise de paix et de prospérité: L'UNITÉ EUROPÉENNE.

Mutzig, le 2 septembre 1990

Le Maire

Partnerschafts-Urkunde

Wir, die offiziellen Repräsentanten unserer Gemeinden, bezeugen durch unsere Unterschriften die Partnerschaft zwischen Freisen und Mutzig.

In der Erkenntnis, daß die Freundschaft zwischen Deutschland und Frankreich ein vielseitiger Baustein für ein vereintes Europa ist, und in der Überzeugung, daß die Schaffung eines europäischen Bewußtseins wesentlich von der Qualität der menschlichen Beziehungen abhängt, bemühen wir uns um eine lebendige Partnerschaft.

Wir verpflichten uns auf der Grundlage dieser Partnerschaft, das Verständnis für die kulturellen, schulischen, sozialen, wirtschaftlichen und politischen Gegebenheiten des Partners zu fördern.

Wir stimmen in dem Willen überein, die bestehenden Freundschaften und Beziehungen weiterhin zwischen allen Gruppierungen und auf allen gesellschaftlichen Ebenen zu festigen und zu vertiefen.

Freisen, den 20. Mai 1990

Der Bürgermeister

Basse-Goulaine, wo ihnen eine herzliche Aufnahme zuteil und ein abwechslungsreiches Programm durch ihre Gastgeber geboten wurde.

Sotzweiler und St. Jean-Rohrbach (Département Moselle) begründeten 1991 eine Partnerschaft. Zwischen dem Sportverein dieser lothringischen Tausend-Einwohner-Gemeinde etwa zwanzig Kilometer südwestlich von Saargemünd (Sarreguemines) und dem Turn- und Sportverein Sotzweiler hatte es bereits langjährige sportliche und gesellige Begegnungen gegeben, aus denen schließlich diese Ortspartnerschaft erwuchs. Gepflegt wird sie seither auch durch andere Ortsvereine, die sich mit gleichartigen Vereinspartnern aus St. Jean-Rohrbach mal hier, mal dort begegnen. Unterzeichnet wurde die Partnerschaftsurkunde in Sotzweiler am 24. August 1991 durch Ortsvorsteher Walter Gotthard, Bürgermeister Hans-Dieter Frisch, Tholey, und Maire Gabriel Schatz, St. Jean-Rohrbach. Dort soll im Jahr 1995, wenn die nötigen Räumlichkeiten bereitstehen, ebenfalls eine offizielle Partnerschaftsfeier veranstaltet werden.

Bliesen und Saint-Cyr-en-Val (Département Loiret) sind seit dem 9. Mai 1993 partnerschaftlich verbunden². Das 3 000-Einwohner-Städtchen, zehn Kilometer südöstlich von Orléans gelegen, war auf der Suche nach einer deutschen Partnergemeinde. Renate Fabre-Mathis geb. Scholl schlug mit Erfolg ihren Geburtsort Bliesen vor. Der Bürgermeister von Saint-Cyr schrieb deshalb im August 1991 sowohl dem Bliesener Ortsvorsteher wie dem St. Wendeler Bürgermeister. Nachdem Klaus Bouillon zu dieser geplanten Partnerschaft zwischen dem St. Wendeler Stadtteil und Saint-Cyr keine Einwände vorgebracht und auch die Interessengemeinschaft Bliesener Vereine mit großer Mehrheit dieser Jumelage zugestimmt hatte, faßte der Bliesener Ortsrat am 27. November 1991 einstimmig den entsprechenden Beschluß. Es folgten gegenseitige Kontaktaufnahmen von Gemeindevertretern und einzelnen Vereinen und schließlich in Saint-Cyr-en-Val die Unterzeichnung des „Verbrüderungseides“ (Serment de Jumelage) durch Maire André Champault und Ortsvorsteher Josef Hinsberger. Die Tausend-Jahr-Feier Bliesens in diesem Mai bot den rechten Rahmen, um im Beisein von 150 Bürgern aus Saint-Cyr-en-

Val die beschlossene Partnerschaft zu bekräftigen, die in der gebürtigen Bliesenerin und Bürgerin von Saint-Cyr ihre Initiatorin und Identifikationsfigur findet.

Während in den vergangenen zehn Jahren auf Kreisebene neue deutsch-französische Partnerschaften aufkeimten, wurzeln und aufwachsen, sind die früher gepflanzten durchweg kräftig gediehen. Sie konnten bereits das Jubiläum des zehnjährigen Bestehens feiern wie Tholey und St. Benoit oder gar des zwanzigjährigen Bestehens wie Tholey und Zetting, wie St. Wendel und Rezé und wie Alweiler und Bertrichamps. Diese Jubiläen boten auch Gelegenheit zu kritischer Rückschau auf den bisher gemeinsam zurückgelegten Weg wie zu einem realistischen, aber optimistischen Ausblick in das neue Jahrzehnt des partnerschaftlichen Miteinanders von Deutschen und Franzosen.

Die Erfahrungen zeigen nämlich auch Grenzen des Wachstums auf, die bei künftigen Planungen zu berücksichtigen sind, vor allem von den fast in allen Partnerorten tätigen Fördervereinen, welche die Gemeindeverwaltungen wesentlich unterstützen und entlasten können.

In St. Wendel kann der am 3. Mai 1984 im Dorfgemeinschaftshaus in Alsfassen gegründete „Verein zur Förderung von Städtepartnerschaften“ (VFS) bereits auf eine zehnjährige Erfahrung zurückblicken. Fast sechs Jahre leitete Alfred Neef aus Osterbrücken als Vorsitzender die Vereinsgeschicke, seither Norbert Sebastian aus Niederlinxweiler. VFS-Ansprechpartner in Rezé ist das Office des Jumelages et des Relations Internationales (OMJRI), zuvor OMJ. In der geänderten Bezeichnung kündigt sich bereits eine Ausweitung des Aufgabenbereiches an. Rezé unterhält nämlich außer mit St. Wendel mittlerweile vier weitere Partnerschaften mit Städten in Rumänien, Indien, Irland und Algerien. Den ehrenamtlichen Mitarbeitern der fünf Zweigkomitees stehen zwei hauptamtliche Schreibkräfte zur Verfügung. Angesichts des häufigen Wechsels im Vorsitz des Zweigkomitees stellen diese den ruhenden Pol in der Organisation der Partnerschaftsbeziehungen dar.

Außer der personellen Fluktuation erschwert die Unerfahrenheit der neuen Ansprechpartner die Arbeit des VFS, der seinerseits auf

personeller Kontinuität aufbaut. Diese Schwierigkeiten wurden OJMRI-Präsidenten Joseph Ayoul aus Rezé vorgetragen, als er anlässlich des Jubiläums des VFS in diesem Sommer in St. Wendel weilte. An den Austauschprogrammen beteiligen sich gegenwärtig hauptsächlich die Sportvereine (Fußball, Tischtennis, Billard u. a.). Erwähnenswert ist die Einführung des Schülerlotsensystems in Rezé 1987 dank Anregung und Unterstützung aus der St. Wendeler St. Annenschule. Die Betreuung in diesem Bereich hat inzwischen die Jugendverkehrsschule in Neunkirchen/Nahe in Absprache mit dem VFS übernommen. Die Begegnungen von Senioren beider Partnerstädte wurden wiederbelebt und organisatorisch gestützt.

Das ständige Bemühen, neue Begegnungsfelder für Austauschwillige zu erschließen, scheitert oft an Sprachschwierigkeiten. Hinderlich sind auch die 850 km-Entfernung und die elfstündige Fahrzeit zwischen beiden Partnerstädten. Dem Praktikantenaustausch stehen auf französischer Seite kaum überwindbare versicherungsrechtliche Formalitäten im Wege. Begonnen wurde in diesem Jahr der Austausch von deutscher und französischer Literatur zwischen der Stadt- und Kreisbücherei im Mia-Münster-Haus und der Bibliothek in Rezé.

Einen hohen Anteil an den gesamten Partnerschaftsaktivitäten stellen die St. Wendeler Schulen, sowohl hinsichtlich der Teilnehmerzahl als auch hinsichtlich der Beständigkeit. Die St. Annenschule, seit 1992 nur Hauptschule, wechselte ihre Partnerschule. Nachdem das Collège La Petite Lande 1988 die seit 1978 bestehenden Schüler- und Lehrerbegegnungen aus verschiedenen schulbedingten Gründen eingestellt hatte, übernahm sie von der 1992 zur Grundschule umgewandelten Nikolaus-Obertreis-Schule deren Partnerschule, das Collège Privé Saint Paul. Diese katholische Privatschule kam im April mit einer Schülergruppe und im September dieses Jahres mit dem Lehrerkollegium nach St. Wendel zu den neuen Gastgebern. Mit dem Collège Du Pont Rousseau unterhält das Gymnasium Wendalinum, mit dem Lycée Jean Perrin das Cusanus Gymnasium seit langem regelmäßigen Schüleraustausch. Beide Gymnasien pflegen neben der deutsch-französischen Schulpartnerschaft auch solche mit anderen europäischen

Ländern. Das Arnold-Janssen-Gymnasium ist seit 1990 dem Collège St. Joseph in St. Benoit-sur-Loire, der Partnergemeinde Tholeys, und seit 1991 auch mit dem Collège privé Jeanne d'Arc in Clermont-sur-Oise partnerschaftlich verbunden. Vorgesehen ist noch eine Schulpartnerschaft mit einem Lycée in Orléans. Im angrenzenden Lothringen haben die Grundschulen der Stadt St. Wendel ihre Schulpartner. Zwischen der Kreisrealschule in St. Wendel und dem Collège St. Léon in Nancy werden die bereits traditionellen Schüler- und Lehrerbegegnungen fortgesetzt.

Die Schulpartnerschaften lassen die heranwachsende Generation durch entsprechende Austausche Land und Leuten anderer Regionen und Staaten begegnen, sie fördern das Erlernen von Fremdsprachen und dienen letztlich der Friedenserziehung. Insoweit erfüllen sie in besonderer Weise die in den Partnerschaftsurkunden genannten Leitziele. Sie verdienen folglich die finanzielle Förderung durch die Gemeinden. Neben den Vereinspartnerschaften bilden die Schulpartnerschaften das Fundament einer Gemeindepartnerschaft. Und selbst dort, wo eine solche noch nicht existiert, gibt es eine erstaunliche Fülle von dauerhaften Begegnungen von Schulklassen, Jugendgruppen, Vereinsmitgliedern, Familien und Privatpersonen über die sprachlichen und nationalen Grenzen hinweg. Alle diese Bemühungen um Aussöhnung und Freundschaft zwischen den Menschen unterschiedlicher Nationalität, insbesondere zwischen Deutschen und Franzosen, fördern letztlich die europäische Einheit und dienen dem Frieden in der Welt. Partnerschaften gilt es wie Pflanzen zu hegen und zu pflegen, damit sie Blüten und Früchte hervorbringen.

Anmerkungen:

1 Gerhard Weber, Deutsch-französische Partnerschaften, in: Heimatbuch des Landkreises St. Wendel, XX. Ausgabe, 1983/84/ S. 67-75

2 Jubiläums-Festschrift 1 000 Jahre Bliesen (994-1994), hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde im Auftrag der Interessengemeinschaft Bliesener Vereine, Bliesen 1994, S. 169-177

3 Ergebnis einer schriftlichen Umfrage der Schriftleitung, die im April/Mai 1994 mit dankenswerter Unterstützung durch das Amt für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit des Landratsamtes St. Wendel durchgeführt wurde. Für die schriftlichen wie mündlichen Informationen bedankt sich der Verfasser bei den Bürgermeistern und ihren Sachbearbeitern, bei den Schulleitern und den von diesen beauftragten Kollegen sowie bei den Vorsitzenden der Partnerschaftsfördervereine.

Aus Sao Vendelino zur Ausbildung in St. Wendel

Zehn Brasilianer wurden zwei Jahre lang beruflich gefördert

Von Hermann Scheid

Zum Jahresende läuft eine zweijährige Ausbildung von zehn jungen Brasilianern in Handwerksbetrieben des Landkreises St. Wendel aus. In Bliesen, Bosen, Gonesweiler, Namborn, Primstal, St. Wendel, Sotzweiler und Wadern werden die jungen Leute aus Sao Vendelino/St. Wendel in bestimmten Berufsfeldern ausgebildet. Obwohl Portugiesisch in Brasilien Landessprache ist, erleichtert ihnen ihre nordsaarländische Umgangssprache die Verständigung mit den Ausbildern. Ihre deutsche Herkunft zeigen die Familiennamen an: Angst, Fischer, Flach, Griebler, Lutz, Sganderla, Stockmanns, Stroehrer und Willrich. Ihre Vornamen dagegen weisen den portugiesischen Spracheinfluß nach: Dirceu, Cleodir, José, Luciano, Maria, Mariano, Oswaldo, Sergio und Vera.

Gelegentlich einer Brasilienreise im März 1992, bei der der Berichterstatter nach Auswanderern aus unserer Gegend forschte, machte er auch die Bekanntschaft mit dem Bürgermeister der Gemeinde Sao Vendelino/St. Wendel. Die herzliche Aufnahme bei Bürgermeister Jair Fernando Baumgratz (Vorfahren aus Tholey), den Mitgliedern des Gemeinderates, den Vertretern der beiden Kirchen, der Polizei und den zahlreichen Bürgern sollte mehr als ein Besuch werden.

Sao Vendelino – in der dortigen Umgangssprache St. Wendel – liegt im Bundesstaat Rio Grande do Sul, ca. 100 Kilometer nordöstlich der Landeshauptstadt Porto Alegre. In der Gemeinde leben 1.800 Einwohner auf einer Gesamtfläche von 38,5 qkm. Das Gebiet ist sehr dünn besiedelt, die Wohnplätze liegen weit auseinander. Die Kolonisierung des Raumes begann im Jahre 1855. Angeworben durch Agenten kamen die ersten deutschen Einwanderer noch im selben Jahre. Der überwiegende Teil der Bevölkerung stammt von Auswanderern aus Gemeinden des Kreises St. Wendel. Bei meinem Besuch konnte ich, gestützt auf ein mir vorliegendes Namensverzeichnis, feststellen, daß die Auswanderer

aus Hasborn-Dautweiler, Theley, Tholey, Oberthal und Wolfersweiler stammten. Die große Verehrung des Heiligen Wendelin in der verlassenen Heimat führte dazu, dieser Niederlassung seinen Namen zu geben. Bei einem Spaziergang durch die Gemeinde grüßte ich einen älteren Herren mit „Guten Tag, Herr Seibert“. Er erwiderte meinen Gruß und war wohl überrascht, als ich ihm sagte, er hätte einen Bruder in Wolfersweiler. Die Ähnlichkeit mit einem Bürger von Wolfersweiler gleichen Namens war für mich verblüffend. Im Laufe der Unterhaltung stellten wir fest, daß sein Großvater tatsächlich aus Wolfersweiler stammte.

Die allgemeinen Lebensverhältnisse sind mit unseren verglichen denkbar bescheiden. Der überwiegende Teil der Bevölkerung ernährt sich durch die Landwirtschaft. Die Erzeugnisse werden fast ausschließlich zum Eigenbedarf hergestellt. Der Standard der landwirtschaftlichen Betriebe entspricht den hiesigen Verhältnissen um die Jahrhundertwende. Die Familien sind sehr kinderreich. Sechs bis zehn Kinder je Familie sind üblich. Da vielfach die eigene Landwirtschaft die gesamte Familie in ihrer Ernährung nicht mehr sicherstellen kann, wandern Angehörige in die Ballungsräume der Großstädte ab. Nicht selten verarmen insbesondere junge Menschen wegen fehlender Schul- und Berufsbildung.

Die eigentliche Gründung der Gemeinde Sao Vendelino erfolgte am 29. April 1888. Seit dieser Zeit werden enorme Anstrengungen zur Verbesserung der allgemeinen Lebensbedingungen unternommen. So war es möglich in den letzten Jahren, die gesamte Gemeinde mit Strom zu versorgen. Eine zentrale Wasserleitung wird Zug um Zug verlegt. Die Verbesserung des Schul- und Gesundheitswesens, des Straßenbaues und ihrer Unterhaltung sind Probleme, die zur Lösung anstehen. Im Zentrum der Gemeinde, in der Nähe von Kirche und Rathaus, wird Gelände für den Wohnungsbau erschlossen. Desweiteren soll ein Platz für Gewerbe und



Sao Vendelino – Obwohl einige tausend Kilometer entfernt, fühlt man sich in das Sankt Wendeler Land um die Jahrhundertwende zurückversetzt.

Auch in der neuen Heimat beruft man sich auf den heiligen Wendalinus als Schutzpatron. Brasilianisch ausgelassen mutet das Lachen an, mit dem er für die Region im Bundesstaat Rio Grande do Sul wirbt.



Handel ausgewiesen werden, um keinen Firmen die Möglichkeit der Ansiedlung zu geben.

In diesem Sinne ist auch das Bemühen zu sehen, jungen Brasilianern deutscher Abstammung eine zweijährige Ausbildung in Handwerksbetrieben des hiesigen Kreises anzubieten. Eine berufliche Ausbildung in Form einer Lehrzeit ist in Brasilien unbekannt. Wer ein Handwerk erlernen will, geht in eine Werkstatt und informiert sich mehr oder weniger ausführlich über notwendige Handgriffe, die er für die Berufsausübung benötigt. Da es weder Lehrzeit mit Berufsschule noch Gesellen- oder Meisterprüfungen gibt, ist der Status dieser Beschäftigten vielfach unbefriedigend.

Es ist dem Ausbildungs- und Fortbildungsförderverein St. Wendel e. V. beim Landkreis St. Wendel zu danken, daß er zehn jungen Menschen aus Sao Vendelino eine zweijährige Ausbildung in guten Handwerksbetrieben in der Heimat ihrer Vorfahren vermittelte. Die Ausbildung umfaßt neben einem praktischen Teil auch eine theoretische Einweisung in die einzelnen Berufsbilder. Es werden die Berufe Bäcker, Landwirt, Maler, Metzger, Schreiner und Hotelfachfrau angeboten.

Es ist anzunehmen, daß die Gruppe nach ihrer Rückkehr in die Heimat erste Ansätze zur Verbesserung ihrer örtlichen wirtschaftlichen Lage erreichen kann. Da für die Grundausstattung der Gemeinde weitere Dienstleistungen erforderlich sind, etwa die eines Elektrikers, eines Autoschlossers und sonstiger Handwerksberufe, wäre es sehr nützlich, diese Maßnahme auch in den kommenden Jahren fortzusetzen.

Wie eingangs erwähnt, stammen die ersten Siedler in Sao Vendelino aus den Gemeinden des hiesigen Landkreises. Trotz dieser Epoche von etwa 140 Jahren wird deutsches Brauchtum auch heute noch intensiv gepflegt. Neben den Chören mit überwiegend deutschem Liedgut sind es zwei Volkstanzgruppen, die auch Tänze der Vorfahren pflegen. Die Erb, das Fest der Kirmes am Wendelstag (20. Oktober), aber auch die sonstigen weltlichen und kirchlichen Feiern entsprechen dem hiesigen Brauchtum. Die Brasilianer deutscher Abstammung gelten als fleißig und strebsam. Ich bin daher fest überzeugt, daß durch ein entsprechendes beruf-

liches Angebot unserer Handwerksbetriebe den jungen Brasilianern eine gute Chance für ihr Arbeitsleben in ihrer Heimat gegeben werden kann.

Anmerkung der Schriftleitung:

Auf Sao Vendelino/St. Wendel aufmerksam gemacht wurde wegen seines Vornamens Prof. Dr. Wendelin Müller-Blattau, Saarbrücken/St. Wendel-Saal, anlässlich einer Konzertreise mit dem Kammerchor der Universität des Saarlandes durch Südbrasilien im Rahmen des Musikfestivals „Brasil cantat“ im Juli 1990, die u. a. auch nach Sao Feliz, in dessen Umgebung Sao Vendelino liegt, führte. So kam es zu einer ersten Begegnung in Sao Vendelino zwischen dessen Bürgermeister Baumgratz und dem Musikprofessor. Eine zweite Begegnung folgte Anfang Oktober in St.

Wendel, wohin Bürgermeister Baumgratz nach einem Seminar in Berlin durch Prof. Müller-Blattau eingeladen worden war. Während seines Kurzaufenthaltes nahm der brasilianische Besucher auch Kontakt mit der Stadtverwaltung und den Altstadtfreunden in St. Wendel auf. Als ihm Gerd Weber zwei Buntfotos von Kirche und Pfarrhaus, jetzt Rathaus, von Sao Vendelino vorlegte, war der Bürgermeister verblüfft. Der deutschstämmige Brasilianer Mario A. Assmann aus Santa Cruz do Sul, im Juli 1987 und September 1990 in St. Wendel zu Besuch und bei Weber zu Gast, hatte sie ihm besorgt. Der St. Wendeler wußte nämlich bereits von der Existenz Sao Vendelinos durch Alois Selzer, der in seinem Standardwerk „St. Wendelin“ allerdings diesen nach St. Wendelin benannten Ort irrtümlicherweise nach Südafrika statt nach Südamerika lokalisiert.



Landrat Franz Josef Schumann empfing die brasilianischen Auszubildenden im historischen Sitzungssaal des Landratsamtes.

Im Wendler Land

Von Jean-Louis Kieffer

Weit von den Héttén
Hénner de Schurschten un Grouwen
Am Enn vom Land
Do sén
Keen grouss Berjen
Awwer Hiwweln
Déi von Weiler zou Weiler
Buertzelkopp spillen
Dahäm
Im Wendler Land.

Keen grousser Palawer
Keen Déngs un keen Dénger
Keen Kuddel
Keen Muddel
Von Wiesen zou Stécker
Iwwer Tal un Wälder
Nur Häämlichkeet
Dahäm
im Wendler Land.

Awwer in der Toolejer Kérch
En Deiwelchen
Wéllen Schimmelreitern ohne Kepp
Gespenschter mét feier Auen om Mumrich
Bosener Grindmännchen
Un om Rennweg
En schwaarzer Hond
Von Hexenbesen verdriff
Am Fouss vom Schaumberg
Verzauberte Landschaft
Dahäm
Im Wendler Land

Un of der Wendalinus Basilika
Noch en Gans.

Das Gedicht ist, mit freundlicher Genehmigung des Verlages, entnommen aus „Bosener Tagebuch“, Logos Verlag Saarbrücken 1993, herausgegeben von Georg Fox und Günter Schmitt

„Mit unserer Sprooch isses wie mitteme alde Fahrrad...“

Eine Bilanz der 3. Saarländischen Mundarttage

Von Friedrich Hatzenbühler

„Seit unserem Abschied von Bosen im St. Wendeler Land sind schon wieder einige Wochen ins Land gegangen. Geblieben ist ein latentes und zuweilen offen ausbrechendes Heimweh nach einem blühenden Kirschbaum, nach grünen Hügeln, nach Lerchenliedern unter sonnigem Himmel, nach gelebter Zeit.“

Zeilen aus einem Brief von Christian, den er aus seiner Heimatgemeinde Riehen in der deutschen Schweiz Mitte Mai ins Saarland geschrieben hat.

(Christian: er hat beim letzten Symposium in der Bosener Mühle nur einen Vornamen gehabt und nannte sich nicht Dr. phil. Christian Schmidt-Cadalbert; und es war auch nicht wichtig, zu wissen, daß er der Leiter der Literaturabteilung der deutschsprachigen Schweiz beim Rundfunk in Basel ist; und daß er ein Mann von Mundart-Know-How darstellt, wenn man Mundart im deutschen oder deutschsprachigen Südwesten und den Grenzregionen meint. Christian war einer von sechs Dichterinnen und Dichtern, die sich während des zweiten „Symposiums“ Land und Leute, Geschichte und Geschichtchen, Kulturhistorie und kulinarische Kultur unseres Landes angetan haben.)

... ein latentes und zuweilen offen ausbrechendes Heimweh ...

kann man eigentlich literarische und kulturelle Liebe zu einer kleinen Region wie dem St. Wendeler Land besser formulieren? Wohl kaum – und wenn, dann ist der Text noch nicht geschrieben. Auf ein nächstes Symposium dann ...

Schon die 3. Saarländischen Mundarttage haben wir im Frühjahr 1994 organisieren dürfen und sie auch mit Freude erleben können – die offensichtlich wieder entfachte Freude an der hiesigen Mundart, am rheinfränkischen und moselfränkischen Dialekt, an der alten Sprache der Lothringer, der Alemannen, der Vorderpfälzer

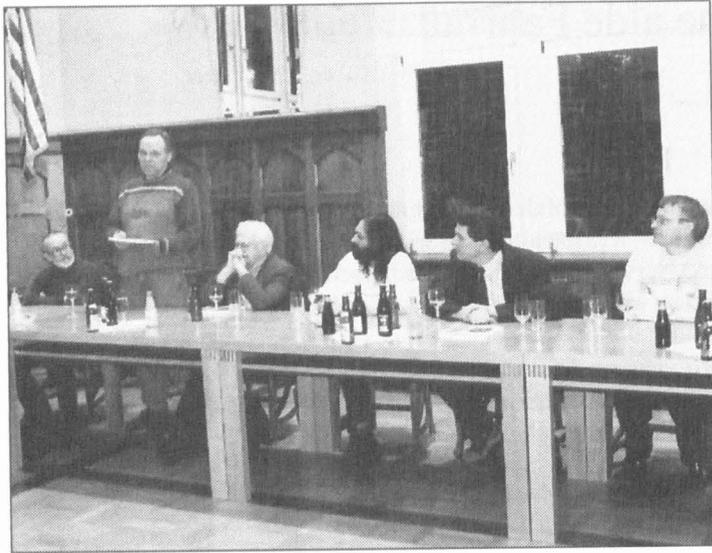
und der hinterpfälzischen unmittelbaren Nachbarn. Was ist denn das nun, was jetzt in Folge seit drei Jahren mit erheblicher Finanz- und Nervenkraft auch der Stadt und des Kreises St. Wendel organisiert wurde?

Mit unserer Sprooch isses wie mitteme alde Fahrrad – es laafd zwar noch, klabberisch, awwer kääner maans meh fahre, es steht im Keller un roschd vor sich hie.

Ist es wirklich so? Gilt nur mehr das Moderne, das, was up to date ist, oder zumindest so erscheint? In den Familien wird die Sprache der Heimat, der Dialekt der älteren Generation nur noch von Fall zu Fall gesprochen, von den Schulen dürfen wir kaum eine Unterstützung der Mundart erwarten, hat doch der Grundschulpädagoge heutiger Zeit genug damit zu tun, seinen Kindern ein Deutsch beizubringen, das nicht aus Comics bzw. aus Computerprogrammen oder Video-Spielen stammt.

Woher also der organisatorische Hintergrund dafür, daß die Sprache der Heimat die Sproche der Region erhalten bleibt. – „Erhalten – wofür und für wen?“ Gute Frage, wer braucht noch die Mundart, wer gebraucht noch die Mundart, wer nimmt seine ihm von seinen Vorfahren mündlich übergebene Sproche „in den Mund“?. Ist es eine Arbeit um ihrer selbst willen, ist es ein Klamauk mit originellen Formulierungen, sind es skurille Gespräche mit witzigen Leuten, ist es die Show, etwas was ebenfalls auch Hochdeutsch gesagt werden könnte, ins Dialekt zu zwingen?.

Oder ist es gar „Kultur“ – das heißt Pflege unserer Herkunft, Studium unserer kulturpolitischen Entwicklung in dieser politisch so gebeutelten Ecke Europas; ist es die Selbsterkenntnis, die durch die Analyse unserer Sprachfähigkeit erkennbar wird gegenüber so viel Sprachlosigkeit und Kommunikationsquälerei?



Die reizvolle Landschaft um den Bostalsee inspirierte die Autoren Heinrich Kraus, Wilhelm König, Julian Dillier, Bruno Hain, Georg Fox und Jean-Louis Kieffer. Sie nahmen an dem ersten Mundartdichtersymposium teil, das 1993 stattfand.



Wie bei allem, was bei uns eigentlich bewegt wird, war es im Falle der Mundarttage keine extraordinären kulturpolitischen Programme und Deklamationen, es waren schlicht Leute, die sich über den Sinn und Zweck unseres kulturpolitischen Daseins mehr als nur einen Gedanken gemacht haben. Und – noch dazu, diese Gedanken abgefaßt haben in der Sprache/Spreche ihrer Heimat.

„Extreme körperliche Anstrengung in der Gemeinschaft vermittelt eben dieser Gruppe eine in höchstem Maße effiziente Ebene der sprachlichen Auseinandersetzung“. Dies ist zwar ein Zitat aus der fernöstlichen Philosophie, kann aber als Modell stehen für den Beginn der Gespräche um und über das, was sich als „Saarländische Mundarttage“ etabliert hat. Beim Fahrrad-Alpenmarathon im Ötztal, wo sich die Radler die Pässe hinauf und die gefährlichen Abfahrten hinunterquälten, wurde unter den beteiligten Saarländern und Pfälzern die Sprache gesprochen, die spontan aus der Anstrengung heraus „aus dem Bauch formuliert“ wurde: Klaus Bouillon Bürgermeister von St. Wendel, sein Kulturamtsleiter Fred Kaster, SR3-Reporter Günter Schmitt, der damalige Rechtsdezernent im Landratsamt Franz Josef Schumann, Kreisvolkshochschulleiter Harry Hauch, SR3-Unterhaltungschef Friedrich Hatznbühler.

Gespräche um Gesundheit, um Sport, um Freizeit, um Arbeit, um die Leute, für die man arbeitet, die Leute, das sind die Kunden, die Bürger, die Hörer einer Heimatwelle. In solchem Umfeld entstehen Pläne – und wenn professionelle Macher Pläne schmieden, sind die Pläne fast schon Realität.

Aber eines muß dabei noch bemerkt werden: ohne die Liebe der Gesprächsteilnehmer der damaligen Ötztaler Gespräche, wie sie intern genannt werden, ohne die Liebe zur Heimat und die Liebe zur Sprache der Region, zur Sprache des heimischen Kulturkreises werden solche Ansätze immer auf der Ebene von kurzfristigen Seminarabenden bleiben. Das Gegenteil wollten die Ideengeber der Mundarttage: die Menschen in dieser Region sollten merken, daß es sich lohnt, mit etwas Mühe und liebevollem Engagement sich die historischen Phasen gelebten und gesprochenen Dialekts zurückzuholen, zurückzuerobern, nicht um nostalgische Gegenwartsbekämpfung zu veranstalten, sondern um sich in unserer

schnellebigen Zeit mit einem kulturpolitisch abgesicherten Akzent abzugeben, der Dialekt/Sprache der Heimat genannt wird.

„Heimat ist die Ecke in meiner Welt, in der ich mich nicht verlaufen kann“ – wenn diese Deutung zutrifft, so kann Heimat auch eben die Sprache sein, die unverfälscht und bodenständig – stets im Kampf mit Aktualitäten, die innere Stabilität bewahren kann, die heutzutage immer öfter vonnöten ist.

Die Mundarttage, die die Stadt St. Wendel und der Landkreis St. Wendel bislang ausgerichtet haben, konnten den richtigen Nerv treffen, um Mundart wieder in aller Munde zu bringen. Noch dazu mit mundartlich „internationaler“ Beteiligung all derer, die in diesem und im letzten Jahr jeweils eine Woche lang Gast in der Bosener Mühle gewesen sind.

Sie sind Botschafter geworden – die Mundartautoren haben sich selbst dazu gemacht, sie haben – wie Christian Schmidt-Cadalbert ein kleines Stückchen Seele im St. Wendeler Land gelassen, um sagen zu können, daß sie zumindest ein klein wenig hier zuhause sind, die Pfälzer, die Bayern, die Württemberger, die Schwaben, die Lothringer, die Saar-Pfälzer, die Baseler. Das Symposium in der Bosener Mühle war für alle Beteiligten eine große und angenehme Erfahrung: am Anfang die Skepsis, ob wohl sechs sich mehr oder minder fremde Menschen auf so engem Raum „zusammendenken“ könnten, ohne daß es dabei auf Kosten des literarischen Ergebnisses verlief. Auf der anderen Seite ist die kommunikative Möglichkeit der Mühle noch lange nicht ausgereizt als daß man die Örtlichkeit als Stätte der Begegnung auch über Tage/über Nächte hin klar erkannt hätte. Gewiß ist nunmehr eins: die Mundarten (großen Plural) haben durch die landschaftlich reizvolle Einbettung der Mühle eine Intensivierung erfahren, die weit über den Horizont von rasch verfaßten Gedichten hinauswirkt.

Das Mundartsymposium in der Bosener Mühle hat gerade begonnen, eine Struktur zu bekommen, an deren Bearbeitung die bisherigen Kooperanten mit Energie und mit Herz weiterhin dabei sein werden. Glück Auf!



Die Teilnehmer des Symposiums 1994 waren Harald Grill, Dr. Christian Schmidt-Cadalbert, Marcel Barthen, Gisela Bell, Helga Schneider und Petra Zwerenz. In der Bosener Mühle trugen die Autoren vor, was sie in einer Woche geschaffen hatten.



Die Straßenverkehrsbehörde im Landratsamt St. Wendel

Von Bernd Naumann

Die Aufgaben der Straßenverkehrsbehörde im Landratsamt St. Wendel werden von den Landräten als untere staatliche Verwaltungsbehörden wahrgenommen. Sie umfaßt die Teilbereiche der Kraftfahrzeugzulassung, des Führerscheinwesens, des Sachgebiet Großraum- und Schwerverkehr, Güternahverkehr, Omnibus, Taxen, Mietwagen sowie verkehrspolizeiliche Maßnahmen im Rahmen der Straßenaufsicht und der Straßenverkehrsregelung.

Die Zulassung von Kraftfahrzeugen ist aufgrund des ständig steigenden Fahrzeugbestandes und den umfangreichen gesetzlichen Bestimmungen ein Gebiet mit hohem Personal- und Verwaltungsaufwand. Ferner zählt die Zulassungsstelle zu den publikumsintensivsten Bereichen der öffentlichen Verwaltung und bedingt durch den äußerst hohen Arbeitsanfall waren in der Vergangenheit lange Wartezeiten keine Seltenheit. Die Verknüpfungen des Zulassungswesens mit anderen Verwaltungsbereichen, zum Beispiel Polizei, Kraftfahrt-Bundesamt, Finanzen oder Ordnungswidrigkeiten nimmt stetig zu. Aus diesem Grunde mußten personelle und sächliche Voraussetzungen geschaffen werden, um die Leistungs- und Arbeitsfähigkeit der Zulassungsstellen zu gewährleisten.

Das manuelle Zulassungsverfahren konnte auch nach weitreichenden Änderungen in der Ablauforganisation und nach Einsatz verschiedener technischer Geräte zu Beginn der achtziger Jahre den grundlegenden Anforderungen nicht mehr genügen. Die ständig steigenden Zulassungszahlen waren nur noch durch eine erhebliche Personalverstärkung aufzufangen. Bereits 1978 wurde daher mit Überlegungen begonnen, mit Hilfe automatisierter Datenverarbeitung das Zulassungsverfahren zu rationalisieren, die Personalaufstockung abzufangen und die Dienstleistung gegenüber dem Bürger zu verbessern. Die einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen, insbesondere das Straßenverkehrsgesetz, die

Straßenverkehrszulassungsordnung, das Pflichtversicherungsgesetz und das Kraftfahrzeugsteuergesetz mußten in ein automatisiertes Zulassungsverfahren eingebunden werden.

Nach der Einsetzung einer Projektgruppe aus Vertretern des Ministeriums des Innern, des Ministeriums für Wirtschaft, des Ministeriums der Finanzen, der ZDV-Saar sowie der Landeshauptstadt Saarbrücken wurde 1985 ein Voruntersuchungsbericht erstellt, der im wesentlichen zu dem Ergebnis kam, daß mit Hilfe der Automatisierung des Zulassungsverfahrens Personalaufstockungen zu vermeiden wären und der Einsatz der Datenverarbeitung nicht nur eine Rationalisierung bedeuten würde, sondern vielmehr auch eine Erhöhung des Leistungsstandards und eine Verbesserung der Beziehung zwischen Bürger und Verwaltung.

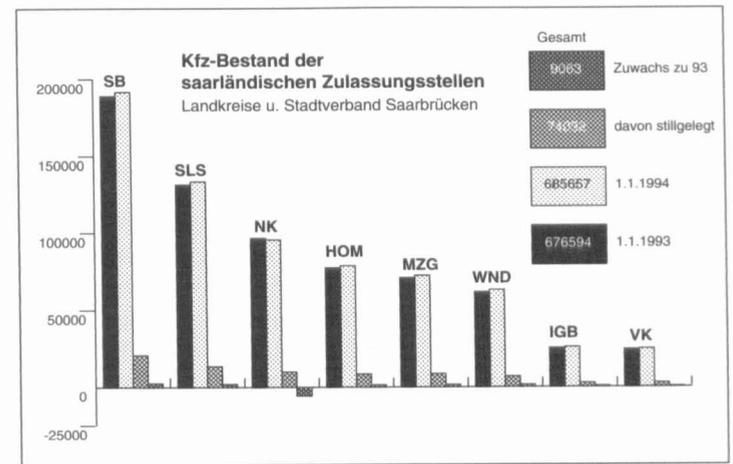
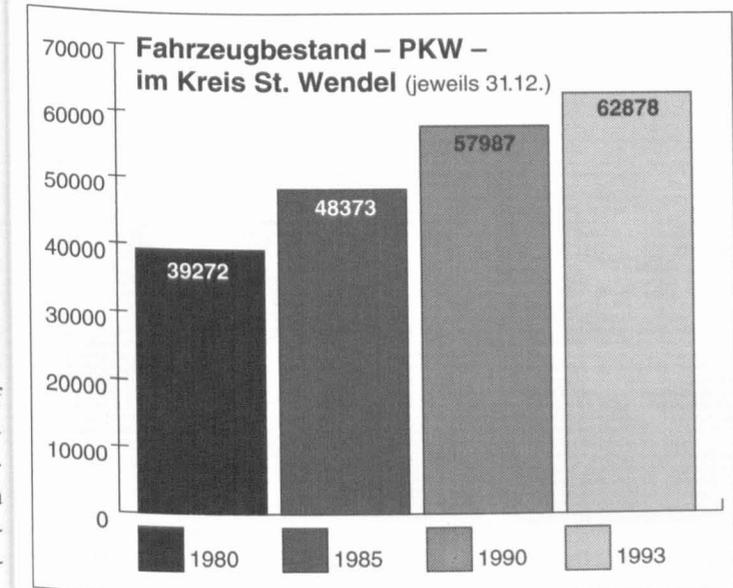
Die Projektgruppe kam nach eingehender Prüfung zu dem Ergebnis, daß nach den vorliegenden Erkenntnissen Verfahren verschiedener Firmen grundsätzlich zur Aufgabenerfüllung geeignet seien. Die Entscheidung wurde nach Ausarbeitung der Angebote zugunsten des heutigen Verfahrens Kokis (Kommunales Kraftfahrzeug-Informationssystem) getroffen.

Die Einführung der elektronischen Datenverarbeitung brachte es mit sich, daß die ohnehin engen Räumlichkeiten der Zulassungsstelle den Anforderungen nicht mehr genügten. Aus diesem Grunde entschloß sich der Kreistag im Jahre 1988 zum Bau einer neuen Zulassungsstelle. Bei der Planung, die im übrigen mit dem Minister des Innern abgestimmt wurde, war von Anfang an Wert auf die Einrichtung eines Warteraumes, die Einführung eines Informations- und Schnellschalters und die Installierung einer Personenaufzufanlage gelegt worden. Mit Hilfe dieser Einrichtungen sollten die Zulassungsvorgänge gestrafft, dem Datenschutz Rechnung getragen und die Arbeitsbedingungen der Bediensteten verbessert werden. Die Fertigstellung des Umbaus erfolgte im Laufe

des Monats Oktober 1989. Es wurden im Großraumbüro sieben Annahmeschalter, ein Informationsschalter, ein Platz für den Systemadministrator und ein Ausgabeschalter eingerichtet. Alle Arbeitstische erhielten Kabelkanäle und Anschlüsse zu der Personenaufzufanlage. Der Umzug in das neu hergerichtete Gebäude erfolgte am 3. und 4. November 1989 und die Umstellung auf elektronische Datenverarbeitung am 15. Februar 1990.

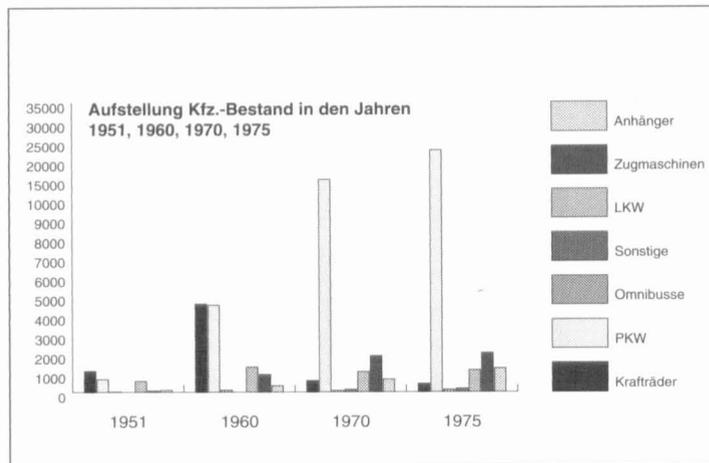
Nach über vierjähriger Erfahrungszeit bleibt festzustellen, daß die Neustrukturierung der Zulassungsstelle sich durchaus bewährt hat. Die Wartezeiten für das Publikum, abgesehen von saisonalen Spitzenzeiten, haben sich wesentlich verringert. Am Informationsschalter werden beim Betreten der Zulassungsstelle die Papiere auf Vollständigkeit und Gültigkeit überprüft und somit unnötige Wartezeiten und Ärger vermieden. Auch die Einführung des Schnellschalters, an dem Kunden mit Zulassungsvorgängen von kurzer Arbeitsdauer bedient werden, hat sich bewährt und trägt dazu bei, den Publikumsandrang in Grenzen zu halten.

Die Entwicklung des Fahrzeugbestandes im Landkreis St. Wendel ist der nachstehenden Übersicht zu entnehmen:



Es ist wichtig zu wissen, daß im örtlichen Fahrzeugregister der Kraftfahrzeugzulassungsstelle, von Ausnahmen abgesehen, alle Fahrzeuge mit einer bauartbedingten Höchstgeschwindigkeit von mehr als sechs km/h und ihre Anhänger gespeichert sind. Ausnahmen sind nur Kleinkrafträder bis 50 km/h, die durch die bei den KFZ-Versicherern erhältlichen sogenannten Versicherungskennzeichen gekennzeichnet und beim Kraftfahrt-Bundesamt in Flensburg registriert werden. Dieses, allen Zulassungsstellen übergeordnete Fahrzeugregister, dient der erfolgreichen Verfolgung von Ordnungswidrigkeiten und der Erstellung von Statistiken.

Neben den bereits erwähnten amtlichen Kennzeichen (z. B.: WND - AC 17), die in schwarzer Schrift auf weißem Grund geprägt werden, gibt es noch die Rotkennzeichen sowie die sogenannten Ausfuhrkennzeichen. Die Ausgabe eines Rotkennzeichens zur einmaligen Verwendung ist zeitlich befristet und dient der Probe-, Prüfungs- und Überführungsfahrt eines stillgelegten Fahrzeuges. Diese Kennzeichen werden mit roter Schrift auf weißem Grund geprägt und bestehen aus dem Kürzel des Kreiskennzeichens sowie einer Zahl beginnend mit 04. Darüber hinaus kann an zuverlässige KFZ-Händler und Hersteller Rotkennzeichen zur wiederkehrenden Verwendung vergeben werden. Die Ausgestaltung ist hier mit Ausnahme der Zahl, die mit 06 beginnt, die gleiche wie bei einmaligen Rotkennzeichen.



Die Ausgabe von Ausfuhrkennzeichen erfolgt an Personen, die ihr vorher endgültig stillgelegtes Fahrzeug aus dem Bereich der Bundesrepublik Deutschland ins Ausland verbringen wollen. Das Ausfuhrkennzeichen hat seit dem 1. Januar 1989 das bisherige länglichrunde Zollkennzeichen abgelöst und besteht aus dem Unterscheidungszeichen des Landkreises, einer ein- bis dreistelligen Zahl sowie einem nachfolgenden Buchstaben (z. B. WND-10 a). Das im rechten Bereich schwarz auf rot eingestanzte sogenannte Ausfuhrmerkmal gibt das Jahr sowie den Monat des Ablaufes der Gültigkeit an.

Grüne amtliche Kennzeichen (z. B. Anhänger für Sportzwecke, landwirtschaftliche Zugmaschinen, selbstfahrende Arbeitsmaschinen) zeigen die Steuerfreiheit eines Fahrzeuges an. Von der Entrichtung einer KFZ-Steuer sind ebenfalls die Rotkennzeichen zur einmaligen Verwendung sowie die Ausfuhrkennzeichen mit einer Gültigkeit bis zu sechs Monaten befreit. Die begrenzte Steuerfreiheit für schadstoffarme Fahrzeuge mit Ottomotoren ist seit dem 1. August 1991 sowie für Fahrzeuge mit Dieselmotoren seit dem 1. August 1992 gänzlich entfallen. Für Lastkraftwagen und Zugmaschinen über 3,5 t zulässiges Gesamtgewicht gelten seit 1994 bereits besondere Emissions- und Geräuschklassen. Diese Merkmale werden wohl in naher Zukunft für alle Fahrzeugarten für die Höhe der KFZ-Steuer maßgebend sein.

Welchen Stellenwert der Umweltschutz in unserem Lande einnimmt, ergibt sich auch aus der Neufassung des § 47 a Straßenverkehrs-Zulassungs-Ordnung (StVZO), der die Abgasuntersuchung bestimmter Kraftfahrzeuge regelt. Untersuchungs-pflichtig waren bisher nur Kraftfahrzeuge mit Ottomotor, hingegen nicht Kraftfahrzeuge mit Dieselmotor.

Später wurden aus dem Kreis der KFZ mit Ottomotor die schadstoffarmen Fahrzeuge von der Untersuchung wieder befreit. Durch die vom Bundesrat am 16. Oktober 1992 verabschiedete Verlautbarung zur Änderung straßenverkehrsrechtlicher Vorschriften wurde ein neues Kapitel für die Abgassonderuntersuchung mit der Abkürzung AU aufgeschlagen. Der Kreis der untersuchungspflichtigen Fahrzeuge wurde wesentlich erweitert um die bislang ausgenommenen schadstoffarmen Fahrzeuge bzw. Fahrzeuge mit Dieselmotor. Ausgenommen sind unter anderem lediglich Krafträder und Dreiradkraftfahrzeuge, land- und forstwirtschaftliche Zugmaschinen, selbstfahrende Arbeitsmaschinen, Fahrzeuge mit Ottomotor, soweit sie vor dem 1. Juli 1969 erstmals in den Verkehr gekommen sind, Fahrzeuge mit Dieselmotor mit Erstzulassung vor 1977 und Fahrzeuge mit roten Kennzeichen.



Die modern gestaltete Kraftfahrzeugzulassungsstelle befindet sich im Altbau des Landratsamtes

Modellprojekte der kommunalen Seniorenpolitik

Ein Überblick

Von Christof Zeyer

Anläßlich eines Besuches im Landkreis St. Wendel im Mai 1994 hat Bundesarbeitsminister Dr. Norbert Blüm die vielfältigen Aktivitäten des Landkreises St. Wendel im Bereich Seniorenpolitik und insbesondere die zahlreichen Modellprogramme zur Verbesserung der Situation älterer Menschen im Landkreis St. Wendel hervorgehoben. Ein Vergleich mit anderen Landkreisen macht auch tatsächlich deutlich, daß es gerade in den letzten Jahren dank vielfältiger Bemühungen gelungen ist, den Bürgerinnen und Bürgern des Landkreises St. Wendel eine zukunftsorientierte Altenpolitik zu bieten.

Nachfolgend soll ein kurzer Überblick über die verschiedenen Modellprojekte in diesem Bereich und die übrigen Aktivitäten im Landkreis St. Wendel gegeben werden. Ausgangspunkt für all diese Projekte war die Auftragsvergabe eines Altenhilfeplanes im Jahre 1991 an das ISUF-Institut (Wadern), das im Oktober 1992 nach 19monatiger Arbeit den „Schlußbericht zum kommunalen Altenhilfeplan für den Landkreis St. Wendel“ vorgelegt hat. Zahlreiche darin empfohlene Maßnahmen wurden oder werden derzeit in laufenden Bundesmodellprojekten des Bundesministeriums für Arbeit und Sozialordnung (BMA) und des Bundesministeriums für Familie und Senioren (BMFuS) umgesetzt, die im einzelnen noch näher vorgestellt werden.

Der Landkreis St. Wendel hat in den vergangenen Jahren seine Bemühungen um bedarfsorientierte Politik für die älteren Menschen in dieser Region erheblich verstärkt. Dies spiegelt sich sowohl in dem bereits vorhandenen Netz sozialer Hilfen für ältere Menschen als auch in zahlreichen Initiativen und Modellprojekten verschiedener Träger wider. Am Ausgangspunkt altenpolitischer Überlegungen stand und steht für den Landkreis St. Wendel, der ältere Mensch mit seinen Bedürfnissen, die dieser – soweit möglich – selbständig decken soll. Diese Selbständigkeit will der

Landkreis fördern und nur dort, wo sie nicht mehr besteht, soll adäquate Hilfe einsetzen. Auch vor diesem Hintergrund hat der Landkreis St. Wendel den Altenhilfeplan in Auftrag gegeben, der mittlerweile durch eine aktualisierte Kurzfassung ergänzt wurde. Im Schlußbericht dieses Altenhilfeplanes sind konkrete Handlungsrichtlinien sowie ein Bündel von Maßnahmen auf Kreis-, Gemeinde- und Ortsebene vorgeschlagen, die größtenteils von den nachfolgend dargestellten Projekten abgedeckt werden:

Bundesmodellprojekt (Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung): „Geriatrische Rehabilitationsklinik am Marienkrankenhaus St. Wendel“

Träger: Marienkrankenhaus St. Wendel

Förderzeitraum: 12/1992 – 06/1995

Gesamtkosten: ca. 26,2 Mio. DM

Finanzierung:

Bund (Ministerium für Arbeit und Sozialordnung): 15,0 Mio. DM

Land: 1,0 Mio. DM

Kreis: 1,0 Mio. DM

Krankenhaussträger: 9,2 Mio. DM

Mit dem geriatrischen Rehabilitationszentrum soll modellhaft der geriatrisch-rehabilitative Versorgungsauftrag für den Landkreis St. Wendel erprobt werden. Dabei sollen insbesondere ältere Patienten mit möglichst allen vorkommenden Krankheitsbildern im Sinne dieses Modells aufgenommen werden, um so der Multimorbidität alter Menschen Rechnung zu tragen. Die geriatrische Rehabilitation dient der Vermeidung und Minderung von Pflegebedürftigkeit, sie folgt dabei dem Grundsatz „Rehabilitation vor Dauerpflege“. Sie soll alten, kranken und pflegebedürftigen Menschen größtmögliche Selbständigkeit, ihre eigene Lebensführung und die Rückkehr nach einem Krankenhausaufenthalt in ihre gewohnte häusliche Umgebung ermöglichen.

Bundesmodellprojekt (Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung): „Verbesserung der Versorgung alter, kranker und pflegebedürftiger Menschen im häuslichen Bereich – Modell eines kommunalen Verbundsystems im Landkreis St. Wendel“

Träger: Landkreis St. Wendel

Förderzeitraum: 10/1992 – 12/1994

Gesamtkosten: 1,45 Mio. DM

Finanzierung: Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung

Dieses Modellprojekt, das vom Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung (BMA) im Hinblick auf die nunmehr beschlossene Einführung der gesetzlichen Pflegeversicherung gefördert wurde, ist wesentlicher Bestandteil der im Schlußbericht zum Altenhilfeplan vorgesehenen Maßnahmen. In diesem Modell werden folgende Teilprojekte erprobt:

1. die Arbeitsgemeinschaft „Alten- und Behindertenhilfe im Landkreis St. Wendel“ sowie das Projektbüro, wobei der Träger die Arbeiterwohlfahrt, Landesverband Saarland e. V., Geschäftsstelle St. Wendel, ist.
2. die Informations-, Beratungs- und Vermittlungsstelle (IBV-Stelle) zur Koordinierung der ambulanten sozialen Dienste im Landkreis St. Wendel. Träger ist der Landkreis St. Wendel.
3. der Mobile Ergotherapeutische und Sozialpflegerische Rehabilitationsdienst. Die Trägerschaft liegt beim Altenhilfezentrum des Hospitals St. Wendel.
4. die Kulturarbeit mit und für ältere Menschen. Träger ist die Kreisstadt St. Wendel.
5. die Seniorenberatung – Anlaufstelle für Senioren in Trägerschaft des Caritasverbandes für die Region Schaumberg-Blies e. V., Geschäftsstelle St. Wendel.

Dieses Modellprojekt läuft zum 31. Dezember 1994 aus, wobei der Landkreis St. Wendel sich aber im Hinblick auf die beschlossene Einführung der Pflegeversicherung um eine Projektverlängerung bemüht.



Die Parlamentarische Staatssekretärin im Ministerium für Familie und Senioren, Roswitha Verhülstndok, kam zur Eröffnung des Seniorenbüros nach St. Wendel.

Die Mitarbeiter des Seniorenbüros verstehen sich als Kontakt- und Vermittlungsstelle für ältere Menschen.



Am Marienkrankenhaus entsteht ein modernes geriatrisches Rehabilitationszentrum als Modellprojekt.

Auch 1994 war die Seniorenaktionswoche, unter anderem mit dem 3. Kreissenientag in der Mehrzweckhalle in Bliesen ein voller Erfolg.



Bundesmodellprojekt (Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung): „Tagespflege – eine Ergänzung des (Altenhilfe-)Verbundsystems im Landkreis St. Wendel“

Träger: Hospital St. Wendel

Förderzeitraum: 10/1992 – 09/1995

Zuschuß: Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung: 900.000,00 DM

Finanzierung des laufenden Betriebs: über Pflegesätze

Die Tagespflege in Trägerschaft des Hospitals St. Wendel ist in ein modernes Wohnprojekt mitten im Zentrum der Stadt St. Wendel integriert. In diesem Mehr-Generationen-Wohnhaus können tagsüber 16 bis 20 Tagesgäste mit somatischen Erkrankungen oder psychischen Veränderungen unterschiedlicher Pflegebedürftigkeit pflegerische Versorgung, Beschäftigungsangebote und kommunikative Anregungen, therapeutische und rehabilitative Leistungen durch Fachpersonal erhalten. Die Tagespflege verbessert die vorhandene Infrastruktur der Altenhilfe im Landkreis St. Wendel und schließt die Lücke zwischen ambulanten Diensten und stationären Einrichtungen.

Bundesmodellprojekt (Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung): „Seniorenzentrum Marpingen – Modell eines zeitgemäßen Dienstleistungszentrums der Altenhilfe“

Träger: Landesverband der Arbeiterwohlfahrt, Saarbrücken

Förderzeitraum: 10/1991 – 12/1994

Gesamtkosten: 13,0 Mio. DM

Die Arbeiterwohlfahrt (AWO), Landesverband Saarland e. V., plant in der Gemeinde Marpingen eine kleine, wohnortnahe Einrichtung mit 60 Plätzen, die über die Aufgabenstellung eines traditionellen Alten- und Pflegeheimes hinaus die Funktionen eines modernen Dienstleistungszentrums in der Gemeinde übernehmen soll. Die Verantwortlichen gehen dabei von drei wesentlichen Gestaltungsprinzipien aus: Gemeindenähe, Ganzheitlichkeit und Wirtschaftlichkeit.

Die Projektpartner wie das Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung, das saarländische Sozialministerium, die Gemeinde

Marpingen, das ISO-Institut, die Arbeiterwohlfahrt und andere Beteiligte hoffen, mit dem Projekt „Seniorenzentrum Marpingen“ die Pflegeinfrastruktur in der Gemeinde zu verbessern, die Entwicklung zeitgemäßer Unterstützungskonzepte im Altenhilfebereich zu fördern, aber auch durch innovative Gestaltungsformen die Attraktivität professioneller Pflege zu steigern.

Bundesmodellprojekt (Bundesministerium für Familie und Senioren): Seniorenbüro des Landkreises St. Wendel

Träger: Landkreis St. Wendel

Förderzeitraum: 07/1993 – 06/1996

Gesamtkosten: 500.000,00 DM

Finanzierung: Bund (Ministerium für Familie und Senioren):

78 %, Land: 2 %, Kreis: 20 %

Seit Juli 1993 gibt es im Landkreis St. Wendel ein „Seniorenbüro“, das im September 1993 als eines von bundesweit 32 Büros gemeinsam durch die Staatssekretärin des Bundesministeriums für Familie und Senioren, Roswitha Verhülsonk, und Landrat Franz Josef Schumann offiziell in angemieteten Räumlichkeiten des Hospitals eröffnet wurde. Viele Frauen und Männer, die heute in den sogenannten „Ruhe-Stand“ treten, sind Frauen und Männer mit großer Lebens- und Berufserfahrung, guter Gesundheit und viel Tatendrang. Es ist ein wichtiges Anliegen der Altenpolitik in unserem Kreis, älteren Menschen Perspektiven für ein sinnerfülltes und lebenswertes Alter zu bieten. Dieses Ziel der „Senioren-

büros“ soll im Landkreis St. Wendel durch folgende Aufgabenschwerpunkte erreicht werden:

1. Beratung zu Möglichkeiten des Engagements älterer Menschen nach Familien- und / oder Berufsphase,
2. Förderung und Initiierung von Selbsthilfeaktivitäten und Selbsthilfegruppen sowie
3. Förderung von Kontakten und der Einbindung älterer Menschen in Nachbarschaften und Beziehungsnetze.

Neben all diesen Modellprojekten bemüht sich der Landkreis gleichzeitig um ein ansprechendes kulturelles Angebot für ältere Menschen im Landkreis St. Wendel. So finden mittlerweile seit 1992 regelmäßig Senioren-Aktionswochen mit beispielsweise Kreissenientag oder Tanzveranstaltungen am Bostalsee statt, die die älteren Menschen selbst aktiv mitgestalten. Außerdem wird auch vor allem das ehrenamtliche Engagement in den zahlreichen Pensionärsvereinen oder Seniorensportgruppen durch den Landkreis unterstützt, um so, wie bereits ausgeführt, die Selbstständigkeit älterer Menschen weitgehend zu fördern.

Ziel all dieser Bemühungen ist es, die Aktivitäten älterer Menschen zu steigern und ihnen gleichzeitig auch die Möglichkeit zu geben, im Rahmen solcher Kulturveranstaltungen sich selbst einer breiten Öffentlichkeit darzubieten, damit die Sinnhaftigkeit dieser Aktivitäten älterer Menschen auch der Öffentlichkeit bewußt wird.

Ein Dorf ist das, was die Bürger daraus machen

Der Wettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“

Von Anton Wickenbrock

Seit über 30 Jahren stellen sich Bürgerinnen und Bürger mit ihren Dörfern einem „Wettbewerb“, der keine Verlierer kennt. Rund 75000 Teilnehmer bestätigen vielmehr, daß alle Dörfer gewonnen haben, indem Wertvolles im Dorf wieder sichtbar gemacht, das Gefühl der Mitverantwortung gestärkt, ein Stück Dorfgeschichte geschrieben wurde und dabei Menschen einander näher gekommen sind. Der von Graf Lennart Bernadotte initiierte Bundeswettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“ hat sich in den zurückliegenden drei Jahrzehnten zur erfolgreichsten und friedlichsten Bürgerinitiative in unserem Land entwickelt.

Die große Bedeutung für diesen Wettbewerb liegt in seiner Freiwilligkeit. Bewußtes Gestalten und Pflegen des unmittelbaren Lebensraumes verbinden und motivieren jung und alt. Die Sicherung und weitere Verbesserung der Lebensqualität des ländlichen Raumes sind wichtige Anliegen des Staates, denen er unter anderem durch die Förderung der Dorferneuerung Rechnung*trägt. Ausdrückliche Ziele sind hierbei die Verbesserung und Weiterentwicklung der Lebens-, Wohn- und Arbeitsformen im Dorf, der Erhalt des eigenständigen dörflichen Charakters und die Stärkung des heimatlichen Lebensraumes.

Letztlich sind aber alle Dorfentwicklungsmaßnahmen nur dann erfolgreich, wenn die Bevölkerung bereit ist, aus Verantwortung für ihre Heimat konkret mitzuwirken. Eines der wichtigsten Instrumente der Mitwirkung und Mitgestaltung ist der Wettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“. Er hat sich seit 1961 immer wieder an den gesellschaftlichen und strukturellen Veränderungen des ländlichen Raumes orientiert und seine Wettbewerbsziele und Bewertungsbereiche entsprechend modifiziert und geändert.

Am 20. April 1961 wurde die grüne Charta von der Mainau beschlossen. Mit ihren zwölf Forderungen zum Umweltschutz und zur Landschaftspflege verdeutlichte sie eine Problematik der mo-

dernen Industriegesellschaft, die erst Jahre später in ihrem vollen Ausmaß erkannt wurde. Grundsätze und Forderungen der Charta sind heute nicht weniger aktuell als damals. In der Phase des Wiederaufbaus nach dem zweiten Weltkrieg hatten einige Kreisverwaltungen schon sehr früh die Probleme ihrer Dörfer erkannt und versuchten, mit Hilfe von Wettbewerben für Verbesserung zu sorgen. Auch in unserem Landkreis war dies der Fall. Wettbewerbe ohne große Durchführungsformalitäten wie „Der schöne Vorgarten“, „Blumenschmuck an Haus und Balkon“ und „Der grüne Friedhof“ waren der Beginn. Bei einigen Teilnehmern ist dieser vermehrte Drang zur Präsentation von Blumen auch heute noch festzustellen.

Verlagerung der Schwerpunkte im Bundeswettbewerb

Die anfangs auf die Verschönerung der Dörfer durch Grün- und Blumenschmuck ausgerichteten Wettbewerbsziele wurden schon bald auf eine umfassende Erneuerung und Entwicklung ausgerichtet. Der Strukturwandel in der Landwirtschaft hat die Funktion vieler Dörfer verändert. Dörfer, die hauptsächlich landwirtschaftlich orientiert sind, haben nur noch einen sehr geringen Anteil. Mit dem Wandel in der Agrarstruktur hat sich auch das „Gesicht“ vieler Dörfer gewandelt. Der Funktionsverlust vieler landwirtschaftlicher Gebäude und der häufig damit einhergehende Verfall und Abbruch hat „Wunden“ hinterlassen, die nicht geheilt sind.

Dies ist jedoch nicht der einzige Grund für den starken Wandel in der baulichen Substanz. Bedingt durch den allgemeinen Wohlstand und den so erfüllbar gewordenen Wunsch nach mehr Wohnkomfort und angeregt durch modische „Vorbilder“ haben vielfach städtische Bauelemente Einzug gehalten, die das alte Erscheinungsbild stören. Nicht selten ist ein Totalverlust bzw. eine starke Verschandelung denkmalwürdiger Ensembles zu beklagen.

Besonders in den Randgemeinden von Verdichtungsräumen hat die Neubautätigkeit weite Teile der Landschaft verändert und die alten Dorfkerne hinter einer Neubaulandschaft verschwinden lassen. Für die Zukunft ist es von besonderer Bedeutung, die erhaltenswerten alten Dörfer besser zu schützen, um sie nicht völlig ihrer Eigenarten zu berauben. Auf dem Sektor der erhaltenden Erneuerung, aber auch auf dem Neubaubereich, muß eine Wende herbeigeführt werden. Neben den baulichen Veränderungen im privaten Bereich trugen auch die oft umfangreichen Straßenbaumaßnahmen (Straßenverbreiterungen) wesentlich mit dazu bei, daß viel von dem verloren ging, was die Dörfer einst so liebenswert machte.

Die Verlagerung der Wettbewerbsschwerpunkte

- von Blumenschmuck, Gartenbau, Ortsgrüngestaltung sowie Bauleitplanung und technischer Infrastrukturausstattung in den 60er Jahren
 - über Ortsbildgestaltung, Baugestaltung, Gestaltung der ortsumgebenden Landschaft sowie Sozial- und Freizeiteinrichtungen in den 70er Jahren
 - bis hin zu den zunehmend dringlicher werdenden ökologischen Positionen in den 80er und 90er Jahren
- wurde in den Dörfern hervorragend aufgegriffen und realisiert.

Mit der zunehmenden Rückbesinnung zu mehr Heimatgefühl und Umweltverantwortung gewinnen diese Werte nicht nur an Bedeutung, sie werden mehr und mehr zum Mittelpunkt eines veränderten Lebensgefühls. Wir sind in den vergangenen Jahrzehnten nicht immer behutsam mit unserer Umwelt, mit unseren Kultur- und Naturgütern umgegangen, wir haben gerodet, zubetoniert, Bachläufe begradigt, oft nur, um geringfügige wirtschaftliche Vorteile auf Kosten der Natur und der überkommenden Kultur zu erreichen.

„Unser Dorf soll schöner werden“ ist inzwischen der größte und bedeutendste Wettbewerb im ländlichen Raum. Der Wettbewerb gibt Anstöße, unsere Dörfer nicht nur zu gestalten, sondern sie auch zu lebendigen Siedlungsgemeinschaften zu entwickeln. Beides ist zur Schaffung bzw. Erhaltung einer lebenswerten Umwelt unerlässlich. Die dreifache Zielsetzung des Wettbewerbs, – der

denkmalschützende und -pflegende, der ökologische Aspekt und die bürgerschaftlichen Aktivitäten – trägt dazu bei, daß dieser, mit keinem anderen vergleichbare Wettbewerb besonders nachhaltig die ländliche Bevölkerung anregt, ihren unmittelbaren Lebensraum auf der Grundlage historischer und landschaftlicher Gegebenheiten bewußt zu gestalten und zu pflegen.

Die Vorteile aus der Sicht des Landkreises

Es geht dabei vorrangig nicht um eine reine Blumenschmuckaktion. Der Zuspruch zum Wettbewerb ist bei uns sehr rege, allerdings bedarf es mitunter der Animation der Gemeinden durch die verschiedenen Ämter des Landkreises. Es geht um einen Beitrag für die Gesamtentwicklung unserer Dörfer.

Die Dorfbewohner sind bereit, Umweltverantwortung zu übernehmen. Dabei hängt Dorfverschönerung im wesentlichen von dem Vorsitzenden des örtlichen Gartenbauvereins ab; wenn dieser kein Verständnis aufbringt oder städtisch angehaucht ist, kann eine sinnvolle Ortsverschönerung kaum durchgeführt werden. Eine entscheidende Rolle spielen also die 56 Gartenbauvereine mit 8000 Mitgliedern.

Längst ist bekannt, daß mit Blumenschmuck und einer „Vergärtnerung“ der öffentlichen Grünflächen kein Wettbewerb zu gewinnen ist. Die Begeisterung und Euphorie muß wohl dosiert in Grenzen gehalten und vielfach in den sogenannten Rückbaumaßnahmen als ein Schritt nach vorne gewertet werden. Neuplanungen, die alle Zeitspuren tilgen und nicht auf die dörflichen Gestaltungsmerkmale Rücksicht nehmen, haben bei diesem Wettbewerb nichts verloren und tendieren zu einem falschen Bild von dieser ursprünglichen Idee. Vielmehr wird der Begriff „Heimat“ wieder vermehrt ins Bewußtsein gerückt.

Eine starke Beteiligung im Landkreis

Grundsätzlich kann bestätigt werden, daß der Wettbewerb eine starke Beteiligung von Gemeinden und Gemeindeteilen gefunden hat, und daß im Laufe der letzten Jahre erhebliche Verbesserungen in der Dorfgestaltung zu verzeichnen sind. Wesentlicher Punkt ist die Tatsache, daß durch die Wettbewerbe die Lebensqualität in



Ein mustergültig gestaltetes Wohngebiet in Güdesweiler.

Biotope tragen nicht nur zum Erhalt der heimischen Tier- und Pflanzenwelt bei. Sie verschönern auch unsere Dörfer.



den teilnehmenden Gemeinden und Gemeindeteilen beachtlich verbessert wurde.

Die von den Wettbewerbskommissionen vorgetragenen Kritiken und Anregungen lassen erkennen, ob man in seinen Bemühungen in der Dorfverschönerung auf dem richtigen Wege ist. Dabei kann das Dorf als Lebensraum ohne finanziellen Aufwand aktiv gestaltet werden. Die Bewohner der Siegerdörfer sind stolz auf ihre Orte. Sie haben es gelernt, eine große Sache gemeinsam anzupacken und erfolgreich durchzustehen und haben auch durch die Wettbewerbe und die Erfolge gelernt, ihren Ort bewußter und richtiger zu sehen. Deshalb trägt der Wettbewerb auch zu einer guten Wohnqualität bei.

Neben der hohen Anerkennung, die die Bürger „ihres Ortes“ bereits durch die Teilnahme am Landes- oder Bundeswettbewerb auszeichnet, trägt die Berichterstattung in Funk und Presse positiv zum Ansehen der Region bei. Es sollte in den Vordergrund gerückt werden, daß nicht nur die Medallenträger Gewinner sind, sondern Sieger der ganze Kreis ist.

Es ist immer wieder beeindruckend, was bei Durchführung des Wettbewerbs alles geschaffen wurde. Kaum zu zählen sind die Bäume, die gepflanzt, Bildstöcke, die restauriert und Hallen, Plätze, Wege, die hergerichtet wurden. Es wurden sogar Spiel- und Sportplätze angelegt.

Die Sieger im Landkreis

Betrachtet man die Hitliste der erfolgreichsten Landkreise seit 1961, so liegt der Landkreis St. Wendel mit 16 erreichten Punkten in einem guten Mittelfeld. Die Höchstpunktzahl erzielte der Hochsauerlandkreis in Nordrhein-Westfalen mit insgesamt 38 Punkten. Die jetzigen Ortsteile Gronig, Theley und Güdesweiler erhielten auf Bundesebene eine Goldmedaille beim Wettbewerb. Silber erhielten Güdesweiler, Hoof und Nohfelden. Eine Bronze-medaille errang der Stadtteil Hoof.

Beim 18. Bundeswettbewerb im Jahre 1994 beteiligten sich insgesamt 26 Stadt- bzw. Ortsteile am vorgelagerten Kreiswettbewerb. Der Ortsteil Überroth-Niederhofen wurde Kreissieger. Zu-

sammen mit dem Ortsteil Gudesweiler nimmt er im Jahre 1995 am Landeswettbewerb teil. Die Erfolge der Stadt- bzw. Ortsteile wurden vom Kreistag dahingehend gewürdigt, daß seit 1961 rund 500000 DM an Prämien zur Verfügung gestellt wurden mit der Auflage, diese für eine weitere Anpflanzung von Hochgrün in den jeweiligen Orten zu verwenden.

Worin liegt das Erfolgsgeheimnis?

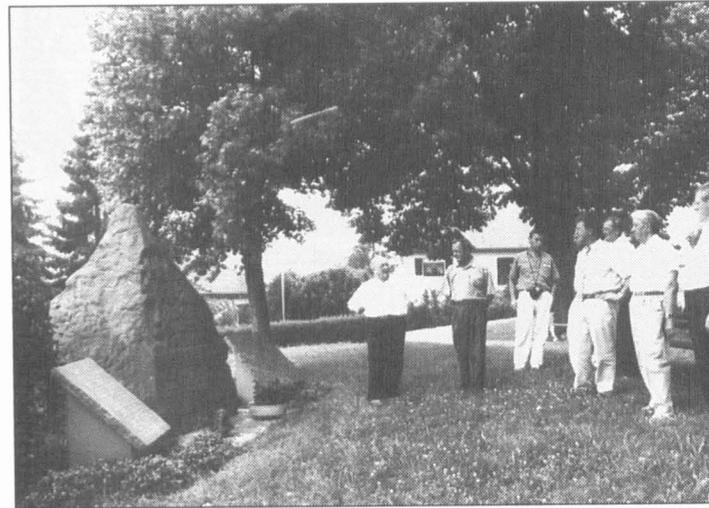
Das erste Glied in der Kette des Erfolges eines Dorfes im Dorf-wettbewerb ist der Bürger. Die Dorfbewohner finden sich freiwillig zusammen, um über ihr Dorf nachzudenken, um ein Konzept zu erstellen und um dieses Konzept mit der Kraft aller Bürger zu verwirklichen. Man nimmt die Gestaltung von Dorf und Landschaft selbst in die Hand – und das ist demokratische Dorfentwicklung. Diesen Dörfern setzt niemand ein Projekt vor die Nase – sei es eine Ortsdurchfahrt städtischen Gepräges, eine zu aufwendige Wohnstraße oder fremdartige Bäume und Sträucher. Man beurteilt und gestaltet seine Landschaft und sein Dorf anständig – mit dem was anstand.

Aus dieser gemeinsamen Arbeit entwickelt sich Gemeinschaft. Städte und Gemeinden geben oft viel Geld aus, um mit PR-Mitteln eine Identität der Bürger mit ihrer Stadt zu erreichen. Wo in den Dörfern die Bürger die Gestaltung von Dorf und Landschaft selbst in die Hand nehmen, wird dieses Selbstbewußtsein für ihr Dorf durch ihre gemeinsame Arbeit mit dem Spaten erreicht.

Unsere Dörfer sollen leben

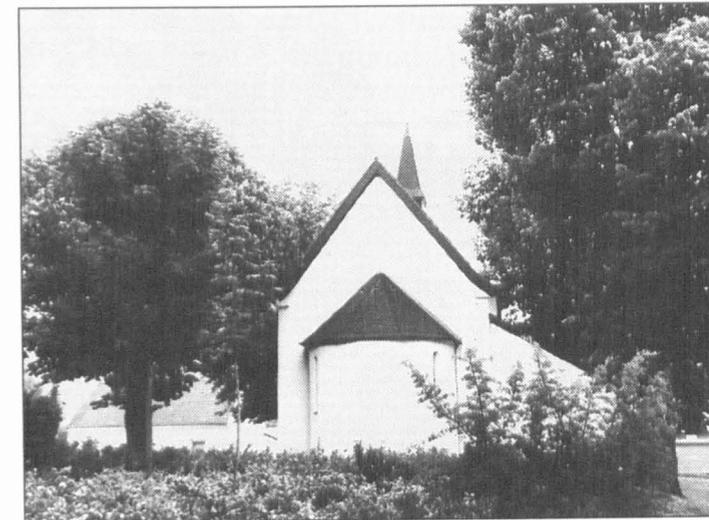
Das sitzt tiefer, das ist Dorfkultur und darauf können diese Bürger stolz sein. Sie machen Zukunft für ihr Dorf. Sie reden nicht vom Umweltschutz – sie machen Umweltschutz, sie reden nicht vom Naturschutz – sie machen Naturschutz, sie reden nicht von Grün – sie sind grün, sie machen nicht erst Gemeinschaft – sie sind Gemeinschaft. Ein Dorf ist das, was die Bürger daraus machen.

„Unser Dorf soll schöner werden“ heißt: Unser Dorf soll leben – Unser Dorf hat Zukunft! Eine Gemeinschaftsaufgabe, die jeden Einzelnen angeht. Nur allmählich und mit viel Geduld kann sie betrieben werden. Vom Erfolg profitieren alle!



Der bisherige Ortsvorsteher Rudi Henkes erläuterte die Maßnahmen.

Die Kapelle und der darum gestaltete Platz sind Beispiele für eine gelungene dörfliche Gemeinschaftsinitiative.



Naturschutz in einer lebendigen Kulturlandschaft

Neue Wege in der Naturschutzarbeit im Landkreis St. Wendel

Von Werner Feldkamp

I. Zwei zentrale Problemkomplexe: Naturschutzarbeit und Kulturlandschaft

Seit 1985 lebe ich im St. Wendeler Land und konnte die Verhältnisse durch meine berufliche Arbeit (Forstamt) und als Beauftragter des Kreises für Naturschutz intensiv kennenlernen. Mit zunehmender Zeit schälten sich für mich zwei zentrale Problemkomplexe heraus: die Akzeptanz der Naturschutzarbeit sowie die Gefährdung der Kulturlandschaft. Für mich rückte immer mehr die Frage in den Vordergrund, wie der Naturschutz in Verbindung mit der zukünftigen Entwicklung unserer ländlich geprägten Kulturlandschaft gehandhabt werden sollte.

1. Diskrepanz zwischen dem hohen Stellenwert des Naturschutzes in der Öffentlichkeit und geringer Akzeptanz im konkreten Vollzug

In den vergangenen zwei Jahrzehnten hat der Naturschutz eine stürmische Entwicklung genommen: vom unbeachteten Mauerblümchen-Dasein ist der Schutz der Natur in den Mittelpunkt des öffentlichen Bewußtseins vorgedrungen. Bei genauerem Hinsehen muß jedoch festgestellt werden, daß diesem hohen Stellenwert in der Öffentlichkeit das konkrete Handlungsbewußtsein des Einzelnen sehr oft nicht entspricht: in allen Umfragen erklären große Mehrheiten, daß dem Schutz der Natur eine hohe Priorität zukommt. Beim praktischen Vollzug müssen aber insbesondere die örtlich tätigen Naturschutzbeauftragten feststellen, daß die Menschen in ihrem tatsächlichen Handeln häufig gar nicht daran denken, Abstriche im persönlichen Bereich zu Gunsten der Natur in Kauf zu nehmen. Diese Diskrepanz vergrößerte sich offensichtlich noch in den letzten Jahren mit Aufkommen neuer wirtschaftlicher Schwierigkeiten.

2. Gefährdung der ländlichen Räume durch die globalen Kräfte des Wandels

Nach Jahrzehnten eines stetigen Rückganges steht die Landwirtschaft vor einem erneuten dramatischen Strukturwandel: die aktuellen EG bzw. EU-Stillegungsbeschlüsse sowie GATT-Vereinbarungen werden in vielen Dörfern des nördlichen Kreises die letzten Bauern zur Aufgabe zwingen. Und schon zeichnet sich ein neuer Strukturwandelschub mit der zu erwartenden neuen Revolution durch die Biotechnik bzw. Gentechnik ab. Parallel zu diesem einschneidenden Strukturwandel beginnen sich die Veränderungen auch in der Sozialstruktur (Überalterung) in aller Deutlichkeit abzuzeichnen. Ich bin der festen Überzeugung, daß wir uns in der heutigen Phase mit noch in Resten vorhandenen Nutzungsstrukturen sowie noch relativ vitalen Dorfgemeinschaften diesem dramatischen Strukturwandel aktiv stellen müssen. Denn wenn es uns jetzt nicht gelingt, alle örtlichen Kräfte zu sammeln und Lösungswege für ein Leben auf dem Lande auch in Zukunft zu finden, droht den Kulturlandschaften in den weiträumigen Mittelgebirgsregionen ein perspektivloses Siechtum. Bereits jetzt ist erkennbar, daß sich die politischen und wirtschaftlichen Kräfte in erster Linie um die Erfordernisse der globalen Kraftfelder bekümmern werden (Diskussion um den Wirtschaftsstandort Deutschland). Die regionalen Probleme drohen hierbei wenig Beachtung zu finden. Hier müssen die Regionen durch ein aktives Bürgerengagement versuchen, sich selbst zu helfen – nur dann kann einem auch erfolgreich geholfen werden.

Vor diesem Hintergrund wurde versucht, neue Wege in der Naturschutzarbeit zu gehen. Bevor hierauf näher eingegangen wird, sollen aus den Beobachtungen und Erfahrungen der Vergangenheit in einer kurzen Analyse die zentralen Probleme der Akzeptanz der Naturschutzarbeit sowie der Erhaltung unserer lebendigen Kulturlandschaft beschrieben werden.

II. Beobachtungen und Erfahrungen

Im nachfolgenden soll versucht werden, die Beobachtungen und Erfahrungen der Praxisjahre im St. Wendeler Land bezüglich der angesprochenen Problemkomplexe auszuwerten.

1. Zur Naturschutzarbeit im ländlichen Raum

Dem Naturschutz fehlen in vielen Situationen klare Fachpositionen und allseits anerkannte Leitbilder

Der Naturschutz ist noch eine junge Fachdisziplin, die in der Sache noch nicht überall feste Positionen gefunden hat. Hieraus ergeben sich des öfteren unterschiedliche Fachpositionen innerhalb des Naturschutzes selbst. Dieses führt in der Auseinandersetzung mit konkurrierenden Interessen zu erheblichen Nachteilen. In Konfliktfällen ist es für diese leicht, mit Hinweisen auf diese widersprüchlichen Positionen ihre Belange durchzusetzen.

Die Naturschutzpraxis beschränkt sich in der Regel auf Maßnahmen des Biotop- und Artenschutzes.

Im Unterschied zum umfassenden Zielkatalog des Naturschutzgesetzes konzentriert sich der praktische Naturschutz fast ausschließlich auf das Teilziel „Biotop- und Artenschutz“. Unbedacht tritt damit der Naturschutz nicht selten in Konkurrenz zu den anderen Teilzielen des Naturschutzgesetzes (Schutz der Lebensgrundlagen, Nutzung der natürlichen Ressourcen). Unberücksichtigt blieb oft, daß eine pflegliche Land- und Forstwirtschaft durch schonende Nutzung der Naturgüter im globalökologischen Maßstab ebenfalls ein sehr wichtiger Beitrag zur Erhaltung einer intakten Umwelt ist.

Die Naturschutzarbeit ist zu sehr von städtischen Kulturräumen geprägt und zu wenig an die Erfordernisse der ländlich geprägten Kulturlandschaften angepaßt.

Der praktische Naturschutz hat seine Wurzeln oft in den ländlichen Räumen. Dagegen hat sich der theoretische Naturschutz in den letzten Jahrzehnten an den Universitäten entwickelt und damit sich auch in erster Linie von den Bedingungen der städtischen Lebensräume prägen lassen. Hinzu kommt, daß auf Grund der zentralen Verwaltungsstrukturen auch der staatliche Naturschutz städ-

tisch orientiert ist. So kam es zu einer behördlicherseits geförderten aggressiven Form der Naturschutzarbeit, die im anonymen städtischen Bereich mit harten Interessenkonflikten durchaus ihre Berechtigung hat. Im ländlichen Raum bei sehr persönlichen Umfeldern und geschwächten Nutzungskonkurrenten (die eher Unterstützung als Gegenwehr verdienen wie z. B. die Landwirtschaft) führen diese städtischen Naturschutzleitbilder in die falsche Richtung.

Der Naturschutz hat zuwenig die örtlichen über Jahrhunderte gewachsenen dörflichen Nutzungs- und Sozialstrukturen berücksichtigt.

Jahrhunderte lang hat die Dorfgemeinschaft die umliegende Gemarkung genutzt. Hieraus hat sich ein in der dörflichen Sozialstruktur verankertes Beziehungsgeflecht traditioneller Nutzungen entwickelt. Dominant und prägend war hierbei die landwirtschaftliche Nutzung. Der Naturschutz ist dagegen erst seit wenigen Jahrzehnten vertreten und versucht seitdem, bei der Nutzung und Gestaltung der Gemarkung mitzuwirken. Als neuer, noch nicht etablierter Nutzer tritt er damit in Konkurrenz zur traditionellen Nutzerstruktur. Und damit entstehen Probleme, die wir bei allen Sozialsystemen immer wieder beobachten: der Neue hat Integrationsprobleme – erst nach Beachtung bestimmter Rituale oder/und nach langer Zeit bauen sich Akzeptanzen auf. Jeder Neubürger im Dorf hat Erfahrungen mit diesem Phänomen machen müssen.

Naturschutz hat durch unbedachte Konkurrenz zu den traditionellen Nutzungen zur weiteren Schwächung der ländlichen Kulturlandschaften beigetragen.

Im Ergebnis hat der Naturschutz durch seine den Bedingungen der ländlichen Räume nicht angepaßten Arbeit mit dazu beigetragen, daß die bedrängten Landnutzer eine zusätzliche Schwächung erfahren. Es wurde nicht bedacht, daß unsere ländlichen Kulturlandschaften nur dann erhalten werden können, wenn die örtliche Bevölkerung als verantwortliche Nutzer und damit Gestalter in die umliegende Landschaft eingebunden bleibt.

2. Die Situation der ländlich geprägten Kulturlandschaften

In den Diskussionen heute wird der Begriff Kulturlandschaft offensichtlich nur sehr oberflächlich benutzt. Immer wieder entsteht der Eindruck, daß oft nur an das Landschaftsbild oder an die kulturell bedingte ökologische Vielfalt gedacht wird:

- die einen befürchten den Verlust der vertrauten, schönen Landschaft (Fremdenverkehr),
- die anderen das Verschwinden von Kulturbiotopen (Naturschutz).

Übersehen wird dabei, daß die ländlich geprägten Kulturlandschaften in ihrer Kernsubstanz gefährdet sind: nicht die Umstrukturierung der Landschaft im Hinblick auf ihre Ästhetik oder Ökologie ist das Problem – Veränderungen dieser Art hat es auf Grund von periodisch vorgenommenen Nutzungsänderungen immer gegeben. Die zentrale Gefahr für unsere Kulturlandschaften – und hier insbesondere für die großräumigen, dünnbesiedelten Mittelgebirgsregionen – geht davon aus, daß die örtliche Bevölkerung sich zunehmend aus der Nutzung und damit aus der verantwortlichen Gestaltung der umliegenden Landschaft (Gemarkung) zurückzieht. Und damit droht sie nach Jahrhunderten als Träger unserer Kulturlandschaft auszufallen.

Mit diesem Verlust der Nutzungsbeziehung löst sich die Bevölkerung zunehmend auch aus den für die dezentrale Siedlungsstruktur charakteristischen kleinen Ver- und Entsorgungskreisläufen. Und damit würde eine vor dem globalökologischen Szenario unverantwortliche Stilllegung der örtlichen Ressourcen einhergehen. Die Landschaft wäre für die Bevölkerung und deren Existenz belanglos. Es stellt sich dann die Frage nach dem Sinn einer dezentralen Besiedlung.

Wir müssen uns darüber im Klaren sein: Wenn jetzt nicht aufgepaßt wird, werden unsere Dörfer in naher Zukunft keinen nennenswerten Nutzungskontakt mehr zu ihrer Gemarkung haben. Die Folge wäre, daß die Gemarkung nur noch als Erholungsgrün empfunden würde oder sich ein reines Natur- und Wildland entwickeln würde. In dem einen Fall hätten wir eine „museale Parklandschaft“ – die von niemandem finanziert werden kann. Im an-

deren Fall würde sich eine reine Naturlandschaft entwickeln, die wegen der fehlenden offenen Flächen siedlungsfeindlich wäre.

In beiden Fällen könnte nicht mehr von einer Kulturlandschaft gesprochen werden – diese wäre wegen des Fehlens der örtlichen Nutzungsbeziehungen tot. Aus diesem Grund sollte bewußt von der Erhaltung einer lebendigen Kulturlandschaft gesprochen werden.

III. Folgerungen

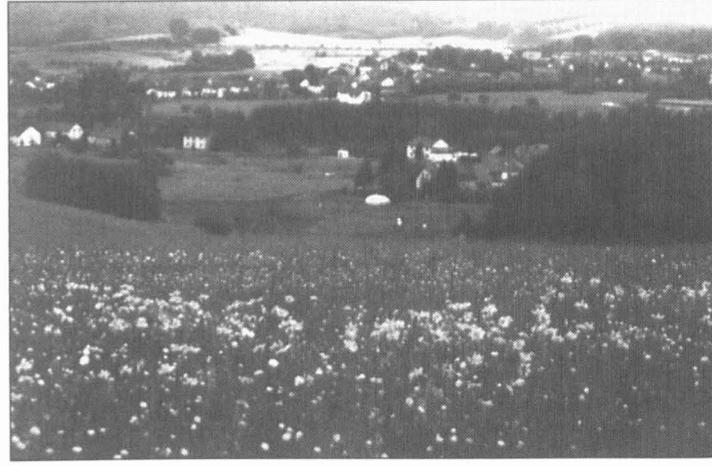
Aus den obigen Beobachtungen und Erfahrungen ist die Grundforderung abzuleiten, daß die Naturschutzarbeit viel bewußter im Zusammenhang mit den Notwendigkeiten der Erhaltung einer lebendigen Kulturlandschaft gesehen werden muß. Für den Naturschutz heißt dieses, sich stärker den örtlichen Bedingungen der ländlichen Räume anzupassen. Dieses bedeutet in erster Linie, sich in das örtliche Nutzungsbeziehungssystem zu integrieren und für eine Stabilisierung und Reaktivierung dieses Kerns der Kulturlandschaft einzusetzen.

Um dieses zu erreichen, werden neue Wege der Naturschutzarbeit im Landkreis St. Wendel versucht. Im Mittelpunkt dieser Bemühungen stehen sogenannte „Kleine Grüne Tische“, die in den einzelnen Dörfern eingerichtet werden sollen. Ein wichtiges Leitmotiv für diese Verlagerung auf die Dörfer ist die Überzeugung, daß eine Identifikation mit der umliegenden Landschaft nur auf dieser untersten Ebene möglich ist und als zentrale Besonderheit für eine eigenständige kulturelle Identität des ländlichen Lebens dringend erhalten werden muß. Vor dem Hintergrund einer fast grenzenlosen Mobilität und zunehmender Globalisierung wird es zukünftig verstärkter Anstrengungen bedürfen, dem Menschen noch eine gewisse Bodenhaftung zu erhalten. Hierbei geht es nicht um eine Flucht aus der Welt, sondern um die Schaffung der Voraussetzung, solide verwurzelt, sich der Welt zu öffnen.

IV. Der Kleine grüne Tisch

1. Begriffserläuterung

Der „Kleine grüne Tisch“ soll ein informelles Forum aller landchaftsbezogenen Nutzungsinteressen einer Dorfgemarkung sein.



Naturlandschaften
im Sankt Wendeler Land:
Das Oberthaler
Bruch (oben links),
sowie Walhausen (unten)
und Söttern (oben rechts).
In den Dörfern sollen
„Kleine runde Tische“ ent-
stehen, wo alle Landnutzer
und Naturschützer ihre In-
teressen einbringen können.

Mit ihm soll versucht werden, das weitgehend in einzelne Nutzergruppen- und individuen zerfallene Interessenpotential eines Dorfes wieder zusammenzuführen. Mit der Bezeichnung wird gleichzeitig auf Kernpunkte der Bemühungen hingewiesen: „Klein“ steht für den Bezugsraum Dorf/Gemarkung, „grün“ für den Themenkomplex Landschaft sowie „Tisch“ für die Notwendigkeit der Zusammenarbeit aller Beteiligten

2. Zielsetzungen

Drei Ziele werden mit der Arbeit am „Kleinen Grünen Tisch“ verfolgt.

Stabilisierung des örtlichen Nutzungsbeziehungssystem

Mit der Stabilisierung der örtlichen Nutzungsbeziehungssysteme soll erreicht werden, daß die örtliche Bevölkerung Träger der Kulturlandschaft bleibt. Als Teilziele sind hierbei anzustreben:

– Sicherung eines „professionellen Kerns“ in der Land- und Waldwirtschaft

Mit allen der individuellen Förderung und der breiten Unterstützung der Bevölkerung ist ein Minimum an bäuerlicher Infrastruktur im Dorf zu erhalten. Es müßte ein zentrales Anliegen der Dörfer sein, sich für „ihre“ letzten Bauern einzusetzen. Ideen und Tatkraft sind gefordert, durch zusätzliche Standbeine die Existenz dieser letzten Profis der Landbewirtschaftung zu sichern. Die Waldnutzungsbeziehung wird mit der Zunahme des Waldes insbesondere in den Mittelgebirgsregionen eine größere Bedeutung erhalten. Zur Sicherstellung der anspruchsvollen Waldnutzungskultur der „naturnahen Waldwirtschaft“ ist es erforderlich, daß den örtlichen Sozialsystemen mit ausreichender Bürgernähe ebenfalls ein professioneller Waldbewirtschaftler (Förster) zur Verfügung steht. Bauer und Förster sind in diesem Sinne wichtige Korsettstangen einer lebendigen Kulturlandschaft.

– Förderung der kulturell orientierten Nutzungen

Parallel zum Rückzug der Erwerbslandschaft hat die kulturell ausgerichtete Nutzung in der Freizeit an Bedeutung gewonnen. Ob Nebenerwerbs- oder Freizeitlandwirtschaft, Obst- und Gartenbau, Imkerei, Jagd, Angelsport oder ähnliches – ihnen kommt bei der In-Kultur-Haltung der Landschaft immer größere Bedeutung zu.

Freizeitgestaltung mit Natur-Nutzung oder zunehmendes Gesundheitsbewußtsein versprechen Zukunft. Dabei gilt es, individuelle und unkoordinierte Auswüchse z. B. durch unregelmäßigen Zaun- und Hüttenbau entgegenzuwirken.

– Integration des Naturschutzes als gleichberechtigtes Nutzungsinteresse

In der Vergangenheit hat sich der Naturschutz in der Konkurrenz mit den traditionellen Nutzergruppen oft sehr schwer getan. Vergleichbar mit der Situation der Neubürger blieb auch der Naturschutz ein Fremdkörper im örtlichen Nutzungsinteressengeflecht. Mit Blick auf die gemeinsame Verantwortung für die Gemarkung ist eine Integration dringend geboten. Voraussetzung hierfür ist, daß der Naturschutz von den traditionellen Nutzergruppen als gleichberechtigter Nutzungsinteressent anerkannt wird. Im Gegenzug hat der Naturschutz aber auch die Nutzung der Landschaft als eine unverzichtbare Voraussetzung für die Erhaltung einer lebendigen Kulturlandschaft anzuerkennen. Nicht die Verdrängung der Nutzer aus der Landschaft ist angesagt, sondern die Integration des Biotop- und Artenschutzes in eine möglichst naturverträgliche Nutzungskultur.

– Einbeziehung der Freizeit als Nutzungsform der Landschaft

Mit Zunahme der freien Zeit für die Menschen wird die Landschaft immer mehr zum Freizeit- und Erholungsraum. Ob Wandern, Trimmen, Joggen, Rad- und Mountainbikefahren, Retien, Hundeschlittenfahren – immer mehr „benutzen“ die Landschaft. Ein besonderes Problem ergibt sich dadurch, daß viele dieser Nutzer die Infrastruktur der Landschaft nutzen ohne für diese einen Beitrag zu leisten. Eine wichtige Aufgabe auch der Grünen Tische ist es daher, auch diese Gruppen in die Mitverantwortung für die Gemarkung einzubeziehen.

Schutz der natürlichen Lebensgrundlagen Boden, Wasser, Klima, Luft und Artenvielfalt

Es muß ein zentrales Anliegen der Dorfgemeinschaft sein, daß in ihrem Verantwortungsbereich der Gemarkung die natürlichen Lebensgrundlagen in Ordnung sind. Es muß zum Ehrenkodex erhoben werden, z. B. alle Quellen, Bachläufe und Teichanlagen einer Gemarkung sauber zu halten. Ein besonders Anliegen sollte sein,

die Artenvielfalt auf der Gemarkung als einen Wert in der Dorfgemeinschaft zu etablieren. Ziel muß es sein, daß die breite Bevölkerung das Vorhandensein wertvoller Biotope und Arten als eine Aufwertung ihres Lebensraumes anerkennt. Solange kleine Minderheiten, z. B. unerschrockene Naturschützer, gegen die Mehrheit der Bevölkerung Raritäten auf der Gemarkung schützen müssen, ist die Situation unbefriedigend.

Nutzung der natürlichen Ressourcen der Gemarkung

Die dezentrale Siedlungsstruktur der Dörfer mit der Zuordnung zu einer Gemarkung ist ursprünglich aus der Notwendigkeit entstanden, von den natürlichen Ressourcen der umgebenden Landschaft leben zu müssen. Mit der Globalisierung der Märkte und der damit verbundenen steten Vergrößerung der Ver- und Entsorgungskreisläufe drohen nun auch die Reste der verbliebenen kleinen Kreisläufe zu zerfallen. In Verbindung mit der Erhaltung der Nutzungsbeziehungen Dorf – Gemarkung sollte darauf geachtet werden, daß in Ergänzung der Großkreisläufe in den Dörfern ein gesunder Grundstock an kleinen Kreislaufsystemen als siedlungsstrukturgebundene Besonderheit erhalten bleibt.

Im Sinne eines „Ökologischen Subsidiaritätsprinzips“ sollten eine Reihe von kleinen Kreislaufsystemen erhalten bleiben (Brennholz, Obst, Gartennutzung, Eier u. ä.).

3. Aufgaben

Um die oben angeführten Ziele zu erreichen, sind folgende Aufgaben wahrzunehmen:

Interesse wecken und Bewußtsein fördern

Bei sehr vielen Bürgern – insbesondere in der jungen Generation – ist das Bewußtsein für die Bedeutung der Gemarkung nicht mehr vorhanden. Die wichtigste Aufgabe ist daher, das Interesse und Bewußtsein für diese Zusammenhänge zu wecken und zu fördern. Die zentrale Botschaft ist dabei: die Gemarkung gehört zum Dorf und liegt daher in der Verantwortung der Dorfbevölkerung. Dieser Landschaftsbezug muß gleichzeitig als eine zentrale Besonderheit vermittelt werden, die eine Voraussetzung für die notwendige eigenständige kulturelle Identität des Lebens auf dem

Lande ist. Dieses darf nicht nur das Anliegen von „Grünen Einzelkämpfern“ ein, sondern muß von breiten Gesellschaftsschichten getragen werden.

Erarbeitung eines allgemein anerkannten Leitbildes

Die Vorstellungen über die Aufgaben und Entwicklung der Gemarkung sind sehr vage und unterschiedlich. Sie sind geprägt von dem jeweilig vertretenen Nutzungsinteresse. Wichtig für eine erfolgreiche Zusammenarbeit unterschiedlicher Interessen ist aber, daß eine allgemein anerkannte gemeinsame Vorstellung über das angestrebte Ziel existiert. Im Vordergrund muß daher das Bemühen stehen, über die Einzelinteressen hinaus ein Leitbild der Gemarkung zu erarbeiten. Nur wenn bei den Beteiligten eine gemeinsame Vorstellung über die zukünftige Entwicklung der Landschaft besteht, kann eine Zusammenarbeit über Interessengrenzen hinweg erfolgreich sein.

Verbesserung der Zusammenarbeit

In unserer Zeit des Individualismus sind die Partikularinteressen in den Vordergrund getreten. Es ist üblich geworden, daß Einzelinteressen mit Unterstützung von Verbänden, Organisationen und Versicherungen im Zweifelsfall auch gegen den Nachbarn durchgesetzt werden. Das früher verbreitete Empfinden für die Gemeinschaft ist selten geworden. Der „Kleine grüne Tisch“ soll Gelegenheit geben, die vielfältigen sektoral ausgerichteten Nutzungsinteressen auf ein Gemeinschaftsinteresse hin („Leitbild“) auszurichten. Auch hier gilt es, eine alte Stärke wiederzuentdecken.

Entfremdung vermeiden

Bei allem Bewußtsein für die Verantwortung des Dorfes für „Ihre“ Gemarkung und bei allem Vertrauen auf die eigenen Kräfte – der ländliche Raum braucht auch in Zukunft Unterstützung von Außen.

Diese Unterstützung muß jedoch so gewährt werden, daß sie auch den Bedürfnissen vor Ort gerecht wird. Das Problem ist heute jedoch vielfach, daß die örtlichen Interessen bezüglich der Landschaft nicht mehr formuliert und vertreten werden. Dafür treten

Einzelinteressen zunehmend in den Vordergrund, die vorgeben, das Gesamtinteresse zu vertreten.

Über Jahrhunderte hat sich das Dorf durch seine starke Gemeinschaft gegen Eingriffe von Außen zur Wehr gesetzt. Von dieser Stärke ist heute oft wenig geblieben und droht bald ganz verloren zu gehen. Eine wichtige Aufgabe des „Kleinen Grünen Tisches“ könnte es daher sein, entfremdende Eingriffe von Außen in hilfreiche Unterstützung umzuändern.

4. Zur Einrichtung eines „Kleinen Grünen Tisches“

Seit knapp einem Jahr laufen konkrete Bemühungen, in einzelnen Dörfern „Kleine Grüne Tische“ einzurichten. Nach den bisherigen Erfahrungen könnte die Einführung über vier Phasen verlaufen:

Phase 1: Sensibilisierung und Orientierung

Zunächst sind die vorhandenen Nutzungsinteressen anzusprechen (Interessen wecken) und für die Problematik der Kulturlandschaft zu sensibilisieren (Bewußtsein fördern). In dieser Phase gilt es, bei einer kleinen Gruppe von Aktivisten die Überzeugung zu wecken, daß der „Kleine Grüne Tisch“ ein sinnvolles Forum sein kann. Von dieser kleinen Gruppe – möglichst von verschiedenen Interessen – sollten die Aktivitäten der folgenden Phasen organisiert werden.

Phase 2: Situationsanalyse

In der zweiten Phase gilt es, die aktuelle Situation mit möglichst einfachen Mitteln zu erfassen. Entsprechend der unter (2) aufgeführten Zielsetzungen sind folgende Fragen zu beantworten:

- Wieviel und welche Nutzungsbeziehungen gibt es noch im Dorf?
- In welchem Umfang werden die örtlichen Naturgüter in überschaubaren, kleinen Kreisläufen noch genutzt?
- Wie ist es um die natürlichen Lebensgrundlagen auf der Gemarkung bestellt? Welche Artenvielfalt hat die Gemarkung zu bieten?

Bei der Beantwortung dieser Fragen können Fachverwaltungen und Institutionen helfen – z. B. bei der Landschaftsplanung oder im Rahmen von Flurbereinigerungsverfahren.

Phase 3: Leitbildarbeit

In der dritten Phase (Leitbilddiskussionsphase) sind grundsätzliche Überlegungen anzustellen, wie sich die Gemarkung unter den gegebenen Bedingungen zukünftig entwickeln wird bzw. soll. Diese Diskussion ist einer der wichtigsten Aufgabenbereiche der Kleinen Grünen Tische. Denn nur wenn zwischen den verschiedenen Nutzungsinteressen eine einigermaßen einheitliche Vorstellung über die Zukunft der Gemarkung existiert, kann eine Zusammenarbeit zwischen diesen erfolgreich sein.

Phase 4: Projektarbeiten

Wenn die Situation bekannt ist und eine gewisse Vorstellung über die zukünftige Entwicklung vorhanden ist, können konkrete Arbeiten in Angriff genommen werden. Es ist aber durchaus sinnvoll, diese konkreten Arbeiten auch schon in den Phasen 2 und 3 aufzunehmen. Denn es wird zu beachten sein, daß die in der Regel praktisch ausgerichtete örtliche Bevölkerung keine allzu theoretischen Diskussionen führen will. Bei aller Notwendigkeit einer theoretischen Erörterung sollte man sich daher in erster Linie dem Spruch „*Es gibt nichts Gutes – außer man tut es!!*“ verpflichtet fühlen.

5. Erste Erfahrungen

Nach zwei Jahren Diskussion und konzeptioneller Entwicklung sowie dem Start zur Einleitung von „Kleinen Grünen Tischen“ in einem halben Dutzend Dörfern kann eines festgestellt werden: der Ansatz wird allerorten begrüßt und verbal unterstützt. Gleichzeitig bestätigt sich aber auch, daß der bewußte Kontakt zur Landschaft stark zurückgegangen ist. Eine häufige Erfahrung war – insbesondere bei kommunalen Funktionsträgern – das in Gesprächen bisweilen begeisterte Zustimmung geäußert wurde, aber in relativ kurzer Zeit der Alltagsbetrieb diesen Aspekt wieder verdrängt hatte.

Eine wichtige Einzelerfahrung war, daß sich die vorhandenen Interessengruppen trotz verbaler Zustimmung schwer tun, eine offene Partnerschaft zu praktizieren. Die Diskussionsrunden waren sehr stark geprägt von der Zurückhaltung verschiedener Gruppen – offensichtlich aus Angst vor Preisgabe eigener Positionen. Hier

gilt es, noch viel Überzeugungsarbeit innerhalb der Interessengruppierung zu leisten. Desweiteren ist erkennbar geworden, daß es sehr wichtig ist, in der Phase 1 der Einführung ein breites Interesse zu wecken und das Bewußtsein für die Kernproblematik der ländlich geprägten Kulturlandschaften in den Dörfern zu fördern. Dieses kann aber in allen Dörfern nicht geleistet werden. Hier müssen rationellere, regional wirksame Wege gesucht werden.

V. Ausblick

Eine Voraussetzung für eine erfolgreiche Arbeit der „Kleinen Grünen Tische“ als Kernelement der neuen Wege der Naturschutzarbeit ist das Vorhandensein von Interesse und Bewußtsein für die Kulturlandschaftsproblematik. Um eine möglichst große Wirksamkeit hierbei zu erzielen, ist auf regionaler Ebene (Landkreis) für eine breit angelegte Informationsvermittlung Sorge zu tragen. Als Möglichkeit wird angesehen, daß sich alle Kräfte der Region zu einer Art „Kulturlandschaftsinitiative“ zusammenschließen.

Wichtigste Aufgabe dieser Initiative sollte es sein, die Problematik unserer Kulturlandschaft der Bevölkerung näherzubringen und damit die praktische Arbeit an den Kleinen Grünen Tischen in den Dörfern selbst zu unterstützen.

Wir befinden uns in einer Zeit großer Umbrüche, die gerade auch die ländlichen Räume treffen werden. Über Jahrhunderte hatten diese die zentrale Aufgabe der Sicherstellung der Ernährung der Bevölkerung. Mit der Globalisierung der Märkte ist diese Zentralaufgabe entfallen. Die dezentrale Siedlungsstruktur des Dorfes braucht daher neue Orientierungen. Diesem Prozess muß sich die Bevölkerung mit Überzeugung und Tatkraft stellen. Denn nur auf diesem Wege kann eine für die Existenz einer lebendigen Kulturlandschaft unabdingbare eigenständige kulturelle Identität des Lebens auf dem Land erhalten bleiben. Und da im zukünftigen Leitbild der ländlichen Räume die Natur eine große Bedeutung haben wird, hat sich der Naturschutz auch bewußt in die Bemühungen um die Erhaltung einer lebendigen Kulturlandschaft einzuschalten.

Das „Hiemesbiere-Fescht“ in Remmesweiler

Ein Dorf stellte altes und neues Brauchtum vor

Von Erwin Leist

Auf der Gemarkung Remmesweiler findet sich ein großer Bestand an Obstbäumen. Von ihrem Äußeren her fällt eine Baumart besonders auf: die Hiemesbiere. Im reifen Alter erreichen die Bäume Höhen bis zu etwa zehn Metern. Sie bilden eine mächtige Krone. Mehr als 250 Exemplare wurden 1992 auf der Gemarkung gezählt.

Die Früchte dieses Baumes, andernorts nur selten zu finden, sind verhältnismäßig klein. Als Tafelobst sind sie nicht geeignet. Die Birne, in Remmesweiler „Hiemesbier“ genannt, hatte von alters her bis lange nach dem Zweiten Weltkrieg für die Ernährung der Dorfbevölkerung größte Bedeutung. Sie bildete den Rohstoff für die Herstellung des „Laxems“, eines süßen Birnenmuses, das als Brotaufstrich fast das ganze Jahr über in nahezu allen Haushalten des Dorfes auf dem Tisch zu finden war. Über einem offenen Holzfeuer wurde der Laxem in großen Kupferkesseln gekocht. Die Birne war meist in Mengen vorhanden. Wegen ihrer hohen Eigensüße brauchte kein Zucker beigegeben zu werden. Daher waren die Herstellungskosten gering. So war es keine Seltenheit, daß personenstarke Haushalte in einem Herbst bis zu sechsmal Laxem kochten. Erst lange nach dem Zweiten Weltkrieg, als die wirtschaftliche Lage der Bevölkerung sich stark gebessert hatte und wohlschmeckendere Brotaufstriche vielerlei Art im Handel angeboten wurden, verlor das Laxemkochen seine Bedeutung. Seither wird die Hiemesbirne verstärkt zum Schnapsbrennen verwendet.

Die Idee zur Durchführung eines Festes, bei dem das dörfliche Brauchtum einem größeren Publikum vorgestellt werden sollte und das schließlich den Namen „Hiemesbiere“-Fest erhielt, wurde im Januar 1993 im Dorfgemeinschaftshaus in Remmesweiler geboren. Im Anschluß an das vom Sportverein veranstaltete Inaktiven-Tischtennis-Turnier saßen die Teilnehmer zur Siegerehrung gemütlich beim Bier. Unter ihnen war – zusammen mit den Ver-

tretern mehrerer Ortsvereine – Franz Josef Schumann, seit März 1992 Landrat in St. Wendel. Zehn Jahre lang hatte er in der ersten Mannschaft des Sportvereins Remmesweiler Fußball gespielt; seither wirkt er noch Jahr für Jahr begeistert beim Tischtennisturnier mit. Geplaudert wurde über vieles, auch über alte und neuere Bräuche wie das Spinnen, das Weben, das Brotbacken, das Töpfen und auch das Laxemkochen – Tätigkeiten, die in der Dorfbevölkerung wieder zum Leben erweckt worden waren. Schumann nahm dies interessiert auf. Er trage sich, so sein Bekenntnis, mit der Absicht, altes wertvolles Brauchtum der Dörfer des Kreises im Bewußtsein der Bewohner wachzuhalten. Ihm schwebte vor, daß interessierte Dörfer reihum mit Unterstützung des Kreises ihr Brauchtum ihm Rahmen eines Festes darstellen sollten. Remmesweiler könne damit den Anfang machen. Damit war die Idee geboren.

Die örtlichen Vereine nahmen den Gedanken begeistert auf. Man war sich frühzeitig einig, daß das Laxemkochen bei den darzustellenden Brauchtümern eine dominierende Rolle spielen sollte. Daher kam als Termin nur der Oktober in Betracht, denn die Hiemesbiere reift erst in diesem Monat. Die mit einem solch späten Termin verbundenen Risiken wie herbstliche Kühle und eventuell gar Regen wurden in Kauf genommen.

Dem Fest sollte das Motto „Unser Dorf lebt“ vorangestellt werden. Das „lebendige Dorf“ ist auch ein Anliegen, das der Wettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“ verfolgt. Daher entschloß sich die Kreisverwaltung, die Teilnehmer dieses 1993 wieder stattfindenden Wettbewerbs anläßlich des Festes nach Remmesweiler einzuladen und ihnen dort die Teilnahmeurkunden auszuhändigen.

Als Festplatz entschied man sich für das Freigelände am Sportplatz. Ein beheiztes Großzelt wurde aufgestellt, dazu eine separa-

te überdachte Bühne und eine besondere Zeltgruppe für die vorgesehene Ausstellung. Außerdem stand noch der Gruppenraum des Sportheimes zur Verfügung. Bei der Eröffnungsveranstaltung am Abend des 22. Oktober 1993 war das Festzelt voll besetzt. Unter den Gästen waren der Landrat, mehrere Bürgermeister oder deren Vertreter, eine größere Zahl von Ortsvorstehern und die Träger der örtlichen Verschönerungsmaßnahmen, insbesondere die Abordnungen der Obst- und Gartenbauvereine des Kreises. Ortsvorsteher Erwin Leist stellte Remmesweiler als lebendiges Dorf vor. Dies sollte mit dem Fest gezeigt werden. Die örtlichen Vereine hätten alle an einem Strang gezogen und bei der Vorbereitung des Festes außergewöhnliche Anstrengungen unternommen. Dabei habe auch die Kreisverwaltung großartig geholfen.



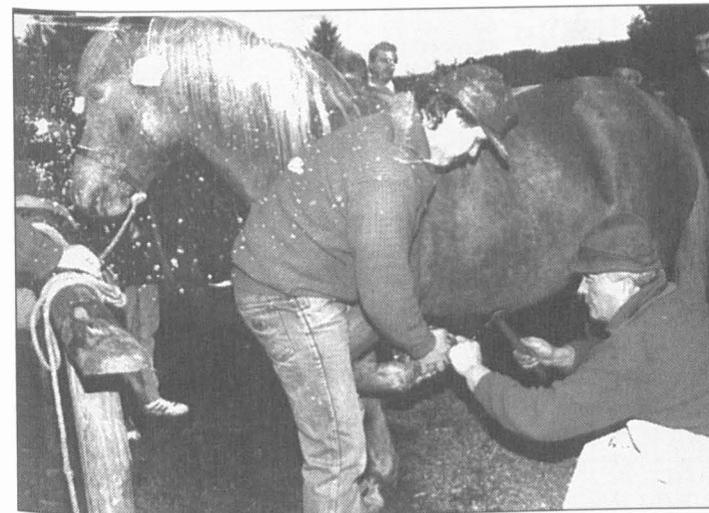
Zum ersten Mal verlieh Landrat Franz Josef Schumann die Preise und Anerkennungsprämien des Wettbewerbes „Unser Dorf soll schöner werden“ im Rahmen eines vom Landkreis mit veranstalteten Dorfgemeinschaftstages.

Landrat Schumann dankte den Remmesweiler Vereinen dafür, daß sie das Fest vorbereitet und damit einen würdigen Rahmen für die Verleihung der Preise an die Gewinner des Wettbewerbs „Unser Dorf soll schöner werden“ geschaffen hätten. Diesmal hätten 35 Dörfer am Wettbewerb teilgenommen, davon hätten 29 eine Auszeichnung erhalten. Am besten hatten auf Kreisebene Nohfelden und Oberkirchen abgeschnitten. Diese beiden Orte haben danach am Landeswettbewerb teilgenommen. Dabei erzielte Nohfelden eine Silber- und Oberkirchen eine Bronzemedaille. Besonderes Lob spendete der Landrat der Grundschule Furschweiler für ihren Schulgarten und dem Obst- und Gartenbauverein Gudesweiler für seinen Kräutergarten.

Im Anschluß an die von Landrat Schumann vorgenommene Verleihung der Preise an die Ortsvorsteher der erfolgreichen Dörfer referierte der Ortsvorsteher von Remmesweiler über die „Gemeinde-Ordnung des Dorfes Remmesweiler von 1663“, die er als Denkmal der Dorfgeschichte bezeichnete. Hans Peter Rupp, Vertreter der Stadt St. Wendel in der Bewertungskommission, zeigte anhand von Diapositiven, die er beim Rundgang durch die Dörfer angefertigt hatte, gute und schlechte Beispiele für die Dorfverschönerung. Der Samstag, 23. Oktober, war der Darstellung heimischen Brauchtums vorbehalten. Schon am Abend zuvor hatte der Wanderverein einen Laxemkessel aufs Feuer gesetzt und am frühen Samstagmorgen noch einen zweiten Kessel. So konnten die

Besucher genügend frischgekochten Laxem kaufen. Auf der Bühne waren Sensendengler, Korbmacher und Seildreher bei der Arbeit. In einer Schmiede wurden Meißel, Hacken und sonstige Werkzeuge geschärft. Außerdem wurden Nägel mit echten Köpfen hergestellt. Der Männergesangsverein übte sich im Butterstoßen. Reinhold Jäckle und Sohn Eckard verpaßten ihrem Pferd „Topsy“ neue Hufeisen. Meta Geßner zeigte, wie man sich mit Vollkornbrot und sonstigen naturgemäßen Speisen gesund ernährt. Währenddessen fuhr der Inhaber des ortsansässigen Islandpferdestüttes, Werner Wagner, die Kinder mit einer Pferdekutsche spazieren. Der Saarländische Rundfunk berichtete live über das Geschehen auf dem Festplatz.

Auch im Ausstellungszelt gab es viel zu sehen. Die Bienenhalter hatten allerlei Gegenstände aus dem Bereich der Imkerei ausgestellt. Es fehlte auch nicht der Honig aus eigener Herstellung. Fridolin Spreitzer, gelernter Stellmacher und auch geübt im Drechseln, zeigte eigens für das Fest hergestellte Gegenstände seines Handwerks, so ein naturgroßes Wagenrad mit Nabe, Speichen und eisernem Reifen. Außerdem hatte er einen Leiterwagen maßstab-



Reinhold Jäckle und Sohn Eckard beschlagen ihr Pferd „Topsy“. Die mit viel Aufwand verbundene Aktion fand besonders großes Interesse.

Bernhard Welter und Artur Bill beim Sensendengeln. Diese Aktion ließ erkennen, mit wieviel Aufwand die Landwirtschaft bis in die jüngste Vergangenheit verbunden war.



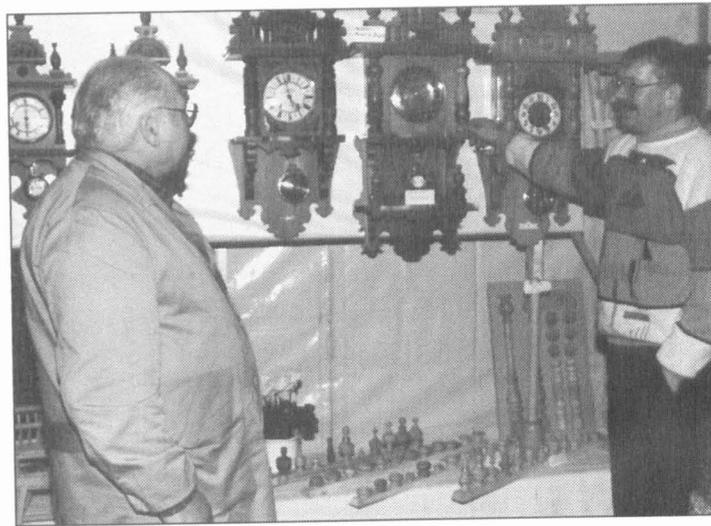
gerecht im Kleinformat angefertigt. Auch „edlere“ Gegenstände waren von ihm zu sehen, so zum Beispiel ein kunstvoll gefertigtes Spinnrad, gedrechselte Kerzenständer aus edlem Holz und vor allem wundervolle Wanduhrgehäuse. Auch die Frauen hielten ihr Licht nicht unter dem Scheffel. Sie zeigten beachtliche Fertigkeiten beim Spinnen, beim Weben, beim Stricken, Sticken und Häkeln, beim Töpfern, beim Bemalen von Seidentüchern und auch beim Basteln von Geschenkartikeln.

Der Gruppenraum des Sportheims beherbergte die Bilderausstellung. Dort wurde man über reproduzierte Fotos aus alter Zeit weit in die Vergangenheit hinein versetzt. Neben Dorfansichten aus alter Zeit wurde das Dorf auch in seiner heutigen Gestalt aus verschiedenen Blickwinkeln dargestellt. Auch Großaufnahmen blühender Hiesesbirnbäume fehlten nicht.

Der Sonntag, der dritte Festtag, wurde eingeleitet mit einem ökumenischen Gottesdienst im Festzelt, zelebriert von Pfarrer Wolfgang Meyer, Niederlinxweiler, und Pastoralreferent Günter Brand, Theley. Eine Bläsergruppe unter Stefan Fuchs gab den musikalischen Rahmen. Im Anschluß an den Gottesdienst debattierte – ebenfalls im Festzelt – unter der Moderation von Landrat Schumann „Der grüne Tisch“. Hierbei handelt es sich um ein auf dem Konzept von Werner Feldkamp, dem Naturschutzbeauftragten des Kreises, beruhendes örtliches Gesprächsforum, das die in der modernen Zeit stark zurückgegangenen Nutzungsbeziehungen der Dorfbewohner zu ihrer Gemarkung wieder aufleben lassen bzw. verstärken soll.

Am Nachmittag beging der Obst- und Gartenbauverein sein Erntedankfest. Dazu hatte er die Bühne des Festzeltes reich mit Früchten aus Feld und Garten geschmückt. Der Verein nahm das Fest zum Anlaß, mehrere langjährige Mitglieder zu ehren. Gartenbauingenieur Wickenbrock referierte über eine sachgemäße Verwertung des vom Gartenbauer erzeugten Obstes. – Umrahmt wurde die Feier durch Liedvorträge des Männergesangsvereins. Dieser hatte, ebenso wie die Bläsergruppe des Musikvereins Niederlinxweiler, auch schon zum Gelingen der Eröffnungsveranstaltung beigetragen.

Am Ende der drei Tage zeigten sich die Veranstalter zufrieden, war doch das Fest nach einstimmigem Urteil rundum „gelingen“. Die Ortsvereine und auch viele vereinsungebundene Bürger haben sich mit großem Engagement beteiligt. Dank guter Öffentlichkeitsarbeit waren samstags und auch sonntags Besucher aus dem ganzen Saarland auf dem Fest anzutreffen. Für die Bevölkerung von Remmesweiler ist wieder einmal deutlich geworden, was man gemeinsam schaffen kann.



Fridolin Spreitzer und Herbert Brück präsentieren die von Spreitzer gefertigten Wanduhrgehäuse.

Artur Schäfer und Walter Schneider beim Fachsimpeln



Gertrud Scheidhauer und Erika Schäfer beim Spinnen. Im Hintergrund: Gerhild Gisch beim Weben.



Fotos: Edgar Hahn

Zum Tag der Deutschen Einheit 1993

Von Ludwin Vogel

Im Einigungsvertrag zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der damaligen DDR wurde unter anderem festgelegt, daß der künftige „Tag der Deutschen Einheit“, der 3. Oktober, reihum in den einzelnen Bundesländern begangen werden sollte. Gastgeber der nunmehr geeinten Republik war 1993 turnusgemäß das Saarland, dessen Ministerpräsident in diesem Jahr das Amt des Bundesratsvorsitzenden bekleidete. Die Frage, welche sowohl die Bundes- als auch die Landesregierungen bewegte, war, wie dieser Tag zu begehen sei, da ja keine spezifische Tradition vorhanden war, und insbesondere der bisherige 17. Juni einen eher traurigen Anlaß des Gedenkens bot. Die saarländische Landesregierung wählte ein Motto, das die europäische Dimension der neuen Nation in den Vordergrund stellte. Das Saarland als jüngstes Bundesland, dessen Bevölkerung sowohl die leidvolle Erfahrungen nationaler Verblendungen als auch die modellhaft gelungene Integration der sogenannten „kleinen Wiedervereinigung“ aus eigener Erfahrung kannte, schien dafür prädestiniert.

In der Bevölkerung fand die Gestaltung der Feierlichkeiten großen Anklang, weil sich die Organisatoren in der Staatskanzlei, an ihrer Spitze Peter Fischer, nicht nur auf die zentrale Feier in der Landeshauptstadt beschränkten, sondern die Landkreise in die Feierlichkeiten einbezogen. Dadurch wurde der Landkreis St. Wendel am Vorabend des 3. Oktober Gastgeber der drei Bundesländer Baden-Württemberg, Bayern und Sachsen. Landrat Franz Josef Schumann gefiel diese Wahl besonders, weil er dadurch die Möglichkeit sah, in einer zentralen Veranstaltung in der Gemeinde Tholey sowohl die historische Dimension der Region als auch das Sankt Wendeler Land als Fremdenverkehrsregion darzustellen.

Sein Vorschlag, in einen bunten, folkloristischen Abend mit typischen Darbietungen und kulinarischen Besonderheiten auf die lebens- und liebenswerten Seiten des Landkreises, aber auch auf die

der drei Gastländer hinzuweisen, stieß auf hervorragende Resonanz. So fanden am Abend des 2. Oktober 700 Menschen den Weg in die bis auf den letzten Platz gefüllte Kulturhalle Theley, um die Darbietungen zu verfolgen und gemeinsam mit den Gästen zu feiern. Begeistert zeigten sich auch die Repräsentanten der drei Länder, die Staatssekretäre Gustav Wabro aus Baden-Württemberg, Günter Ermisch aus Sachsen und Johann Böhm aus Bayern. Mit seiner Parole „Alle Macht den Fröhlichen“, brachte Böhm nicht nur das Motto der bayrischen Darbietungen mit der „Miesbacher Stadtkapelle“, der „Parsberger Schuhplattler“ und der „Auerberger Goäßlschnalzer“, sondern auch die Stimmung in der Halle auf den Punkt.

Daß sich Gedenken und Feiern dennoch nicht einander ausschlossen, sondern sinnvoll ergänzten, lag auch daran, daß Landrat Franz Josef Schumann in seiner Rede die passenden Worte wählte, indem er zum einen den Bürgern in den neuen Ländern für den bei der Beseitigung des alten Regimes bewiesenen Mut dankte. Zum andern aber sagte er, daß die Wahl des Austragungsortes der Feierlichkeiten am Fuße des Schaumberges wie kein anderer mahne, daß auch die Zukunft des wiedervereinigten Deutschlands nur in einem politisch geeinten Europa liegen könne. Umrahmt wurde der offizielle Teil in vortrefflicher Weise vom Hüttenbergwerksorchester Wasseralfingen, mit dem Baden-Württemberg dem gastgebenden Landkreis seine Referenz erwies.

Ebenfalls aus Baden-Württemberg kamen der Stimmenimitator Thomas Gutwein und die Volkstanzgruppe aus Todtnau-Berg. Aus Sachsen gaben sich „August der Starke und Gräfin Cosel“ sowie die Sing- und Tanzgruppe „Binge Maad“ aus dem Erzgebirge die Ehre. Den Gastgeber vertrat die Tanzgruppe „La Volte“ aus Bosen sowie die „All Sound Big Band“, die bis spät in die Nacht zum Tanz aufspielte.



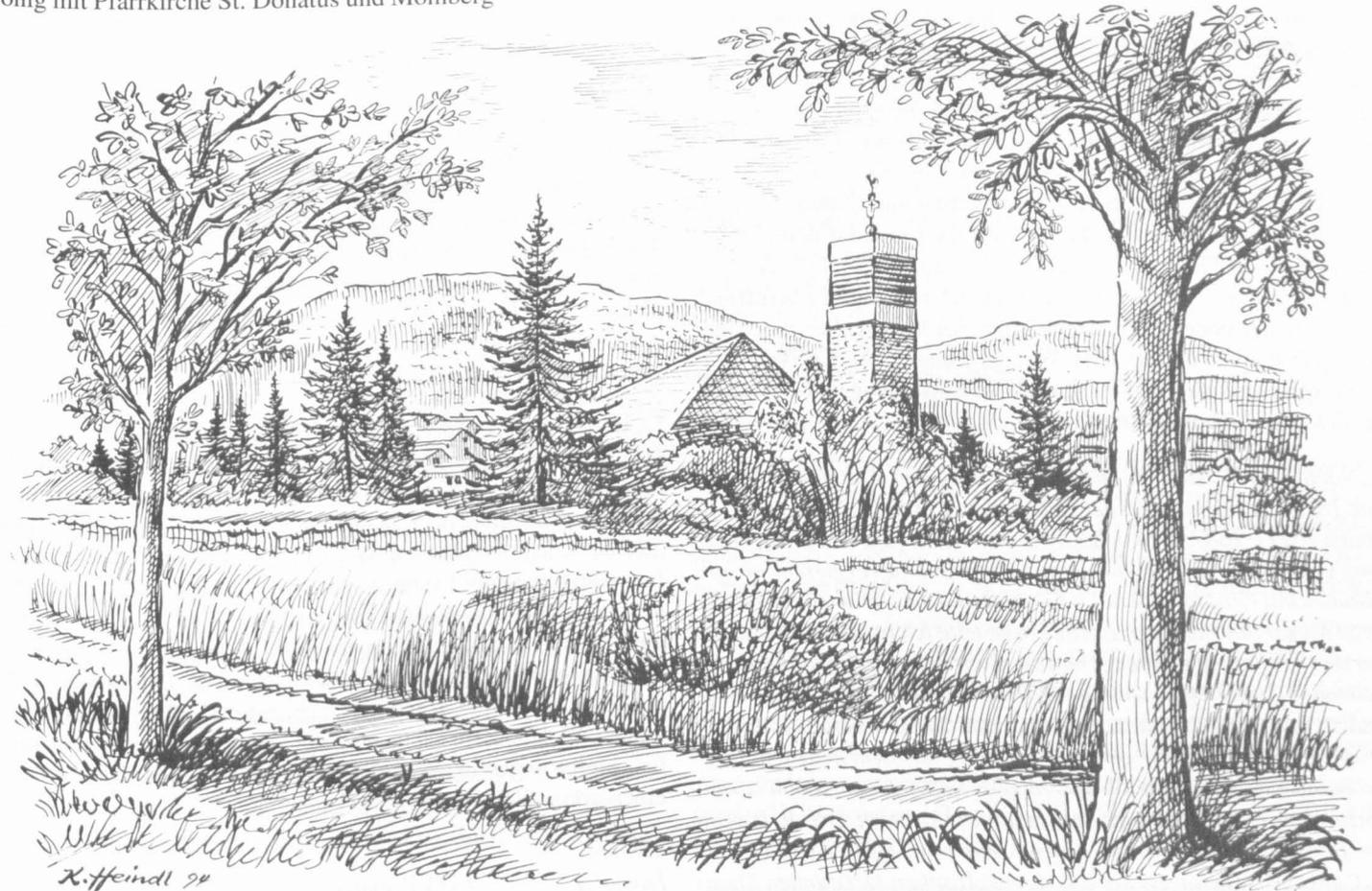
Zu Gast in Theley:
Die „Parsberger Goafßlschnalzer“ aus Bayern (oben), und „Binge Maad“ aus Sachsen (unten). Die Volkstanzgruppe „La Volte“ aus Bosen (unten Mitte) vertrat den Landkreis in ihrer typischen Nohfelder Tracht.



Im historischen Sitzungssaal des Landratsamtes stimmten sich die Gäste, hier der Chef der „Miesbacher Stadtkapelle“, sowie „August der Starke und Gräfin Cosel“, gemeinsam mit Landrat Franz Josef Schumann auf den Abend ein. Umrahmt wurde der offizielle Teil von dem „Hüttenbergwerksorchester Wasseralfingen“ (unten rechts). Ebenfalls aus Baden-Württemberg, und zwar aus dem Hochschwarzwald, kam die Volkstanzgruppe „Todtnau-Berg“.



Gronig mit Pfarrkirche St. Donatus und Momberg



Federzeichnung von Karl Heindl

Zur Geschichte des Ortsnamens „Gronig“

Von Uwe Schäfer

I. Gronig – ein keltischer Name?

Gewöhnlich wird der Name „Gronig“ von den Einwohnern des Ortes als Ortsnamen bezeichnet, der auf eine keltische Form zurückgeht. Dieser Schluß scheint ihnen nahe, denn schließlich ist der Ort bekannt für seinen Keltenring, und viele Autoren sprachgeschichtlicher oder heimatkundlicher Schriften führen den Ortsnamen auf die Kelten zurück. Noch unlängst war Unterstützung für diese These auszumachen. In seiner sehr informativen Arbeit „Beiträge zur Geschichte der Orte Oberthal und Gronig“ von Pastor i. R. Erwin Therre¹ geht der Verfasser von der damals vorherrschenden These aus, auch der Ortsname „Gronig“ sei – wie viele Ortsnamen der Gegend – keltischen Ursprungs. Er beruft sich dabei auf den bedeutenden Heimatforscher Max Müller, den Autor der „Geschichte der Stadt St. Wendel“, dem er auch private Mitteilungen verdanke. Müller schreibt zu Entstehung und Geschichte des Ortsnamens „Gronig“:

„Nach alten Urkunden, die dem Zweibrücker Amtmann Moser im 18. Jh. vorlagen, hieß der Ort ehemals Kereness. Tholeyer Saalbuch 1621 – 1687: Grunich. Cramer (Fr. Rhein. Ortsnamen) rechnet Gronig zu den ON auf -acum, -iacum und vergleicht unsere Namen mit Crogny (Yonne) = Croniacus. Das stimmt nicht mit der von Moser überlieferten Form. Diese teile ich in Keren-ess ab. Im ersten Teil haben wir das schon bei Cahren besprochene keltische caran = Steinriegel, steiniger Vorberg zu erblicken. Auch Leonardy hat sich eingehend mit unserem Namen befaßt (nämlich Cahren/Saarburg). Er gibt eine Deutung aus dem keltischen Urromanismus, der ich mich anschließe: Keltisch car, irisch caran, schottisch cairn = Steinriegel, steiniger Vorberg; griech. káreon = Berggipfel; lat. cornu; deutsch Horn (s. Müller I. 53 unter „Cahren“). Daran ist die aus dem keltischen Ortsnamen Dumnissus, jetzt Denzen bei Kirchberg und aus Salisso, Stationsort zwischen Trier und Bingen, bekannte Ableitungssilbe -issus ge-

treten. Der Ort wird wohl nach seiner Lage an dem steinigen, scharf in das obere Bliestal vorspringenden Momberg benannt worden sein. Vergl. die Ortsnamen Graun, alt Curunes und Hali-karnass in Kleinasien.“²

Adolf Klein³ übernimmt ebenfalls die Deutung Müllers und erklärt „Gronig“ als Wort keltischen Ursprungs. Hierbei wird bereits ein Problem der keltischen Zuweisung deutlich sichtbar: Müller bezieht sich auf Leonardys Beitrag; Therre und Klein beziehen sich jeweils auf Müller. Dadurch erreicht man keine Stärkung der These, Gronig sei ein ursprünglich keltischer Name, sondern trägt zur Verbreitung lediglich einer Überlegung bei, die nachfolgend nicht mehr in Frage gestellt wird und daher allmählich akzeptiert wird. Die These untermauert sich durch ihre Wiederholung sozusagen selber.

Es ist auch nicht unproblematisch, einen keltischen Namen einfach in die bedeutungstragenden Teile, seine Morpheme, abzuteilen, ohne über ein vertieftes Wissen des Keltischen zu verfügen. So kann man die Form „Kereness“ nicht ohne Begründung in „Keren“ und „ess“ abteilen. Wenn Müller dies tut, kommt er natürlich seiner eigenen Deutung, die sich der Leonardys anschließt, sehr entgegen, doch könnte hier auch der Wunsch Vater des Gedankes sein. Wir wissen von der Form „Kereness“ lediglich, daß der Zweibrücker Amtmann Moser, der im 18. Jahrhundert lebte, die Form bestätigt; Gronig habe „ehedem“ (Müller) Kereness geheißen. Welche Zeitspanne man sich unter „ehedem“ vorzustellen hat, bleibt ungewiß. Bereits für das Jahr 1335 registriert Pauly einen urkundlichen Eintrag: „Grunich“:

Linden	?
Imweiler	1335 Ymwilre
Ossenbach	1354 Osenbach
Stephansheck	1578 St. Stephani Heck

Gronig 1335 Grunich
Güdesweiler 1258 Gudenswilre⁴

Wir werden im folgenden noch einmal auf die Form „Kereness“ zurückkommen. An dieser Stelle nur so viel: Eine Etymologie (Herkunftserklärung) des Ortsnamens „Gronig“ aus dem Keltischen ist sehr schwierig und steht meines Erachtens auf tönernen Füßen. Wir werden noch zeigen, daß „Kereness“ durchaus eine Rolle in der Geschichte des Ortsnamens gespielt haben könnte. Doch ob „Kereness“ ein keltisches Wort ist, wissen wir nicht.

II. Die neueste Forschung

In den letzten Jahren gab es eine Reihe interessanter Publikationen auf dem Gebiet der Ortsnamenforschung, der sogenannten Toponomastik. Gerade für unser Gebiet und den Ortsnamen „Gronig“ war einiges von großer Bedeutung. Herausheben möchte ich hier den Beitrag des Saarbrücker Romanisten Max Pfister und die Dissertation von Monika Buchmüller-Pfaff, ebenfalls Saarbrücken.

Frau Buchmüller-Pfaff gibt zunächst die schriftlichen Quellen des Ortsnamens an und führt dann den Quellennachweis; vier ihrer Quellen sind Originalurkunden (Or.), eine ist eine Kopie (K). Ihre Quellenangabe „Grunech (1335 Or.)“ deckt sich nicht ganz mit Paulys Angabe, der „Grunich“ für dasselbe Jahr notiert. Den Namen „Gronig“ führt sie nicht auf eine keltische Bildung zurück, sondern auf die Form *Croniacum, die eine Ableitung des Personennamens (PN) „Cronius“ ist. Das Suffix (= angehängtes Teil, z. B. im Deutschen „-heim“ oder „-ingen“ oder „-weiler“) – „acum“ oder „iacum“ bezeichnet eine Menge oder Ansammlung und wird Kollektivsuffix genannt. „Croniacum“ hieße damit ungefähr „das zu Cronius Gehörende“ oder „die zu Cronius gehörende Siedlung“. Diese Etymologie gibt uns eine völlig andere Deutung als die Herleitung Müllers. Nach Eintritt des Ortsnamens in das Althochdeutsche ist laut Frau Buchmüller-Pfaff der Sekundärumlaut ausgeblieben, weshalb der Ortsname heute „Gronig“ und nicht „Grönig“ lautet.

Sie zieht auch die Möglichkeit in Betracht, „Gronig“ sei eine „-iacum“-Ableitung zum germanischen Personennamen „Gruno“,

hält dies aber für weniger wahrscheinlich als eine rein galloromanische Bildung. Hierzu muß man wissen, daß das heutige Saarland einst zum Römischen Reich gehörte und auf dem Gebiet Galliens lag. Die Sprache, die die Bewohner sprachen, war eine galloromanische Sprache, deren Grundlage das spontan gesprochene Latein, das sogenannte Vulgärlatein, war. Im Laufe der Jahrhunderte ging aber dem romanischen Sprachgebiet ein Teil des romanisierten Landes verloren; man spricht hierbei von der „Romania Submersa“, der untergegangenen Romania. Das heutige Saarland ging der Romania ebenfalls verloren. Man nimmt heute an, daß dieser Prozeß für das 7. Jahrhundert n. Chr. anzusetzen ist. Es spricht aber einiges dafür, daß sich das Galloromanische in unserer Gegend länger gehalten hat. Dazu später mehr.

Es ist vor diesem Hintergrund also nicht abwegig, einen galloromanischen Namen in vermeintlich germanischem bzw. keltischem Gebiet zu suchen. Frau Buchmüller-Pfaff erwähnt nur kurz am Schluß ihres Artikels über Gronig, daß Müller, wie wir eingangs schon erwähnt haben, von „Kereness“ als Erstbeleg für Gronig ausgeht. Diese Deutung als Ableitung von keltisch *caran bewertet sie aber nicht. Sie schreibt⁵:

351. Gronig, D. S, St. Wendel:

A. Grunech (1335 Or., 1361 Or.); von Gronich, var.: Groenich (1482 Or.), von Gronche (E. 15. Jh. Or.); Gronig (1594 K.). Quellennachweis: StA Kobl. IA 4844 (die Kopie, ediert bei Pöhlmann/Doll Nr. 568, hat Grunich). A. Klein, Gronig 41 (zu den römischen Funden s. S. 34 f.): AD Mos 1 E 150; Alix Nr. 1509.

B. < *Croniacum, zum PN Cronius (H. I 1147; d'Arbois 224; Morlet III 73); s. Buchmüller/Haubrichs/Spang Nr. 24; Kaspers, Rheinland 8; Cramer, Rhein. ONN 52; vgl. (ohne Rekonstruktion einer möglichen Grundform) Spang, Gewässernamen (SN auf -(i)acum); Pfister, in: Zwischen den Sprachen 147 (-(i)acum-SN der „galloromanischen Enklave am Südrand des Hunsrückvorlandes“); Herrmann, Geschichtl. Landeskunde Saarland II 18 („vorgerman. ON“); Ju. 469.

Der ahd. Sekundärumlaut von (O) vor (i) zu (ö) ist ausgeblieben (s. 4.2.1.2.1); zur (rom.) Erweichung von (k) vor (l; r) vgl. Jungandreas, Lautchronologie § 36; Rheinfelder § 380; Figge, An-

Herbschd

Von Renate Kiefer-Siebert

All Gebodd
sinn eisch ejaus
mem Bääsem naus
uffs Droddewaar
graad hott eisch jo widder
se allegaare fott
die gäale Bladder do
die faoule
do fälle als schonn widder
e Haufe neie von demm Baam
voor de Karaasch
do leid aweile
där ganze Puddsche
als schonn widder do
muschd aach net menne
dau kräädschd dadd fott
dadd braoune, nasse Zeisch
dadd babbd om Plaschder
babbd am Bääsem
eisch menn jo als
eisch däädse leie ionn
die scheene Bladder do
iss jo Naduur
onn wadd
dadd frooh eisch meisch
die do Tour als
gehd meisch där Noober aan
där Tooberd do.

Erntedank

Von Renate Kiefer-Siebert

Aufatmet die Natur.
die letzte Glut
der langen Sommersonnenstunden,
im Erlöschen noch
tuacht sie den Himmel
ein in tiefes Rot.
Auf immerweißen Höhen
scheint es
sanfter wider.
Im Tal schon
Abendbläue dunkelt.
Und es läuten
von den Türmen
des Abendfriedens
milde Glocken.
Die Arbeit ruht.
Von mühevoller Hand
den steilen Hängen abgerungen,
trocknet reich
die Ernte.
Heiß war der Tag.
Die letzte Glut
der Sommersonnenstunden
ist versunken.
Wie Silber bleich
schwimmt hoch am Firmament
das Licht der Nacht.
Kühl streicht ein Hauch
und lindernd
durch das Tal.
Das Leben ruht.
Dank sei dem Herrn,
der alles schuf.

Die Tausend-Jahr-Feier in Bliesen

Von August Fries

Eine wie auch immer geartete Analyse oder der Versuch einer Erklärung über die Entstehung des Vorhabens, die Geschichte und die Ursprünge von Bliesen in Form eines großen Festes von einigen Tagen Dauer zu veranstalten, wäre reine Spekulation und auch nicht zufriedenstellend zu beantworten. Wer, wann, und wieviele auch immer, sich mit solch einem Vorhaben befaßt haben sollten, mit dieser Idee so quasi „schwanger gingen“, allen mußte bewußt sein, daß dieses fast gigantische Werk nur mit allen Bliesenern, vornehmlich unter Mithilfe und dem nötigen Engagement der dörflichen Vereine, durchführbar und zu bewerkstelligen sein würde. Von dieser Seite, gestützt auf die Erfahrungen der Vergangenheit, konnte von einer besonderen Bereitwilligkeit, sich für die kulturellen Belange unseres Dorfes einzusetzen, ausgegangen werden.

Und wie heute mit besonderem Stolz und Zufriedenheit gesagt werden kann, „Bliesen ist Spitze“, können sich mit besonderer Genugtuung alle Bliesener dieses Lobes freuen, das immerhin aus berufenem Munde zu vernehmen war.

Der Funke zur Durchführung und Gestaltung einer 1000-Jahr-Feier dürfte letztendlich von der „Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde“ gelegt worden sein. Die Mehrzahl der meist älteren Damen und Herren dieses Gremiums hatten sich schon seit mehreren Jahren hier zusammengefunden, um die dörfliche Geschichte von Bliesen nicht in Vergessenheit geraten zu lassen und der jetzt lebenden Generation, die bis dato nur urkundlich und dokumentarisch belegbare Vergangenheit in Form von Literatur- und Bücherausgabe wieder näher und in Erinnerung zu bringen – ein Unterfangen, das 1984 erfolgreich mit „Ein Dorf und seine Geschichte“ begonnen wurde. Dieser Ausgabe folgte dann in den Jahren 1985, 1987 und 1990 eine Familien-Buch Trilogie, die zu einem Nachschlagwerk von besonderer Bedeutung geworden ist. 1989 war zwischenzeitlich noch die Ausgabe eines Bildbandes

„Bliesen im Wandel der Zeit“ erfolgt. In Erinnerung an die Toten der beiden Weltkriege wurde dann das sechste Buch „Wir gedenken“, herausgegeben. Zu einem runden Abschluß dieser literarisch-geschichtlichen Präsentation gehörte dann eigentlich nur noch eine einprägsame Darstellung für eine größere Öffentlichkeit, den Stolz und das Selbstwertgefühl eines Dorfes augenfällig zur Darstellung zu bringen.

Zwischenzeitlich hatte sich „auf unterer Ebene“, auf persönlicher Basis, mit der französischen Gemeinde St. Cyr-en-val, nahe Orléans gelegen, schon eine Partnerschaft entwickelt, die mit gelegentlichen beiderseitigen Besuchen, dort und auch in Bliesen, eine intensive Belebung erfahren hatte. Die sehr engagierte Präsidentin des „Comité de Jumelage St. Cyr-en-val/Bliesen“, eine geborene Bliesenerin, konnte davon überzeugt werden, die schon für einen früheren Zeitpunkt geplante offizielle Besiegelung der Partnerschaft zwischen den beiden Orten in die 1000-Jahr-Feier mit einzubinden und somit in einem größeren Rahmen der Bedeutung dieser deutsch-französischen Freundschaft Ausdruck zu verleihen.

Daß ein Fest dieser Größenordnung, jedenfalls wie es sich die „Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde“ und die „Interessengemeinschaft Bliesener Vereine“ vorstellte, sowohl die technischen Möglichkeiten überschreiten und den finanziellen Rahmen sprengen könnte, war man sich spätestens bewußt, nachdem man sich, um gewisse Erfahrungswerte zu sammeln, mit anderen Gemeinden, ins Benehmen gesetzt hatte. Während der Monate Januar/Februar 1993 war ein Grundkonsens für die Festgestaltung gefunden worden und die Vorstellungen nahmen reale Formen an: Eröffnungsfeier am Freitag, samstags dann der Historische Markt und als festlicher Höhepunkt dann am Sonntag der Historische Festzug. Hinzu kam der nachfolgende Montag mit dem Kreis-seniorentag. Der Wert und die Bedeutung des 1000jährigen Stif-

tungsfestes sollte sich in der Herausgabe eines repräsentativen Festbuches manifestieren. Über die Anzahl, Art, den Inhalt und Umfang waren bis dahin noch keine konkreten Vorstellungen erkennbar.

Von eminenter Wichtigkeit und Eile geprägt war nun die Bildung und Benennung der einzelnen Ausschüsse. Dies war insofern etwas prekär, da nicht abzusehen war, inwieweit die Bereitschaft der bis dahin noch in Unkenntnis ihrer Berufung gebliebenen Männer und Frauen vorhanden sein würde. Diese Zweifel konnten alsbald abgelegt werden. Im Verlauf der Vorbereitungen sollte sich diese Mithilfe der Bliesener Bürgerinnen und Bürger in vielfältiger Art äußern. Anlässlich einer zu einem späteren Zeitpunkt ergangenen Einladung durch Landrat Franz Josef Schumann wurde dieser Gemeinschaftssinn, der sich vor allem in Form eines gesunden und aktiven Vereinslebens äußert, in der richtigen Form gewürdigt.

Die Bildung von 16 Ausschüssen mit jeweiligem Vorsitzenden wurde als notwendig erachtet, in unterschiedliche Prioritäten eingeordnet, mit mehr oder auch weniger Arbeitsintensität ge- und versehen, mit unterschiedlichem zeitlichem Engagement ausgestattet, kurz, die Arbeit wurde nun auf diese Institutionen teilweise delegiert. Die gesamten Aktivitäten sollten und mußten von einer zentralen Stelle aus, hier „Interessengemeinschaft Bliesener Vereine“, koordiniert und, zumindest anfangs, in die richtigen Bahnen gelenkt werden. Daß dies zu dem Zeitpunkt noch mit Schwierigkeiten verbunden war, ist nicht sonderlich überraschend, konnte dann aber im Laufe der Zeit und bis zum Fest als harmonisch bezeichnet werden. Ende Februar 1993 wurde in einer von dem Vorsitzenden einberufenen Versammlung der „IG“ dort dann das bisher nur in dem Gremium der „Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde“ besprochene, geplante und behandelte Vorhaben, die 1000-Jahr-Feier von Bliesen gebührend zu feiern, den geladenen Vereinsvorständen, einer größeren Öffentlichkeit also, vorgetragen und konkretisiert werden. Von diesem Moment an begann die Vorbereitungsphase in ihr akutes Stadium zu treten.

In Form eines Malwettbewerbes mit wertvollen Preisen wurden die Schulkinder in das 1000jährige Festgeschehen mit eingebun-

den. Anlässlich der Preisverteilung, integriert in die Ausstellung der Bliesener Hobby-Künstler, Freitag nachmittags vor der offiziellen Festeröffnung, war an den zufriedenen Gesichtern der Kinder zu erkennen, auch hier schon einen Erfolg verbucht zu haben. Die Arbeiten der „Künstler-Kolonie“ konnte man nur mit Staunen und Hochachtung bewundern. Im Laufe der fast zweijährigen Vorbereitungszeit sollte es sich immer wieder zeigen, daß der, in den über mehrere Jahre bei der Durchführung des zuerst auf dem Gelände von Euro-Fertigbau und später unter der Regie der „Interessengemeinschaft Bliesener Vereine“ veranstaltete Vereinsmarkt bzw. dann unter der Firmierung „Dorffest“ gesammelte Erfahrungswert der Verantwortlichen mit den Dorfvereinen, nicht hoch genug einzuschätzen war. Die ab und zu sich ergebenden Differenzen konnten immer wieder mit der nötigen Souveränität gelöst werden.

Je schneller es nun in das Frühjahr ging, der Monat Mai immer näher rückte, konnte man allenthalben eine rege Betriebsamkeit feststellen. Die Sitzungen und die Zusammenkünfte, ja sogar die privaten Treffen, häuften sich, an der Erstellung oder dem Bau der verschiedenen Motive war teilweise schon begonnen worden, unterschwellig spürte man schon die Zuarbeitung auf das große Ereignis hin.

Die finanzielle Situation hatte in der Zwischenzeit eine solidere Basis erhalten. Das war in einer Versammlung der „Interessengemeinschaft Bliesener Vereine“ Ende März 1994 zu erfahren. Seitens der „Stadt“ war der Zuschuß beträchtlich angehoben worden, der Überschuß der Werbeeinnahmen für das Festbuch war sehr ansehnlich und zusammen mit Zuschüssen von Gewerbetreibenden nun ein Etat vorhanden, mit dem man zwar keine Riesensprünge machen, aber schon etwas mehr tun konnte. Immerhin mußte ein historischer Festzug zusammengestellt werden, der aus 70 Wagen, Gruppen, Motiven und Musikkapellen bestand. Der Markt sollte so originell-historisch wie möglich ablaufen. Bedingt durch die finanziellen Zuwendungen konnten im Frühjahr 1993 auch die Werbemaßnahmen anlaufen.

Die Festtage begannen, wie gesagt, am Freitagnachmittag mit der Preisverteilung für den Malwettbewerb an die Schulkinder. In der



Der Musikverein Bliesen

Festhalle dann am Abend dieses einmalige, wunderbare kulturelle Erlebnis der geschichtlichen Darstellung des Dorfes in „lebenden“ Bildern und hervorragenden Prologen. Der Vortrag des Festredners, seine Interpretation des Begriffs „Heimat“, wird allen Dabeigewesenen in besonderer Erinnerung bleiben. Am Samstagmorgen war schon bei der Ankunft unserer französischen

Gäste die richtige Feststimmung zu verspüren. Die offizielle Besiegelung der Partnerschaft am Nachmittag in der Festhalle war ein ernster und feierlicher Moment, den man miterlebt zu haben, sich immer mit Freude erinnern wird. Die sich anschließende Gemeinschaftsmesse in der Pfarrkirche „St. Remigius“, in deutscher und französischer Sprache, war von schlichter Feierlichkeit getragen. Die Disco für die Jüngeren abends, gestaltet durch eine bekannte örtliche Band sowie die Sendung Rendezvous der Saarlandwelle von SR 3 am folgenden Sonntagmorgen, im Verein mit durch Funk und Fernsehen bekannten Sängerin und Sänger, waren eine wohlgelungene musikalische Geschmacksmischung nach den Vorstellungen der Zuhörer.

Am Nachmittag setzte sich dann der Historische Festzug vom Gelände der Firma Euro-Haus aus in Bewegung. Etwa 25 000 Besucher aus nah und fern waren begeistert über die bis ins Detail gelungene Demonstration 1000jähriger Geschichte, dargeboten von einem Dorf, einer Gemeinschaft von Dorf-Vereinen, die es so nicht mehr allzuoft zu finden gibt. 68 Motive zeigten Bliesen von der ersten urkundlichen Erwähnung, der ersten Besiedlung durch

Die Ehrengäste, darunter Bürgermeister Klaus Bouillon und Landrat Franz Josef Schumann, fuhren in der Kutsche mit.



die Kelten, die Römer, das Mittelalter, über den 30jährigen Krieg und seine Folgen, über die Zeit der französischen Revolution bis zur Preußen- und Jetztzeit. Ergänzend zeigte der Historische Markt auf dem Festplatz und die Historische Ausstellung im Pfarrheim von dem Leben und und Treiben der Menschen auf dem Lande. Der Tag schloß mit einem Heimatabend in der Festhalle. Am nachfolgenden Montag erlebten 700 ältere Menschen aus dem gesamten Landkreis ein buntes Programm beim Kreisseniorentag. Damit hatte der Landkreis einen Beitrag zur 1000-Jahr-Feier geleistet.

Abschließend kann festgestellt werden, daß sich der große Aufwand mit mehr als 150 Sitzungen des Festausschusses gelohnt und sich die Einrichtung des „Vereinsringes“ bewährt hat: Das 1000jährige Geburtstagsfest war in seiner Art einmalig und wird allen, die aktiv oder als Besucher dabei waren, in guter Erinnerung bleiben.



Der Fanfarenzug der französischen Garnison ist immer ein gern gesehener Gast bei Veranstaltungen im Sankt Wendeler Land.



Das bäuerliche Leben wurde mit großer Liebe zum Detail so dargestellt, wie es sich über Jahrhunderte vollzog: entbehrungsreich und arbeitsam. Viele mußten aus Not auswandern.



Die ökumenische Friedenskapelle in Haupersweiler

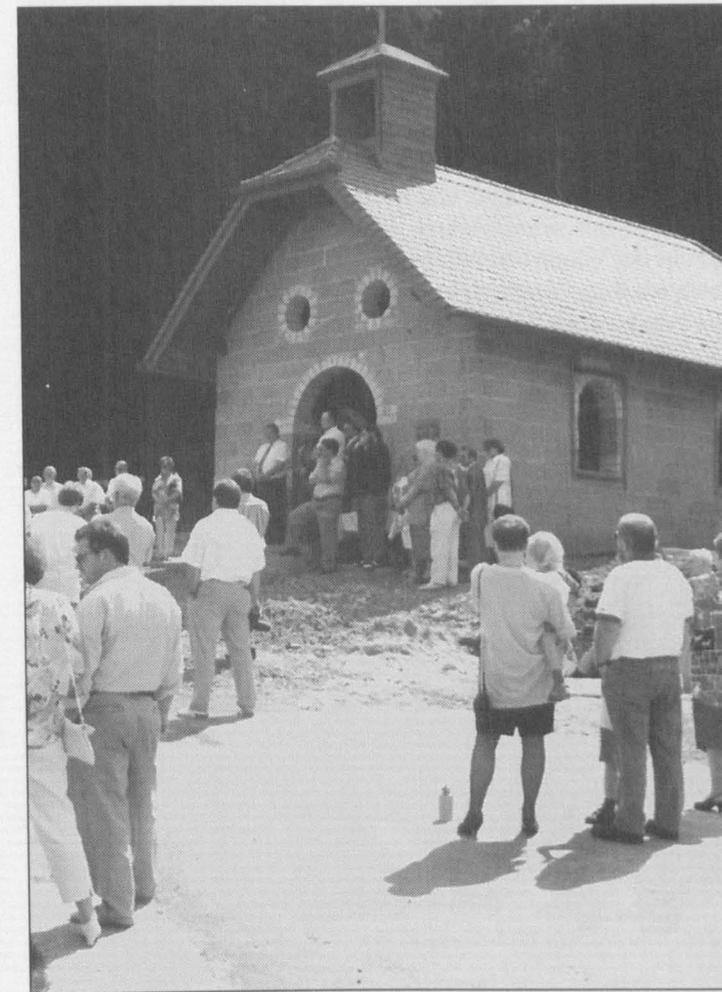
Von Eduard Alles

Was bewegt Menschen in Haupersweiler in der heutigen Zeit, eine ökumenische Friedenskapelle als Gebetsstätte zu erbauen, wo doch viele Menschen der Kirche, ihrem Glauben den Rücken kehren?

Wie der Name der Kapelle ausdrückt, steht hinter dieser Erbauung einer Gebetsstätte ein Programm. Bereits 1984 wurden erste Gespräche geführt, in Haupersweiler eine Kapelle zu erbauen. Rudi Ehrlich, der damalige Ortsvorsteher, sah die Sache positiv, er glaubte auch, daß das möglich sein könnte. Bruno Hermany, Bauingenieur aus Reichweiler, hatte dann einen Plan gefertigt und einen Kostenvoranschlag gemacht.

Es sollten aber noch einige Jahre ins Land gehen, bis der Traum Wirklichkeit werden sollte. In Haupersweiler, Grenzdorf an der Landesgrenze zu Rheinland-Pfalz, Grenzdorf zum Bistum Speyer, Filiale der Pfarrei St. Katharina Oberkirchen, ohne eigene Kirche, hat es schon immer Bestrebungen gegeben, eine Kapelle zu erbauen, seitens politischer Parteien oder von Privatpersonen. Es kam aus vielerlei Gründen nicht dazu. Bereits im Mittelalter, so berichtet uns die Pfarrchronik, soll eine Kapelle in Haupersweiler gestanden haben.

„Wie die älteren Leute erzählen, stand an dieser Stelle (Helljeborre-Heiligenbrunnen) eine Kapelle an einer Quelle, die dem Hl. Hubertus geweiht war. Bei ungünstiger Witterung war diese Kapelle öfter das Ziel von Bittprozessionen, die von der Pfarrkirche Oberkirchen aus dorthin unternommen wurden. Wenn Regen erfleht wurde, so stellte man während des Betens an der Kapelle die Fahnenstangen in den dortigen Brunnen. Wollte man trockenes Wetter haben, so wurden die Fahnenstangen in die trockene Erde gesteckt. Wann die Kapelle an dieser Stelle beseitigt wurde, kann nicht mehr festgestellt werden.“ (Pfarrchronik der Pfarrei St. Katharina Oberkirchen)



Bereits bei der Fertigstellung des Rohbaus zeigte sich, daß die gesamte Dorfbevölkerung hinter dem Projekt stand.

Der Wunsch, eine Kapelle zu besitzen, war wach in den Herzen der Menschen durch viele Generationen hindurch. So war es nicht verwunderlich, als am 23. Juli 1992 26 Bürger aus Haupersweiler unter der Versammlungsleitung von Paul Stoll einen Kapellenbauverein gründeten. Der Verein gab sich eine Satzung, er wurde als Kapellenbauverein Haupersweiler und Seitzweiler ins Vereinsregister des Amtsgerichts St. Wendel eingetragen, und das Finanzamt St. Wendel genehmigte die Gemeinnützigkeit.

In den Vorstand wurden folgende Personen gewählt: Eduard Alles, Vorsitzender, Waltraud Becker, 2. Vorsitzende, Kassenwart Hubert Jahke, Schriftführer Hermine Scheer, Pressewart Gisela Rein, Beisitzer Wendel Scheer und Rosel Kraushaar. Als bald begann der Vorstand mit seiner Arbeit. In den darauffolgenden Monaten konnte der Verein bereits soviel an Spenden entgegennehmen, daß nach erteilten Genehmigungen durch die Behörden mit dem Bau der Friedenskapelle im März 1993 bereits begonnen werden konnte.

Den Plan für die Kapelle entwarf Bauingenieur Johannes Uhl aus Haupersweiler. Die Ausführung der Bauarbeiten lag in den be-



Zahlreiche Helfer beteiligten sich aktiv beim Bauen der Kapelle.

währten Händen von Adolf Dresch. Nach nur eineinhalbjähriger Bauzeit wurde die Kapelle am 13./14. August 1994 von Pastor Manfred Weber, Pfarrei St. Katharina Oberkirchen, und Pfarrer Heinrich Lorenz, Evangelische Kirchengemeinde Pfeffelbach, eingeweiht und seiner Bestimmung übergeben. Es ist bemerkenswert, daß alle Arbeiten an der Kapelle unentgeltlich durchgeführt wurden und die Spenden zusammenkamen, um die Kapelle zu bezahlen. Ebenso erfreulich ist, daß die Dorfgemeinschaft dahintersteht und alle Vereine unser Vorhaben unterstützt haben.

In besonderer Weise haben sich Hermine Scheer, Hubert Jahke, Gottfried Schneider, Heinz Schaadt, Ewald Stemmler, Ewald Jung, Rudi Bettinger (Dachkonstruktion), Herbert Klein, Wendel Scheer, Johannes Uhl, F. Josef Danneck, Reinhold Weisgerber und die Mitglieder des Vorstandes um die Erbauung der Friedenskapelle verdient gemacht. Das THW St. Wendel sowie das Forstamt Türkismühle haben das ihre dazu beigetragen, daß die Kapelle ihren jetzigen Standort bekommen konnte. Der Ortsrat von Hauersweiler sowie der Gemeinderat der Gemeinde Freisen und die Behörde des Landratsamtes hatten dem Baugesuch des Vereins in kürzester Zeit stattgegeben. Bürgermeister Vinzenz Becker und seine Familie haben sich ebenfalls in besonderer Weise um die Kapelle verdient gemacht.

Mittlerweile ist der Kapellenbauverein Pächter des Grundstücks, auf dem die Kapelle steht. Man kann von einem „kleinen Wunder“ sprechen, daß dieses Projekt in so kurzer Zeit und ausschließlich von Spenden finanziert, aus der Taufe gehoben worden ist. Ich möchte auf das Programm zurückkommen, das sich der Kapellenbauverein gegeben hat. Hierzu der § 2 Zweck des Vereins: Der Kapellenbauverein betrachtet es als seine Aufgabe, eine Kapelle in Hauersweiler zu erbauen. Die Kapelle soll von jedem Menschen als Gebets- und Andachtsraum genutzt werden können. Unser Vorhaben soll deshalb zuerst einmal ein Beitrag zur Vielfalt menschlichen Lebens in unserer Dorfgemeinschaft sein. Es soll Menschen zum Nachdenken bringen, soll Menschen zusammenführen, soll helfen, über Tradition nachzudenken, soll Menschen mit Glauben in Verbindung bringen und soll ökumenisch ausgerichtet sein. Wir wollen offen sein für jeden und ganz ne-

benbei noch etwas für die Kultur in unserem Dorfe tun. Die Mitglieder versuchen, durch Beiträge, Spenden und Veranstaltungen das Geld zur Finanzierung dieses Vorhabens zusammenzutragen. Mittlerweile zählt der Kapellenbauverein 71 Mitglieder.

Der auferstandene Christus erscheint seinen Aposteln und verkündet „Der Friede sei mit Euch“. Diese Botschaft steht geschrieben an dem Rundbogen an der Stirnseite in der Kapelle. Michael Uhl, Kunststudent aus Hauersweiler, hat diese biblische Perikope in ein Relief gefertigt und in der Kapelle angebracht. Jesus Christus, der den Frieden bringt, ist unser Vorbild. Deshalb wollen wir monatlich in der Kapelle ein ökumenisches Friedensgebet abhalten. Ferner soll jedes Jahr eine Prozession zur Kapelle stattfinden, wobei wir für den Frieden in der Welt, in unserem Land und in unserer Dorfgemeinschaft und für die Einheit der Christen beten wollen.

Wir sind als Christen Gläubige auf dem Weg der Pilgerschaft zu Gott, der uns erlöst hat und der einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen will. Mögen die Menschen, die die Friedenskapelle besuchen, von Gottes Frieden erfahren. Mögen sie, möge jeder seinen Beitrag leisten wollen zum Heil, das wir so sehnsüchtig erwarten. Heilige haben versucht, die Botschaft Gottes zu verstehen und zu leben. Aus diesem Grund sind auch die acht bleiverglasten Fenster mit Heiligen geschmückt.

Es wurden gestiftet von
 Fam. Peter Scheid – Hl. Wendalinus (Patron der Bauern),
 Wendalin Scheer – Hl. Barbara (Berg- und Hüttenleute),
 Fam. Toni Scheer – Hl. Antonius (Patron der Bäcker),
 Gebr. Becker – Hl. Christopherus (Patron der Kraftfahrer),
 Frauengemeinschaft Oberkirchen – Hl. Katharina (Pfarrpatronin),
 Fam. Oswald Marx – Hl. Hubertus (nach ihm ist Hauersweiler benannt),
 Fam. Alles-Becker – Muttergottes,
 Jürgen Lang – Hl. Georg (Namenspatron),
 Fam. Alois und Paul Stoll – Fenster Friedenskapelle,

Nikolaus von der Flühe soll in dieser Friedenskapelle in besonderer Weise verehrt werden. Er ist der „Friedensheilige“, Patron der



Die Einsegnung erfolgte am 14. August 1994.

Schweiz. Im kommenden Jahr soll er geschnitzt werden und in der Kapelle seinen Platz erhalten.

„Der Friede sei mit Euch.“ – Mögen viele Pilger, die unsere Kapelle besuchen, das erfahren.

Mein Dogma

Von Johannes Kühn

Ich hatte nie Glück.
Ich habe keins.
Und ich werde keins haben.
Ich habe genug erlebt, daß ich dies Dogma bau,
da bin ich mein eigener Papst.
Zehn rote Bälle
wirft einer mir zu, alle,
die ich fangen will,
mißraten an meiner Hand vorbei.
Komm ich
unter den früchtereignenden Nußbaum im Herbst,
hört er auf mit dem Nüsseklopfen.
Öffne ich eine von denen, die liegen,
außen wie schön diese Nüsse,
stinkt ihr Inhalt.

Das Gedicht von Johannes Kühn ist, mit freundlicher Genehmigung des Verlages, entnommen dem Band „Gelehnt an Luft“, München/Wien Verlag Carl Hanser 1992, herausgegeben von Irmgard und Benno Rech.

Die Entstehung des Südwestdeutschen Bauernhauses

Von Klaus Bonaventura

Das Südwestdeutsche Einhaus ist in unserem Raum die Gebäudeform, die unsere Dörfer über rund vier Jahrhunderte geprägt hat. Allerdings gab es davor bereits andere Siedlungs- und Hausformen, die ebenfalls kurz vorgestellt werden sollen.

Die römische Besiedlung

Diese beginnt im Saarland in der Mitte des letzten vorchristlichen Jahrhunderts. Der uns aus dieser Zeit bekannte gemörtelte Steinbau mit möglichen Fachwerkteilen hat sich aber erst etwa Mitte des 1. Jahrhunderts herausgebildet.

Zu dieser Zeit war das Saarland mit einem System von Einzelhof-siedlungen, die aus kleinen und mittleren Bauernbetrieben bestanden, überzogen. Ihre Verteilung innerhalb der Flur war so regelmäßig, daß auf einen gelenkten Siedlungsvorgang geschlossen werden kann. Es waren auch bereits mehrere stadähnliche Siedlungen, deren Lage sich nach dem gut entwickelten Netz von Fernstraßen richtete, nachzuweisen.

Besiedlung während der germanischen Vorherrschaft

Für diesen Zeitraum fehlen wichtige Erkenntnisse über die damaligen Siedlungsformen. Man weiß aber, daß z. B. die Franken zunächst bevorzugt an den naturräumlich begünstigten Böden des Bliesgaus und des Saar-Mosel-Gaus gesiedelt haben.

Die mittelalterliche Bauphase

Der hochmittelalterliche Siedlungsvorstoß wird bergwärts, in die auf weniger gute Böden vorherrschenden Wälder, vorgetragen. Zwischen 1350 und 1650 fallen mehr als die Hälfte der bestehenden Wohnplätze wüst, d. h. werden aufgegeben.

Die Hausformen vor dem 30jährigen Krieg

Zu Beginn der frühen Neuzeit stellt sich die Hausstätte als ein großer, mit mehreren Gebäuden bestandener und unterschiedlicher

Nutzung unterworfenen Parzellenkomplex dar. Sie vereint die Parzellen für Behausung mit Stallung, Scheune, Backhaus, Fruchtspeicher, Keller, Hofgering, Zufahrt und Hausgarten mit Obstbäumen, der nach außen durch einen Zaun abgeschlossen ist. Das frühneuzeitliche Gehöft im Saarland ist ein Haufengehöft, bei dem für die meisten Funktionen eigene Gebäude räumlich getrennt nebeneinander bestehen.

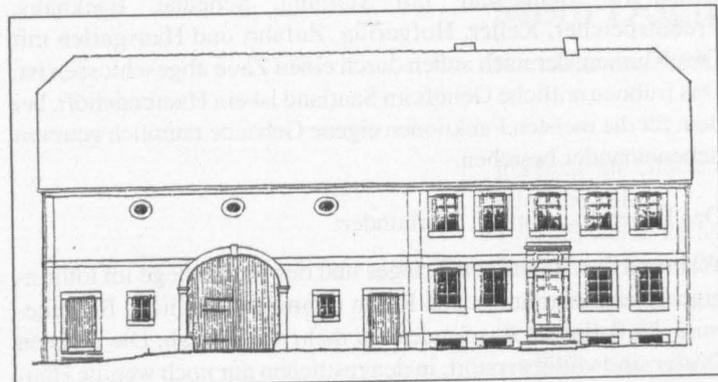
Das Bauernhaus im 18. Jahrhundert

Während des 30jährigen Krieges und der Folgekriege im lothringischen und saarländischen Raum nimmt die ländliche Bevölkerung des östlichen Saarlandes um mehr als 80% ab. Die meisten Dörfer sind völlig zerstört, in den restlichen nur noch wenige Häuser bewohnbar.

Für die Entwicklung einer neuen Hausform stellt das 18. Jahrhundert vor dem Hintergrund eines großen Wohnraumbedarfs in mehrfacher Weise einen besonderen Zeitraum dar. In der langen Friedenszeit des 18. Jahrhunderts werden die Bevölkerungsverluste des 17. Jahrhunderts ausgeglichen und die Zahlen der Vorkriegszeit übertroffen. Zudem stellt sich das 18. Jahrhundert als eine Epoche vielfältiger Aktivitäten und Veränderungen im Bereich der Wirtschaft und hier vor allem der Landwirtschaft, der Veränderung der Sozialstruktur der Bevölkerung, ihrer Größe, Zusammensetzung und Verteilung, der Verwaltung, der Lenkung des öffentlichen und privaten Lebens dar.

Im Hinblick auf die Bauernhäuser ist zu fragen, in welcher Weise die herkömmlichen Haustypen an die neuen Methoden der Viehhaltung, an die Speicherung größerer Grünfütter- und Getreidemengen sowie der neuen Anbaufrüchte angepaßt werden. Als neue Hausform bildet sich das breitgliederte Quereinhaus heraus. Obwohl die Quellen des 16. Jahrhunderts bereits einige Hinweise auf

die räumliche Vereinigung des Wohnteiles mit den für das bäuerliche Wirtschaften wichtigen Gebäude liefern, gibt es noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts genügend Belege für die Existenz von Strehöfen. Der Anteil dieser Gehöftform geht in den ersten fünf Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts stark zurück. Die Übergänge sind dabei fließend.



Ein typisches südwestdeutsches Bauernhaus mit langgestrecktem, rechteckigem Grundriß und klarer, ruhiger Formensprache

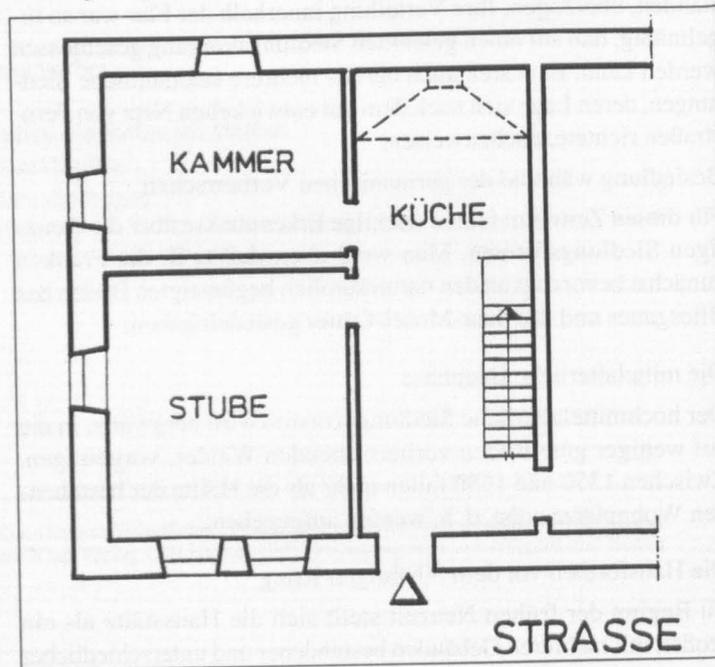
Alles spricht dafür, daß das quergeteilte Einhaus im späten 17. Jahrhundert ein eingeschossiger, nicht unterkellertes Fachwerkbau mit strohbedecktem Satteldach ist. Man nennt es Einhaus, weil Wohn- und Wirtschaftsteil unter einem Dach mit durchgehendem First vereint sind. Als quergeteilt bezeichnet man dieses Haus deshalb, weil die Trennung zwischen Wohn- und Wirtschaftsteil quer zur Firstrichtung verläuft.

Da das Südwestdeutsche Einhaus gegenüber dem Lothringer Haus weniger tief ist – beim Lothringer Haus ergab sich ursprünglich eine „Dreiraumtiefe“, beim Südwestdeutschen Haus eine „Zweiraumtiefe“ – bezeichnet man es auch als breitgliedert. Die Häuser sind in der Regel traufständig, das heißt, die Traufe verläuft parallel zur Straße. Die Erschließung sowohl des Wohn- als auch des Wirtschaftsteiles erfolgt von der Traufseite. Die später zweigeschossigen Gebäude erhalten niemals eine Aufstockung um ein Lagergeschoß, entsprechend dem Lothringer Haus, da man zu-

sätzlichen Lagerraum für die Ernte in der Regel durch eine Verlängerung des Wirtschaftsteiles in Firstrichtung gewinnen konnte. Die durch die Strohdeckung bedingte steile Dachneigung bleibt somit erhalten und wird lediglich seit dem 19. Jahrhundert durch die Ziegeldeckung ersetzt. Während die Gliederung und Gestaltung der Außenfassade über vier Jahrhunderte fast unverändert bleibt, unterliegt die Grundrißgestaltung des Wohnteiles einer ständigen Fortentwicklung.

Durch das Nebeneinander von Stube, Küche und Kammer ist eine Raumaufteilung gegeben, die bis heute die Grundrißstruktur der Wohnung im herkömmlichen Bauernhaus bestimmt. Im frühen 18. Jahrhundert betritt man von der Straße her traufseitig den fensterlosen Küchenraum; dieser durchmißt ungegliedert die Tiefe des Hauses und führt zu den übrigen Räumen des Wohnteiles, nämlich der Kammer und der Stube, und über eine Stiege unter das Dach.

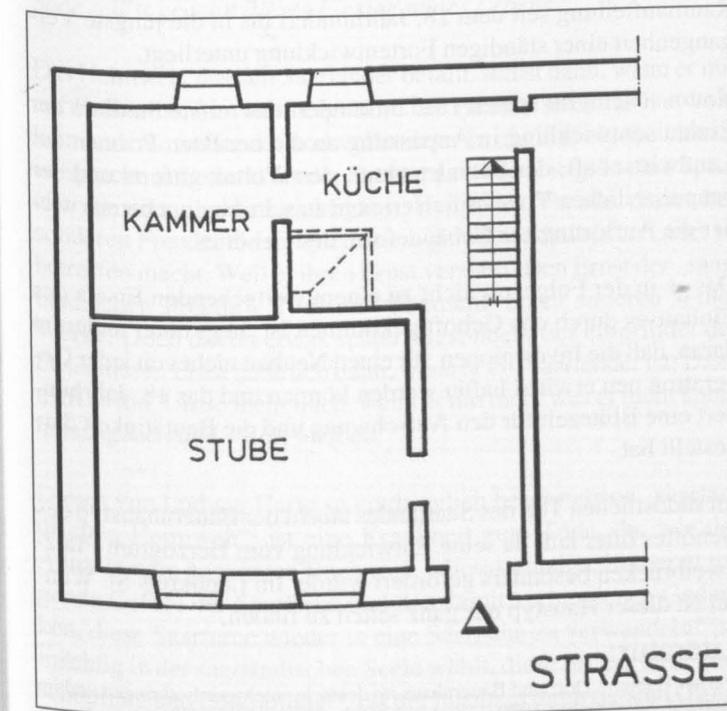
Grundriß des frühen 18. Jahrhunderts



Wie später Grundrisse zeigen, geht die weitere Entwicklung des Grundrißschemas zwei Wege:

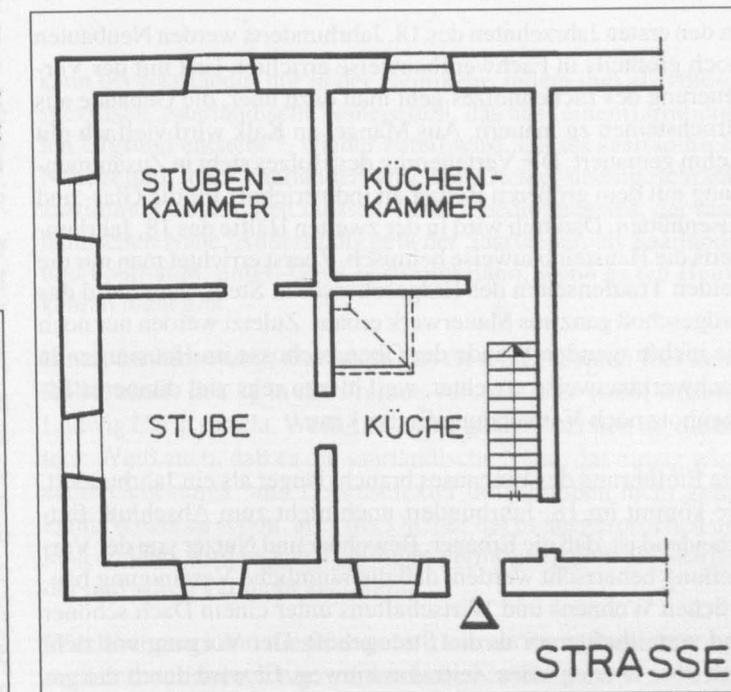
a) Einmal wird die Stube auf Kosten der Küche so erweitert, daß von letzterer zwischen Stube und Stall nur noch ein schmaler Raum übrig bleibt. Diese gangartige Fortsetzung der Küche zur Haustür ist eine Vorwegnahme des Hausganges im 19. und 20. Jahrhundert. Im 18. Jahrhundert ist er noch kein selbständiger Raum mit Abschluß. Die Verlegung der Stiege in den Hausgang stellt eine Entwicklung dar, die sich im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert vollzieht.

Die Fortentwicklung des Grundrisses hin zur Bildung eines Hausganges



b) Im zweiten Fall wird die Küche entsprechend der Wand zwischen Stube und Kammer geteilt. Dadurch wird der Grundriß des Wohnteiles vierräumig. Man betritt traufseitig die Küche, die bei

dieser Hausform wie die Stube zur Straße orientiert ist. Der hinter der Stube gelegenen Stubenkammer (Schlafzimmer) entspricht somit die hinter der Küche gelegene Küchenkammer.



Fortentwicklung des Grundrisses durch Teilung der Küche entsprechend der Teilung zwischen Stube und Stubenkammer

In der Folgezeit schließen sich noch weitere Grundrißlösungen mit fünf-, sechs- und sogar siebenräumigen Wohnteil an. Während die Entwicklung der Wohnraumgestaltung vom 2. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts an sehr stürmisch verläuft und bis zum 20. Jahrhundert keinen Stillstand erfährt, wird im Wirtschaftsbereich seit etwa Mitte des 18. Jahrhunderts eine Raumlösung gefunden, die fast unverändert beibehalten wird.

Eine weitere durchgreifende Veränderung erfährt das Bauernhaus durch die Unterkellerung. Bis etwa 1740 war der Keller ein außer-

halb der Behausung gelegenes Bauwerk. Der Anstoß zur Unterkellerung des Wohnhauses geht von der Zunahme der unterzubringenden Kartoffelernte aus. Der Zugang erfolgt meist von der Küche oder der Küchenkammer durch eine Bodenluke.

In den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts werden Neubauten noch großteils in Fachwerkbauweise errichtet. Erst mit der Verteuerung des Eichenholzes geht man dazu über, die Gebäude aus Bruchsteinen zu mauern. Aus Mangel an Kalk wird vielfach mit Lehm gemauert. Die Verteuerung des Holzes steht in Zusammenhang mit dem größeren Bedarf an Industrieholz für die Glas- und Eisenhütten. Dadurch wird in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Hausteinbauweise heimisch. Zuerst errichtet man nur die beiden Traufenseiten des Erdgeschosses in Stein, dann wird das Erdgeschoß ganz aus Mauerwerk erbaut. Zuletzt werden nur noch die nichttragenden Wände der Obergeschosse im Hausinnern in Fachwerkbauweise errichtet, weil hierzu sehr viel dünneres Eichenholz noch Verwendung finden kann.

Die Einführung des Einhauses braucht länger als ein Jahrhundert. Sie kommt im 18. Jahrhundert noch nicht zum Abschluß. Entscheidend ist, daß die Erbauer, Bewohner und Nutzer von der Vorstellung beherrscht werden, daß die räumliche Vereinigung bäuerlichen Wohnens und Wirtschaftens unter einem Dach schöner und vorteilhafter sei als das Streugehöft. Der Vorgang vollzieht sich über einen großen Zeitraum hinweg. Er wird durch die geringwertige Bausubstanz aus den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts ebenso begünstigt wie durch die laufenden Veränderungen in der Landwirtschaft und in der Wohnkultur, denen die herkömmlichen Gebäude nicht mehr entsprechen.

Die Erbsitten der bäuerlichen Bevölkerung sind für die Hausentwicklung wichtig. Auch dort, wo es nicht zur Teilung des Betriebes kommt, werden bei der Übergabe räumliche Aufteilungen vorgenommen, die das Wohnrecht des Altenteiles und weiterer Familienmitglieder gewährleisten.

Diese Teilungen führen aus Mangel an Fürsorge für die Unterhaltung zu einer häufig zu beobachtenden Kurzlebigkeit der Gebäude. Bereits nach 100 bis 120 Jahren werden viele Bauernhäuser

durch Neubauten ersetzt. Bauten vor 1830 sind in unseren Dörfern sehr selten anzutreffen.

Das breitgegliederte Quereinhaus, so wie es in unserem Raum anzutreffen ist, stellt eine wichtige Entwicklungsstufe innerhalb einer langen Reihe von Lösungen der Bauaufgabe „Bäuerliches Anwesen“ dar. Es hat das Aussehen unserer Dörfer über mehrere Jahrhunderte bis ins 20. Jahrhundert hinein geprägt. Seine Bauidee kann auf ein Alter von maximal 400 Jahren zurückblicken, und die Hochform des breitgegliederten südwestdeutschen Einhauses ist etwa 200 Jahre alt.

Der Eindruck, es handele sich um ein über lange Zeit hin unverändertes Haus unserer Region, ist nicht ganz richtig, da die Raumaufteilung seit dem 18. Jahrhundert bis in die jüngste Vergangenheit einer ständigen Fortentwicklung unterliegt.

Kaum scheint im späten 18. Jahrhundert das reifste Stadium der Einhausentwicklung in Anpassung an die neuesten Formen der Landwirtschaft, der Sozialstruktur, des Wohnkomforts und der baupolizeilichen Vorschriften erreicht zu sein, beginnt bereits wieder die Auflösung zur Gebäudeform des Gehöftes.

Das es in der Folgezeit nicht zu einem weitgehenden Ersatz des Einhauses durch das Gehöft gekommen ist, liegt unter anderem daran, daß die Investitionen für einen Neubau nicht von jeder Generation neu erwirtschaftet werden können und das 18. Jahrhundert eine Blütezeit für den Aufschwung und die Bautätigkeit dargestellt hat.

Im südöstlichen Teil des Saarlandes taucht der Bauernhaustyp des Gehöftes öfter auf, da seine Entwicklung vom Herzogtum Pfalz-Zweibrücken besonders gefördert wurde. Im Landkreis St. Wendel ist dieser Haustyp nur ganz selten zu finden.

Literatur:

Werner Habicht: Dorf und Bauernhaus im deutschsprachigen Lothringen und im Saarland, Saarbrücken 1980

Heinz Quasten/Joachim Güth: Saarländische Bauernhausfibel, Institut für Landeskunde im Saarland 1984

Klaus Bonaventura: Dorfgesichter-Hinweise und Anregungen für das Bauen und Renovieren auf dem Land, Landkreis St. Wendel 1991

Die Verehrung von Sankt Wendelin im Zillertal

Von Renate Kiefer-Siebert

Ein saarländischer Mensch genest nicht von seinem Heimweh, wenn er bereits die Hälfte der Wegstrecke zwischen der Fremde und dem Saarland zurückgelegt hat, er genest nicht schon bei der Entlassung aus dem Krankenhaus, und er genest schon gar nicht, wenn ihm die Heimkehr lediglich in Aussicht gestellt und angeboten wird. O nein, der Saarländer mit diesem seinem Saargefühl muß der Saarnähe aufs innigste teilhaftig werden, denn nur an der Saar selbst gedeiht dieses Elixier seines Lebens.¹

Das Heimweh, das den Saarländer befällt, selbst dann, wenn er nur auf Reisen ist, nur vorübergehend der Heimat fern, das hat wohl kein anderer treffender und vollendeter in die ihm eigene virtuose Sprache umgesetzt als der Dichter Ludwig Harig. In eine Sprache von unendlicher Leichtigkeit, Heiterkeit, Freude, dieser besonderen Freude, die trotzdem, nein gerade deshalb, den Leser so betroffen macht. Weil er ihren Ernst verspürt. Den Ernst der „saarländischen Freude“, Titel und Thematik eines anderen seiner Werke. Doch davon etwas später. Besonders tief empfindet der Leser diesen Ernst natürlich dann, wenn er ein Saarländer ist. Dann trifft es ihn. Umso mehr noch, wenn er tun muß, was er nicht kann: hinausgehen und – dort bleiben.

Dieses von Ludwig Harig so eindringlich beschriebene „saarländische Heimweh“² ist eine Krankheit zum Tode, da, wie der Autor in dem genannten Buch sagt, „dieses einzige, immerzu nagende Gefühl der Saarferne und den damit verbundenen Gedanken, diese Saarferne wieder in eine Saarnähe zu verwandeln“³ so mächtig in der saarländischen Seele wühlt, diese bis zur ihrer „Er-schöpfung und Entkräftung“⁴, bis tief hinein in ihren tiefsten Grund aufwühlt, so daß sie imstande ist, den Körper, an den diese sensible Psyche in der Materie zwangsweise gebunden ist, wahrhaftig „auf den Tod“ (ebd., S. 16) erkranken zu lassen und den ganzen Menschen damit in existentielle Gefahr zu bringen. Gesunden

kann der Saarländer nur in der Heimkehr, indem ihm also dieses spezifisch „saarländische Nähegefühl, das aus (einem) irrationalen Urgrund entsteht“⁵, wieder zuteil wird. Dieses saarländische Nähegefühl, jeder Saarländer wird dem Dichter uneingeschränkt zustimmen, zustimmen müssen, bedarf, bedingungslos, der saarländischen Nähe. Andernfalls geht der Saarländer, als Saarländer und überhaupt, unter. Ganz bestimmt dann, wenn es ein Heimkehren nicht gibt.

Einer, der hinauszog, eine auch, das Geschlecht spielt hier keine Rolle, einer, den es in die Fremde verschlug, er weiß, worüber Ludwig Harig spricht. Weiß, daß es die ganze Wahrheit ist, die bittere. Weiß auch, daß es die saarländische Nähe, das einzig wirk-same Genesungs- und Lebenselixier dort draußen nicht geben kann. Wußte es schon, aber der Dichter hat es ausgesprochen und kein anderer wird es jemals gültiger vermögen, nicht als Saarländer und schon gar nicht als Literat.

Was aber nun kann dieser aus der Heimat Vertriebene tun, was muß er tun, dennoch tun, um am Leben zu bleiben? Was hat der Nicht-heimkehren-Könnende dieser seiner saarländischen „Heimwehkrankheit“⁶ entgegenzusetzen? Eigentlich nichts. Muß man schlußfolgern. Doch der Dichter erteilt die erlösende Antwort. Denn für Ludwig Harig ist das „saarländische Heimweh (...) eine Leitidee. Nur wer wie der saarländische Mensch am Heimweh erkrankt, glühend vor Fieber und über alle Maße nichtkörperlich zugleich, der entwickelt auch in sich selbst eine Heilkraft, die das Weh besänftigt und verwandelt“⁷. Und: „Diese Heilkraft ist die Freude“, und nur sie. Allein, das Dilemma ist, daß sie nur „in der Heimkehr selbst liegt“⁸. Und also ist das Schicksal des für immer Hinausgetriebenen eben doch besiegelt.

Wenn diesen Bedauernswerten aber nun das Dasein, das ein Fortsein ist, zum Weiterexistieren zwingt, trotz allem, dann muß er

etwas in Gang setzen, muß es können, muß etwas von Grund auf mobilisieren, das ihn rettet. Auf Dauer rettet. Er braucht einen Ersatz. Falsch. Falscher kann es nicht sein. Was er braucht, ist ein Stück Heimat. Ein mitgenommenes. Eines, das er mitnehmen kann. Nein, nicht solches. Kein Häufchen der saarländischen Erde, sie würde in der Ferne versanden. Auch keine Blume, sie würde die Verpflanzung nicht überstehen. Was bleibt? Wie nun kann der Hinausgezogene die Unmöglichkeit doch noch ermöglichen, sich dieses saarländische Nähegefühl, wenigstens in der Annäherung und damit lebenserhaltend zu bewahren? Eine bange, eine sehr bange Frage. Für jeden Saarländer. So natürlich in gleicher Weise auch für den St. Wendeler. Er ist ebenso betroffen wie jeder andere, der von Saar hinweg muß. Von der Saar? Im weitesten Sinne trifft das selbstverständlich zu. Denn auch der St. Wendeler ist ein Saarländer. Aber des St. Wendelers stille Ufer sind nicht die des großen, des namengebenden Flusses, der das Land an der Grenze zu dem gallischen Nachbarn durchzieht. Der St. Wendeler lebt an der Blies. Zugegeben, auch dieses kleine Gewässer fließt, es kann gar nicht anders, letztendlich zur Saar dahin, geht darin auf. Aber unter nicht. Es fließt darin ruhig und in bescheidenem, wortlosem Selbstbewußtsein stetig weiter. So ist denn die Saar, zu einem Teil, auch die Blies. Das aber ist es nicht, noch nicht hinreichend, was den St. Wendeler auf die gerade gestellte Frage, wie das Problem der Heimatferne zu lösen sei, eine Antwort finden läßt.

Doch trägt der St. Wendeler diese Antwort bereits in sich. Wie sie lautet? Es handelt sich um eine ganz besondere, um eine einmalige Spezifizierung dessen, was der Saarländer mit dem für ihn alles aussagenden „dehemm“ meint, der Terminus „daheim“ trifft das nicht. Das St. Wendeler „dehemm“ nun ist gleichsam eine Unterart, vielleicht auch eine weiterführende Art des saarländischen Heimatgefühls. Wieso? Es ist der besondere Ort, ist dieses St. Wendel, und nur dieses, welches dem, der dort wahrhaft zuhause ist, nein, „dehemm“, dieses besondere Gefühl vermittelt.

Es ist, innerhalb der „saarländischen Freude“, auch diese nur dem Saarländer erlebbare Fähigkeit trifft Ludwig Harig bis in ihren innersten Kern auf das Genaueste, eine nur dem St. Wendeler eige-

ne und mögliche Art von saarländischem „Beisichsein“ In St. Wendel erfährt das von dem Dichter der Saar – dessen Name die erste Reihe der Vertreter der deutschsprachigen Gegenwartsliteraturszene entscheidend mitbestimmt – aufgedeckte saarländische Nähegefühl gewissermaßen seine eigene, eine eigentümliche, Vertiefung, die man, als St. Wendler, auch eine Steigerung nennen könnte. Die Folge bleibt nicht aus. Und sie wiegt schwer. Denn der St. Wendeler leidet noch um ein Vielfaches mehr an der Heimatferne als der andere Saarländer.

Schuld daran ist der Heilige.

Jener Mann, der schlichte, wunderkräftige, von dem noch immer Wunderkraft ausgeht, weit hinaus in die Lande. Der noch immer dort in dem stillen Tal bei der Kapelle, unsichtbar, spürbar aber, fortwirkt. Jener Mann, dem, auf dem Hügel, der Dom erbaut wurde. Dieser Ort, an dem das St. Wendeler Nähegefühl in die Welt kam. Von wo es ausging. Hinaus in alle Welt.

Der St. Wendeler besitzt etwas nur ihm Eigenes. Das ist es, was ihn zunächst noch viel substantieller bedroht als den anderen Saarländer, wenn er in die Fremde muß, ist es aber zugleich auch, was ihn selbst dort draußen überleben läßt. Es läßt sich nicht erklären, nicht deuten, in Worte nicht fassen. Nur erleben läßt es sich. Leben. Es muß einmal, in den entscheidenden, weil entscheidend prägenden Jahren der Kindheit und Jugend in St. Wendel noch, gelegt worden sein. Muß in der saarländischen Seele den St. Wendeler geboren haben. Schuld daran ist der Heilige.

Sofern der St. Wendeler diesen wundersamen Menschen, und damit auch sich selbst, in sich trägt. Sofern der St. Wendeler auf diese Weise bei sich ist, und nur so, muß er die Fremde nicht fürchten. Denn auf diese Weise, von der Basis her in Sicherheit und Stabilität aufgebaut, ist er auch fern seiner Stadt noch bei sich. Weil der Heilige, auch dort draußen, bei ihm ist. Wo immer der St. Wendeler seine Schritte hinlenkt. Lenken muß.

Doch nicht allerorten, dort in der Ferne, blickt St. Wendelin von den großen Altären. Weil schon andere, in ähnlicher oder gleicher Mission, diesen Platz vor ihm eingenommen haben. Zuweilen muß

er sich auch mit einem Platz neben ihnen begnügen. Mancherorts aber steht er, in seiner stillen Größe, allen anderen voran. Dort dann wird er als Hauptpatron verehrt, ohne Einschränkung, dort hat der Gläubige zu ihm eine engere Beziehung als zu seinen Gesinnungs-„Kollegen“, wie zum Beispiel zu St. Leonhard, St. Wolfgang, St. Isidor, St. Jodokus und anderen Bauernpatronen.

Mit St. Leonhard ist das so eine Sache. Insbesondere im oberbayerischen Raum, aber auch, hier und dort, im österreichischen. Zwischen beiden Regionen besteht immerhin eine allgemeine kulturelle und damit auch eine besondere glaubensgeschichtliche enge Beziehung. Hier und dort, das meint an dieser Stelle: das Zillertal in Tirol. Dieses größte, bekannteste und von Touristen meistbesuchte, weil beliebteste große Alpental, in welches seinerzeit die Bajuwaren einfielen, um Besitz zu nehmen. Eine Bewegung, die bis auf den heutigen Tag unverändert, mit leicht entschärfter Modifikation, anhält, dem Zillertaler aber nichtsdestoweniger nach wie vor das Fremde aufdrückt, ohne dies heute noch zu intendieren.

Auch ihren Heiligen der Bauern und der Tiere brachten diese Bayern seinerzeit mit. Und ließen ihn dort. Auf den großen Altären: den Heiligen Leonhard. Er ist im Zillertal der offiziell Zuständige. Man kommt nicht an ihm vorbei. Einmal mit den Bayern dort ansässig gemacht, behauptet er seine Vorrangstellung unter den Bauernpatronen. Im Kirchenkalender. Denn: Es ist das Wesen der Tradition, das hier ebenso wie in anderen menschlichen Lebensbereichen von dauerhafter, allen Innovationen trotzt, Effizienz ist. So steht es geschrieben. So wurde es festgeschrieben. Danach wird verfahren. Im Kirchenkalender.

Aber nicht überall im Zillertal. Fast könnte man es eine stillschweigende, latente, Konkurrenz nennen, was da, immer wieder, besonders im süddeutschen wie im österreichischen Kultraum, neben dem Hl. Leonhard unseren Heiligen Wendelin in Erscheinung treten läßt. Selbst dort, wo St. Leonhard als Hauptpatron eingesetzt worden ist. Was aber ist die Ursache dessen? Zufall? Das wäre die einfachste, die vordergründigste Erklärung. Willkür also. Auf den ersten, den unreflektierten, Blick schaut es tatsächlich auch so aus. Doch das ist die Antwort nicht.

Wir haben es hier mit einem Phänomen zu tun, das für St. Wendelin symptomatisch ist. Weshalb er sich, anderen Hauptpatronen zum Trotz, doch immer wieder selbst an schon anderweitig besetzten Orten durchzusetzen verstand und noch immer versteht. Ein Phänomen, das sich, geht man ihm auf den Grund, als das recht handfeste Motiv eines handfesten Faktums entlarven läßt. Es ist die auch heute noch gültige Tatsache, daß St. Wendelin eher der Kapellenheilige denn der Kirchenheilige ist. Und auch das wiederum hat sein Motiv: die Nähe des Heiligen zum bäuerlichen Volk, seine Nähe zum Menschen also. So steht St. Wendelin nicht intellektuell entrückt da, nicht als ein von der Seele her unerreichbar ferner Heiliger. Nein, der Heilige Wendelin wurde und wird begriffen als ein Mensch unter Menschen. Als ein Mensch, für den das Heilen von Tieren nicht seinem eigenen Ruhm galt, sondern den Tieren selbst. So diente und dient er auch den Menschen, dem diese Tiere anbefohlen waren und sind. Letztlich stand und steht St. Wendelin im Dienste seines und aller Kreaturen Schöpfers, dem Urgrund allen Seins, aus dem heraus auch unser Heiliger lebte und wirkte. Im Stillen. Das war und ist es noch, was Menschen unmittelbar anspricht. Bis hinein in die heute aktuellste Variante der Bedeutung St. Wendelin als einem heiligen Anwalt unserer gefährdeten Umwelt.

So auch erklärt sich seine Präsenz im Tiroler Zillertal, sein explizites wie implizites Con-Patronat mit dem Hl. Leonhard. Als einem Kirchenheiligen begegnen wir St. Wendelin im Zillertal allerdings nur dreimal. Einmal in der weithin auf einem Hügel sichtbaren Filial- und Wallfahrtskirche „St. Pankraz“, zur Pfarrei Fügen gehörend, wo eine, der künstlerischen Gestaltung entsprechend wahrscheinlich, barocke, gefaßte Holzplastik ikonographisch auf seine Verehrung verweist. Er steht dort zusammen mit St. Notburga und St. Leonhard. Der Künstler, der St. Wendelin schuf, und das genaue Entstehungsdatum der Plastik sind unbekannt; gemäß einer aktuellen Aussage des Fügener Pfarrers. Laut „Dehio-Handbuch. Die Kunstdenkmäler Österreichs. Tirol. Wien: Anton Schroll & Co. 1980“ handelt es sich allerdings um den Hl. Isidor. Die Auskünfte sind in diesem Fall also nicht eindeutig. Es ist jedoch anzunehmen, daß der Pfarrer über die genaueren Daten verfügt und wir demnach hier den Hl. Wendelin vor Augen haben.



St. Wendelin in Hintertux, Filialkirche „Maria Himmelfahrt“, (Josef Widmoser, 1952)

Ein zweites Mal begegnen wir dem Hl. Wendelin in der Filialkirche „Maria Himmelfahrt“ in Hintertux, zur Pfarrei Tux gehörend, im Tuxer Tal also. Hier ist er auf einem Buntglasfenster bildnerisch dargestellt und flankiert, zusammen mit dem Buntglasfenster der Hl. Notburga, ihm gegenüber, den Altar. St. Notburga wird dem Hl. Wendelin oft zur Seite gestellt. Sie gilt besonders in Tirol

als Volksheilige. Nach der Legende wurde sie um 1265 in Rattenberg am Inn geboren und starb am 14. September 1313 als Dienstmagd des Grafen von Rottenburg am Achensee. Sie ist auch die Patronin der Dienstboten.

Das Bemerkenswerte an der Hintertuxer Wendelin-Auffassung ist die Gewandung des Heiligen in alpenländischer Tracht. So trägt er unter anderem den sogenannten „Tuxer“, den hellgrauen, an den Rändern schwarz eingefassten, Janker (eine Lodenjoppe), der im gesamten Zillertal zur Volkstracht gehört. Um die ausgesprochene Zillertaler Tracht, für die nicht zuletzt der rote, an seinem oberen Rand mit bunten Borten besetzte Brustfleck (Loden) charakteristisch ist, der zu besonders festlichen Anlässen getragen wird und vor allem zur Musiktracht gehört, handelt es sich hierbei allerdings nicht. (Die eigentliche Festtagstracht der Männer, nicht die Musiktracht, besteht, außer aus dem Janker, aus einem weißen Hemd mit schwarzer Krawatte, dem schwarzen, federkielgestickten und den Hosenbund deckenden Schuldranzen, dem Gürtel also, und einer langen schwarzen Hose.) Die alpenländische Kleidung des Hl. Wendelin wurde hier wohl in bewußter Parallelität zu derjenigen der Hl. Notburga gewählt, die in einem Dirndl dargestellt ist. St. Notburga stammt aus der sehr nahen Nachbarschaft am Achensee, wo sie heiligmäÙig wirkte und auch begraben liegt.

Die beiden Glasfenster wurden im Jahre 1952 von dem inzwischen verstorbenen Künstler Josef Widmoser aus Matrei am Brenner gemalt und sind beim Neubau der Hintertuxer Kirche, zuvor stand hier eine kleine Kapelle, eingesetzt worden. Der ebenfalls verstorbene, ehemalige Pfarrer aus Tux, Pfarrer Knabel, hat ganz bewußt den Hl. Wendelin als Con-Patron der Gottesmutter Maria, zusammen mit St. Notburga in Auftrag gegeben und nicht den Zillertaler Haupt-Bauernpatron St. Leonhard. Bedauerlich ist, daß St. Wendelin an seinem Patronatsfest am 20. Oktober in der hl. Messe nicht bedacht wird, zumindest heutzutage nicht mehr.

Auffallend aber ist, daß im Jahreszyklus, auch heute noch, zuweilen hl. Messen für Verstorbene zu Ehren des Hl. Wendelin und des Hl. Leonhard bestellt werden, wobei auch hier wieder St. Wendelin explizit und bewußt vor St. Leonhard genannt wird (gemäß den Gottesdienstordnungen des Pfarramtes Tux, welche die Au-



St. Wendelin in Fügen, „St. Pankraz“ Filial- und Wallfahrtskirche

torin selbst einsehen konnte, sowie nach der Bestätigung durch den Pfarrer).

Man muß aber gar nicht so weit fahren, um unserem Heiligen im Zillertal zu begegnen. Denn ein allererstes Mal treffen wir auf St. Wendelin in der Wallfahrtskirche „Mariae Heimsuchung auf der

Brettfall“, im Zillertal kurz „Maria Brettfall“ genannt. Diese Kirche gehört, als Filialkirche, zur Pfarrei Strass, der ersten Ortschaft des Zillertales, das man vom Inntal kommend hier erreicht. Die Wallfahrtskirche „Maria Brettfall“, ein barocker Bau, markiert, hoch oben auf einem Felsen stehend und weithin vom Inntal her sichtbar, sozusagen den Eingang des Zillertales. In dieser Kirche werden regelmäßig Heilige Messen gehalten. In einer Wanderung von etwa dreißig Minuten gelangt man auf einem bequemen, ansteigenden Weg, einem Kreuzweg, zum Gotteshaus und läßt sich dann gerne, besonders bei sommerlichen Temperaturen, in seinem kühlen Inneren zu einer besinnlichen Rast nieder. Der Blick fällt dabei auch auf den rechten Seitenaltar, wo ein großes Gemälde den Hl. Wendelin darstellt, als jugendlichen Schäfer mit Stab vor einem Kreuz knieend, seine Schafe weiden hinter ihm. Das Bild ist gemäß „Dehio-Handbuch. Die Kunstdenkmäler Österreichs. Tirol. Wien: Anton Schroll & Co. 1980“ datiert auf die Entstehungsjahre 1851/53, der Künstler wird nicht genannt (Dehio irrt allerdings in der Seitenangabe des Seitenaltars, dort wird der linke Altar genannt, tatsächlich aber findet sich das Wendelin-Gemälde am rechten Seitenaltar.)

Die Annahme, es könne sich, aufgrund der ikonographischen Gestaltung, bei einer in der Apsis der Pfarrkirche „St. Thomas“ in Lannersbach, im Tuxer Tal, neben dem Hochaltar stehenden und ganz in Gold gefassten Heiligenfigur, schon hinsichtlich einiger typischer Attribute wie Hirtenstab, Hirtentasche und -hut, um den Hl. Wendelin handeln, ließ sich leider nicht bestätigen. Laut Auskunft des Kunstführers „Dehio-Handbuch. Die Kunstdenkmäler Österreichs. Tirol. Wien: Anton Schroll & Co. 1980“ handelt es sich jedoch um den Hl. Isidor.

Was besagter Figur fehlt und weshalb sich auch bei mir selbst Zweifel hinsichtlich ihrer Identität mit St. Wendelin einstellten, ist das dem Hl. Wendelin überlicherweise, in den allermeisten Fällen, zur Seite gegene Tier (Rind, und/oder Schaf, seltener Schwein und Pferd). Es könnte indessen sein, daß ein solches Tier früher einmal daneben gestanden hatte, da die nach unten weisende Haltung der rechten Hand eine solche Beigabe vermuten läßt. Andererseits ruft die künstlerische Darstellung auch die Assoziation mit St. Jakobus d. Ä. hervor. So könnte die genannte Hand ursprüng-



Wallfahrtskirche „Mariae Heimsuchung auf der Brettfall“ in Strass am Eingang des Zillertals

lich auch den diesem Heiligen oft beigegebenen Stab gehalten haben, ebenso aber auch ein Buch. Sowohl Pfarrer Dr. Walch, mit dem ich wegen dieser Figur Rücksprache hielt, als auch ich selbst sind mit der Angabe im Dehio, wie Dr. Walch es auch formuliert, „nicht ganz einverstanden“, müssen es aber wohl so hinnehmen.



„St. Wendelin“ – Ölgemälde am rechten Seitenaltar der Wallfahrtskirche „Mariae Heimsuchung auf der Brettfall“ in Strass

Ganz der volksnahe Kapellenheilige ist St. Wendelin, ebenfalls im Tuxer Tal, in der versteckt liegenden Kapelle „zum Kappelstoa“, zu hochdeutsch: „zum Kapellenstein“, einem kleinen, einfachen, aber ansprechenden Holzbau, errichtet im Jahre 1984 durch den Tuxer Tischlermeister Franz Geisler, auf Anregung von dessen

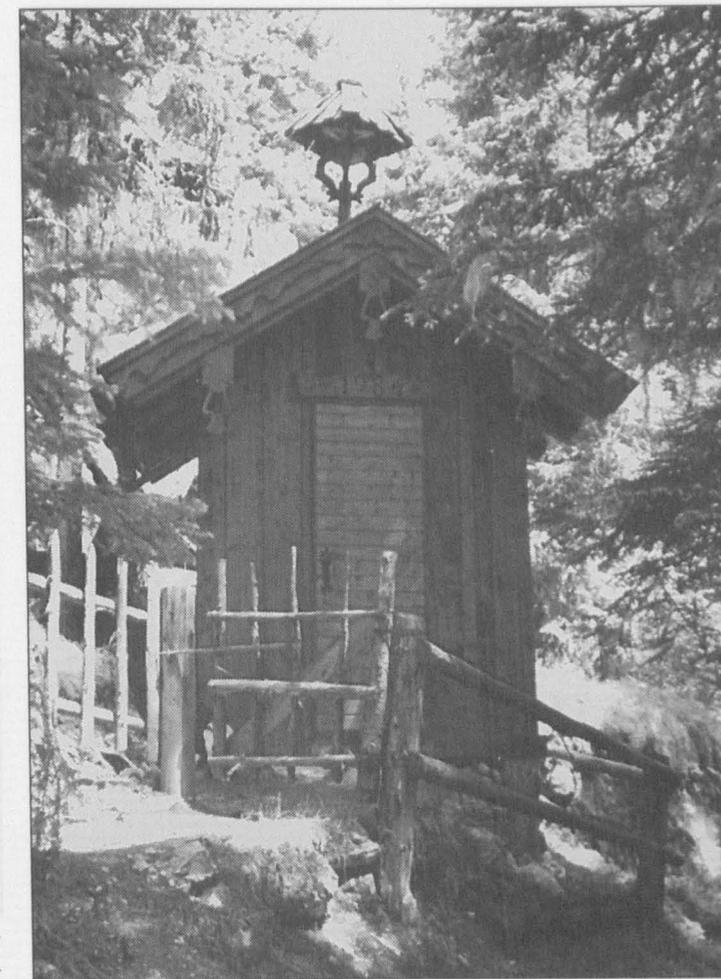
Ehefrau, die sich rührig für die Verehrung der Bauernpatrone in der Gemeinde Tux einsetzt (lt. Aussage des Pfarrers). In dieser Kapelle ist St. Wendelin, dargestellt in einem Halbreief, aus Holz geschnitzt von einem einheimischen Hobbyschnitzer. Die Kapelle befindet sich auf der Lattenalm, unterhalb der Eggalm und ist von Lanersbach auf direktem Weg zu erreichen. (Auf die Eggalm führt, seit August 1993, in der Skisaison wie in den Sommermonaten eine Kabinenumlaufbahn, früher ein Doppelsessellift.)

Ebenfalls als dem schlichten Kapellenheiligen begegnen wir St. Wendelin in der Kapelle „St. Antonius“ in der Gaudergasse in Zell am Ziller, einer kleinen steinernen Kapelle, deren Dach und Türmchen mit Holzschindeln gedeckt sind. Der Altar im Innern ist in neugotischem Stil errichtet. Das Altarbild zeigt in der Mitte den Hl. Antonius und – eine Rarität – auf seinen Seitentafeln, in friedlicher Koexistenz, links den Hl. Leonhard und rechts den Hl. Wendelin, Letzteren als jugendlichen Schäfer mit Stab und einem Schaf dargestellt.

Das aber sind nur zwei Kapellenbeispiele. Da das Zillertal mit seinen dazugehörigen größeren Seitentälern, der Gerlos und dem Tuxer Tal, sehr weitläufig ist, steht zu vermuten, daß St. Wendelin dort auch noch an anderen Orten zu finden sein wird. Dies zu erforschen, ist eine lohnenswerte, wenngleich sehr zeitaufwendige Aufgabe.

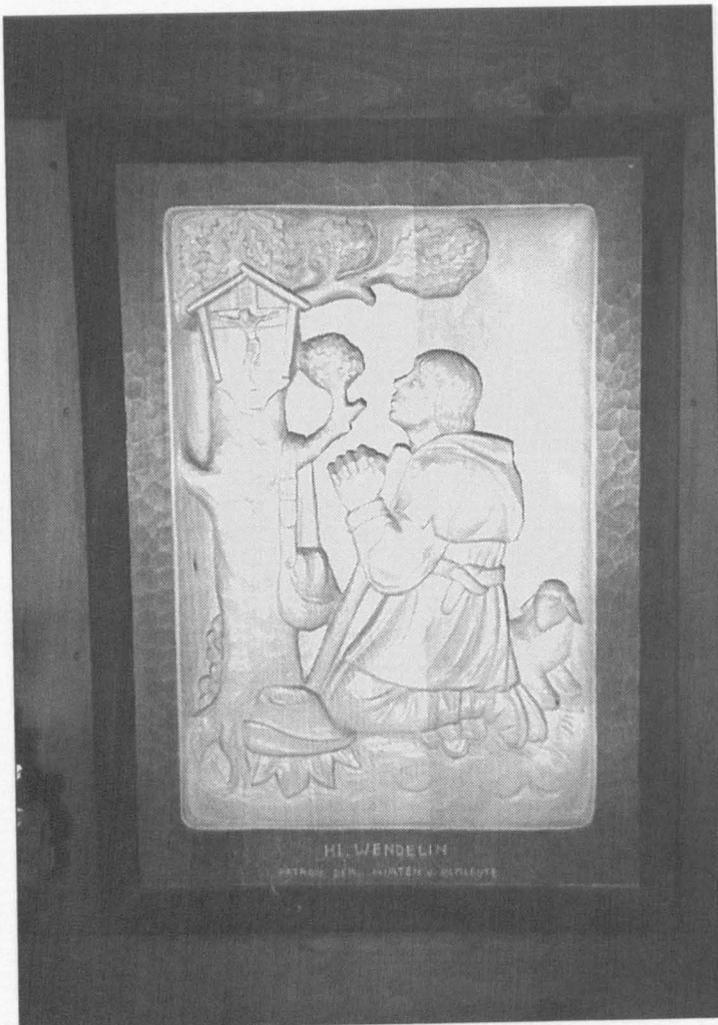
Das wird indessen nicht nur bedeuten, daß weitere, möglicherweise vorhandene Wendelin-Heiligtümer wandernd aufzuspüren sind, sondern daß eine umfangreiche Umfrage innerhalb der Landbevölkerung des gesamten Zillertales (qualitative Feldstudie) durchgeführt werden muß. Denn der Volksheilige läßt sich nur auf diesem direkten Weg erschließen.

Daß dieses Faktum sich immer wieder bewahrheitet und man, als Forscher, auch immer wieder direkt darauf hingewiesen wird, beweist einmal mehr ein in der „Zillertaler Heimatstimme“, der unabhängigen Zillertaler Wochenzeitschrift, im Frühjahr 1992 erschienenes schlichtes Gedicht, das zwei Zillertalerinnen in ihrem verzweifelten Zorn über das spurlose Verschwinden von zwei



Kapelle „zum Kappelstoa“ im Tuxer Tal, Lattenalm (mit dem Tiroler Mittagsglockenstuhl auf dem Dach), erbaut 1984

Hunden in Mayrhofen verfaßt haben und das unserem Hl. Wendelin, als dem volksnahen und so menschlichen Heiligen, gleichsam als eine kleine, aber sehr beredte Gabe an dieser Stelle gewidmet sein soll. Darüberhinaus bringt dieses Gedicht auch die ungebrochene Bedeutung und Wirkkraft unseres Heiligen, des bescheidenen Heiligen der stillen Kapellen, welche in den Ziller-

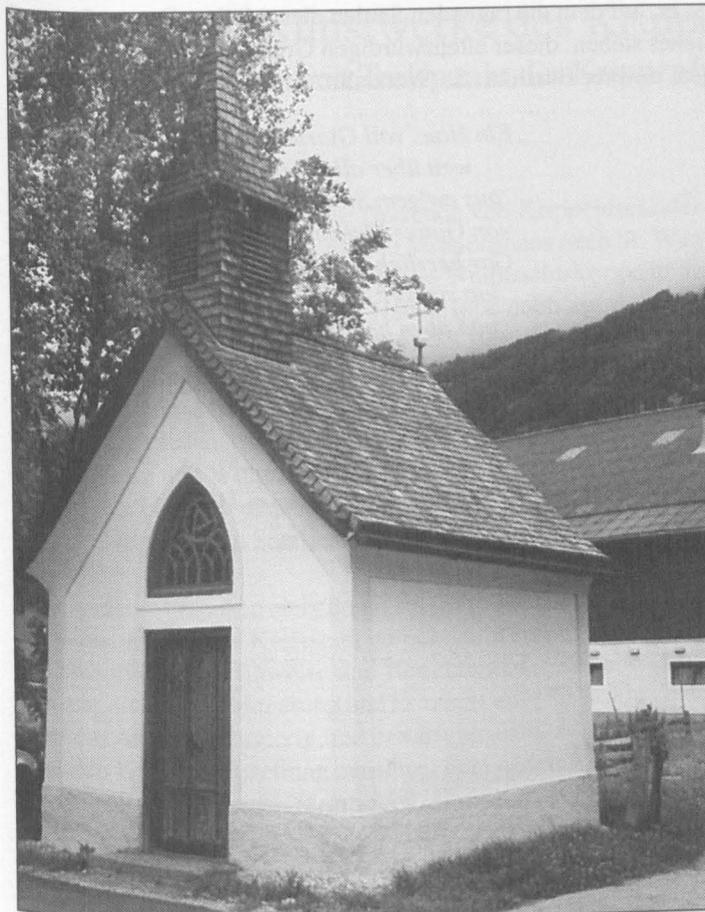


„St. Wendelin“ – Halbreilief aus Holz in der Kapelle „zum Kappelstoa“ in Tuxer Tal, Lattenalm; von einem unbekanntem Hobbyschnitzer aus Mayrhofen.

taler Bergen wie in den Herzen der Zillertaler Menschen stehen, vielleicht besser, weil lebendiger, gleichsam aus dem unverbildeten Herzen heraus, zum Ausdruck als die stummen ikonographischen Zeugen auf großen Altären.

„Wir klagen an!...“
 Sarah und Prinz, zwei Hunde, klagen an!
 Was habt ihr lieblosen Menschen uns angetan.
 Es war noch zuwenig die Tafel am Feld,
 aller Wahrscheinlichkeit wurde uns das Todesurteil gefällt.
 Mit welchem Recht hat man das getan?
 Sagt uns, wann kommt klein „Lumpi“ dran?
 Wenn Hund und Katz werden im Feld gesichtet,
 sie werden erschossen – so der Bauer berichtet,
 und es wäre dies sein letztes Wort.
 Ein anderer sagte: „Wo Gäste sind,
 müssen Hunde und Katzen fort“.
 Wären die Tiere von Autos überfahren,
 hätte man wenigstens ein totes oder
 verletztes Tier gefunden,
 aber alle Katzen und Hunde sind spurlos verschwunden.
 Die Killer habens sich's gut ausgedacht –
 wie man unschuldige Tiere verschwinden macht.
 Dazu muß ich sagen,
 kein Hund ging in den Wald, um zu jagen.
 „Prinz“ hätte gerne seine Kälbchen, die lieben,
 als treuer Sennhund, auf die Alm getrieben.
 St. Wendelin und St. Leonhard überkommt das Grauen,
 wenn sie als Viehpatrone herunterschauen.
 Schämt Euch!! Wer immer es hat getan,
 Ihr habt auch den Tierbetreuerseelen sehr weh getan.
 Kein Hund bellt mehr – keine Katz sitzt vor'm Mauseloch,
 nun können die Gäste wieder Urlaub machen
 und „Ferien am Hof“.
 Für den Garten zu „Eden“ hat Gott alle Tiere geschaffen,
 unter anderem Hunde, Katzen und auch Menschenaffen,
 doch war ist vom Namen übrig geblieben,
 die Tiere werden wie Adam und Eva ausgetrieben.
 Wer so wehrlosen Tieren nicht gönnt das Leben,
 sind grausame Menschen,
 die sich selber nicht mögen.

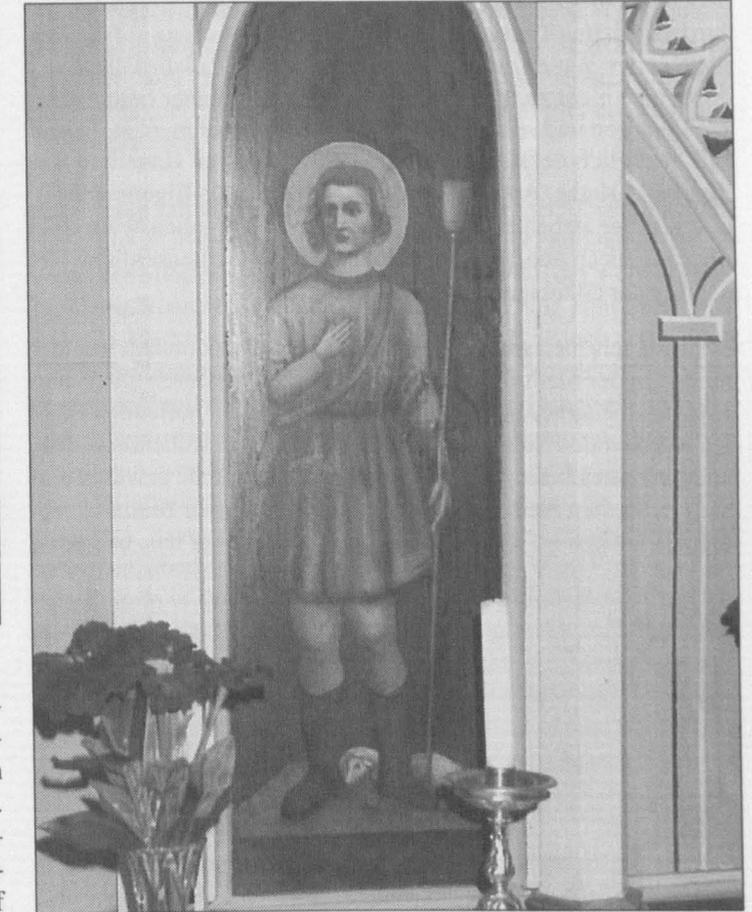
(Luise Hundsbichler und Ruth Kröll, Gärtnerei, Mayrhofen im Zillertal, 1993)



Kapelle „St. Antonius“ in der Gaudergasse in Zell am Ziller

Bemerkenswert, im negativen Sinne, ist übrigens das hier angesprochene Problem, das in einem vom modernen und deutlich ausufernden Tourismus beherrschten Gebiet auftritt, der gerade auch das Zillertal in seiner eigenständigen Kultur betrifft und bedroht. Es ist sicher nicht das Hauptproblem, denn das ist die Überfremdung und Überflutung des bisher nur den Zillertalern, als den Einheimischen, eigenen Lebensraumes, aber auch das im Hinblick auf den Touristen offenbar als störend empfundene Haustier, Hund und Katze – so vorsichtig muß der vom Tourismus lebende Ein-

heimische sein – ist ein ernstzunehmendes Zeichen unserer Zeit, die vom Geld bestimmt wird, von der Notwendigkeit des Geldverdienens, um leben zu können. Ein hoher Tribut, den der Zillertaler dem Fremden zollt: die Einengung seines Lebensraumes und vor allem den drohenden Verlust seiner Kultur, ja die Aufgabe ihm ans Herz gewachsener Lebewesen. Man bedenke: Touristen sind keine notleidenden Ausländer. Ganz im Gegenteil. Das muß an dieser Stelle betont werden, damit es nicht eventuell, an-



„St. Wendelin“ rechtes Altarbild bzw. Seitenbild des Altares, Öl auf Holz, in der St. Antoniuskapelle in Zell am Ziller

gesichts der in unserer Zeit herrschenden – gleichsam aus dem überwunden geglaubten menschenunwürdigen Haßgefühl wieder aufgefamten – fatalen und sicher mehr als bedenklichen gesellschaftsspezifischen Erscheinung, die das Fremde ausgrenzen möchte, die aber nicht als eine Entwicklung hingenommen werden darf, falsch interpretiert werden könnte.

Dieses neue Zillertaler Gedicht zeigt aber auch, gerade in seiner laienhaften Form, und das ist etwas durchaus Positives, daß die Bedeutung unseres Heiligen und Stadtpatrons hinsichtlich der von ihm beschützten Tiere sich im Volksmund nicht streng auf die ihm attribuierten Wesen einschränken läßt, sondern daß die Gläubigen selbst eine nicht zu übersehende Erweiterung seiner heiligmäßigen Funktion und seines heiligen Wirkens vornehmen, in diesem Fall bezüglich der dem Menschen ebenso nahen Haustiere wie Hund und Katze. Auch diese gewissermaßen als Eigenmächtigkeit, als eine liebenswerte, zu beurteilende Vorgehensweise legt ein Zeugnis ab über die unmittelbare zwischenmenschliche Beziehung der Gläubigen zu St. Wendelin.

Es ist, als schritten sie alle, diese Menschen, dort draußen wie hier bei uns in der Stadt des Heiligen Wendelin, hindurch unter dem heiligen Hochgrab, als berührten sie leicht mit der hoffenden Hand den würdevollen Stein, als ströme von dem dort Ruhenden etwas aus, das keines Irdischen mehr ist, es in Wahrheit nie gewesen und doch zu diesem niemals der engen und lebendigen Bindung verlustig gegangen ist. Es ist, als sei der Heilige unter uns, und er ist

es, er, auf dem die ragenden Säulen dieses hohen Domes fest und sicher stehen, dieser altehrwürdigen Grabeskirche unseres Heiligen, unserer Basilika „St. Wendalin“ ...

*„Ein Haus voll Glorie schauet
weit über alle Land,
aus ew'gem Stein erbauet
von Gottes Meisterhand. ...
Gar herrlich ist's bekränzt
mit starker Türme Wehr,
und oben hoch erglänzt
des Kreuzes Zeichen hehr. ...“*

Anmerkungen

1 Ludwig Harig, Heimweh. Ein Saarländer auf Reisen, München, S. 18

2 ebd., S. 7ff

3 ebd., S. 16

4 ebd., S. 16

5 ebd., S. 17

6 ebd., S. 16

7 ebd., S. 19

8 ebd., S. 19

9 Ludwig Harig, Die Saarländische Freude. Ein Lesebuch über die gute Art zu denken und zu leben. München, S. 45, in der gleichnamigen Erzählung mit dem Untertitel „Einleitung für eine zukünftige Erziehungslehre“.

Ausgestellte Kunstwerke des Krippenbaues

Missionshaus alljährlich Treffpunkt der Krippenfreunde

Von Gerhard Weber

Alle Jahre wieder zieht es viele Tausende von Krippenfreunden, junge wie alte, aus nah und fern zum Missionshaus nach St. Wendel. Bereits im Advent, wenn die große Weihnachtskrippe in der Pfarrkirche und auch die eigene Hauskrippe noch auf ihre Aufstellung zum Heiligabend warten, setzt der Besucherstrom ein und schwillt besonders in den Urlaubs- und Ferientagen zwischen Weihnachten und Neujahr an. Und selbst nach Dreikönig, wenn mit dem nadelnden Tannenbaum auch die Weihnachtskrippe aus Kirchenraum und Wohnzimmer entfernt werden, ebbt er erst allmählich ab. Immer noch treffen Besucher ein, einzeln wie in Gruppen, am Ort dieser im Saarland einzigartigen Krippenschau.

Ihre Besucher brauchen nicht durch ausgeklügelte und teure Werbemaßnahmen in die Kreisstadt gelockt zu werden. Ihnen genügen entsprechende Hinweise und Berichte in den üblichen Presseerzeugnissen zur Erinnerung und Ermunterung. Sie kommen aus eigenem Antrieb, neugierig und erwartungsfroh, zu dieser traditionellen Krippenausstellung zwischen dem ersten Adventssonntag und Mariä Lichtmeß. Sie streben zumeist auch sogleich dem Museumsbau zu, der in seinen drei Obergeschossen die gutbestückte Missionsbuchhandlung und das sehenswerte Völkerkundliche Museum beherbergt, im Untergeschoß den Pilgersaal mit der Krippenschau im rückwärtigen Teil. Von Mitte November bis Anfang Februar vereinigen sich also unter demselben Dach drei thematisch unterschiedliche Ausstellungen: völkerkundliche Sammlungen, Bücher und Devotionalien sowie Weihnachtskrippen, unverkäufliche Exponate wie verkäufliche Waren.

Die Steyler Missionare, welche diese Angebote in ihrem vor dreißig Jahren eröffneten Museumsbau für die Missionsfreunde bereitstellen, erkennen ihren Lebensinhalt in der Verbreitung des Wortes Gottes in aller Welt. Die St. Wendeler Niederlassung der Gesellschaft des Göttlichen Wortes, die in fünf Jahren auf ihre

Gründung vor einem Jahrhundert zurückblicken kann, nutzte als eine volkstümliche Form religiöser Verkündigung auch den Aufbau einer vielbesuchten Weihnachtskrippe in ihrer Missionshauskirche. Außerhalb des Kirchenraumes jedoch eine Weihnachtskrippenausstellung zu veranstalten, dazu fehlten lange Zeit die räumlichen wie personellen Voraussetzungen, wenn nicht der entsprechende Einfall und der dazugehörige Wille, diesen in die Tat umzusetzen.

Vor dreißig Jahren trat dann ein neunzehnjähriger Oberfranke, gebürtig aus Marktredwitz im Fichtelgebirge, in den Dienst des St. Wendeler Missionshauses. Karl Heindl hatte bei der weltberühmten Firma Rosenthal eine dreijährige Ausbildung zum Parzellanmaler in Marktredwitz und Selb erhalten und danach erfolgreich die Fachschule für Grafiker und Maler in Bayreuth und in München durchlaufen. Seine vielseitigen künstlerischen Fähigkeiten waren an seiner neuen Arbeitsstätte sehr willkommen. Wo immer (kunst)handwerkliches Geschick vonnöten war, bewährte sich der neue Mitarbeiter der Missionsbuchhandlung und des Missionsmuseums. Konnte er doch malen und zeichnen, modellieren und schnitzen, überhaupt mit den verschiedensten Werkstoffen umgehen, könnte er doch Altes ausbessern und wiederherstellen wie Neues entwerfen und fertigen. Seine pädagogischen Fähigkeiten entwickelte er, indem er die Internatsschüler des Missionshauses zweitweise in Zeichnen und Werken unterrichtete und den Hospitalkindern fünfzehn Jahre lang einen Bastelunterricht erteilte, der sowohl die Anlässe des Kirchenjahres wie die jahreszeitlich verfügbaren Materialien berücksichtigte.

Das christlich geprägte Elternhaus in Marktredwitz hatte dem jüngsten der sieben Kinder und dem vierten Sohn des Postsekretärs Karl Heindl ein besonderes Verhältnis zur Weihnachtskrippe vermittelt, so daß der achtjährige Karl bereits seine erste, noch heute

erhaltene, eigene Krippe fertigte. Auch durfte er als Meßdiener bereits beim Aufbau der Kirchenkrippe helfen. Diese frühen Kindheitserlebnisse begründeten sein Dauerinteresse am Krippenbau und seine Leidenschaft als Krippensammler. Durch Aufkäufe wie durch Schenkungen von Weihnachtskrippen, die nicht selten durch Heimatkontakte der in aller Welt tätigen Steyler Missionare zustandekamen, vermehrte und bereicherte sich Karl Heindls private Sammlung von Jahr zu Jahr ebenso wie durch die eigene beständige schöpferische Gestaltungskraft des talentierten Krippenbauers.

Eine erste, in der Öffentlichkeit viel beachtete Probe seines Könnens, lieferte der kaufmännische Angestellte des Missionshauses, als er Ende der siebziger Jahre im Schaufenster des Pilgersaales eine großflächige, figurenreiche Landschaftskrippe aufbaute. Ihr folgte die spätere von Weihnachten zu Weihnachten umfangreichere und reichhaltigere Krippenausstellung in einem Teil des genannten Innenraumes.

Ein einziges Mal war in der Folgezeit diese Krippenausstellung ausgelagert. Im Advent 1987 fand sie nicht im Missionshaus, sondern im Alten Rathaus statt. Die dort ausgestellten 53 Krippendarstellungen aus dem Privatbesitz Karl Heindls und einiger anderer Krippenbauer erwiesen sich als wahrer Publikumsmagnet. An den 16 Ausstellungstagen zählte die Kreisstadt St. Wendel als Veranstalter 11 250 Besucher. Etwa die Hälfte davon drängte sich allein an den drei Tagen des Adventsmarktes in den engen Räumlichkeiten. An Spendengeldern gingen 3 850 DM ein, die zur Förderung verschiedener Vorhaben in den Missionsländern weitergereicht wurden. Denselben Zwecken dienen auch die Eintrittsgelder, die zwar für den einzelnen Ausstellungsbesucher bescheiden ausfallen, die jedoch wegen der großen Besucherzahl zu stattlichen Spendenbeträgen zugunsten der Missionsarbeit anwachsen.

Auch die Krippensammlung wächst, jährlich um 20 bis 30 Exemplare. Nicht alle vorhandenen kommen auch zur Aufstellung. 1993/94 waren es bereits 300 Exponate. Sie gewähren in ihrer Überfülle einen beeindruckenden Überblick in den Formenreichtum des Krippenbaues, der zwischen Kasten- und Bühnenkrippen,

Höhlen- und Stallkrippen, Landschafts- und Panoramakrippen unterscheidet und jene plastischen Darstellungen des Heilsgeschehens von Bethlehem als wichtigen Zweig der Volkskunst und ihre Spitzenerzeugnisse als Kunstwerke wertet. Sie erlauben aber auch einen Überblick über die schier unübersehbare Menge der verwendeten, überwiegend natürlichen Materialien wie Hölzer, Steine, Tone, wie Glas, Pappe, Wachs, wie Muscheln, Metalle und Textilien. Vertreten sind auch fast alle Größenklassen, von der Krippe in der Nußschale bis zur Panoramakrippe, die zugleich mehrere Szenen des Heilsgeschehens auf Bethlehems Fluren aneinanderreihet: die Geburt des Erlösers, die Verkündigung des Engels, die Anbetung der Hirten, die Ankunft der Weisen aus dem Morgenlande, alles gemäß dem Evangelium des Lukas.

Trotz aller erkennbaren Detailverliebtheit meidet der Krippenbauer Karl Heindl allzu viel schmückendes Beiwerk, das den Blick vom eigentlich Wesentlichen ablenkt auf Nebensächliches. Diese Einstellung erklärt wohl auch seinen bisherigen Verzicht, einen sogenannten Krippen- oder Weihnachtsberg, wie er im sächsischen Erzgebirge vorkommt, mit seinen überwuchernden Volksszenen seiner Ausstellung einzuverleiben. Der Fichtelgebirgler und Wahlsaarländer versteht die Pflege des christlichen Volkskundezweiges des Krippenbaues letztlich als Glaubensverkündigung von der Menschwerdung des Gottessohnes. Der Ausstellungsbesucher solle „offenen Auges und offenen Herzens“ seine Krippenschau erleben und sich der Frohbotschaft von der Geburt des Herrn und Erlösers erfreuen. Unverzichtbarer Mittelpunkt einer jeden Weihnachtskrippe sei jener namengebende hölzerne Futtertrog, der dem Jesuskind als Ersatzzweige diene.

Diese löblichen religionspädagogischen Absichten des St. Wendeler Krippenbauers werden gewiß nicht mehr von jedem Ausstellungsbesucher erkannt und gutgeheißen. Der eine erwartet einen Augenschmaus, der andere sucht Weihnachtsstimmung, ein dritter erhofft sich Anregungen, ein vierter die Wiederkehr holder Kindheitserlebnisse. Der Krippenpilger ist wohl die Ausnahme unter denen, die „Krippele schauen gehn“, wie man in Tirol sagt. In St. Wendel nähert sich ihre Zahl der Rekordmarke 20 000. Wer ein besinnliches Verweilen vor diesen Kunstwerken des Krip-

penbaues beabsichtigt, der meidet die Hauptbesuchstage mit ihrem Gedränge auf engem Raum. Kinder, Schüler wie Erwachsene melden sich deshalb zum Gruppenbesuch mit Führung an.

Karl Heindl sucht das Gespräch mit möglichst vielen kleinen wie großen Ausstellungsbesuchern. Unterstützt von Familienmitgliedern, Nachbarn und Freunden, die ihm auch beim Aufbau wie beim Abbau der Krippenschau behilflich sind, führt der kontaktfreudige wie mitteilsame Künstler häufig selbst Aufsicht und gibt seinen Gästen gerne Empfehlungen, Erklärungen, Hinweise, Antworten und Anregungen mit auf den Weg. Bisweilen kommt es auch zu einem Fachgespräch mit weitangereisten Krippenbauern wie -sammlern. Verkaufen will er jedoch keines seiner Kunstwerke, die allesamt außer dem ideellen einen nicht unbeträchtlichen materiellen Wert darstellen.

Die jüngste Weihnachtskrippenschau zeigte erstmals eine Krippe inmitten einer saarländischen Bergbaulandschaft, desweiteren eine



Szene mit St. Wendeler Lokalkolorit „St. Nikolaus kommt zu den Kindern“ sowie eine Krippe aus Rußland. Die nächste Krippenausstellung wird als Neuzugang eine peruanische Krippe aus 14 Gleichgesinnten an den aktiven St. Wendeler Altstadtfreund Karl Heindl anlässlich des 50. Geburtstages zu Jahresbeginn. In St. Wendel, wo er nunmehr schon drei Jahrzehnte sein Zuhause hat, wo er, seit 1971 verheiratet, mit Frau, Sohn und Tochter lebt, wirkt und sich wohlfühlt, ist der Maler und Grafiker Karl Heindl ein stadtbekannter, wegen seiner gemeinnützigen Einstellung und seiner künstlerischen Talente geschätzter und angesehener Bürger. Seine alljährlichen Weihnachtskrippenausstellungen sind ein Glücksfall für das Missionshaus und ein Aushängeschild für die Stadt St. Wendel.

Der große Erfolg spornte den Künstler an, bis zum Jahresende einen völlig neuen Plan zu verwirklichen: eine Landschaftskrippe unter freiem Himmel. Sie entsteht auf einer Grundfläche von sechs mal zehn Meter an der Ostseite des Museumsbaues. Aus wetterfestem Material sind die Häuserkulissen wie die austauschbaren Krippenfiguren inmitten der bepflanzten Freifläche. Außerhalb der Weihnachtszeit wird in dieser Freilichtanlage der hl. Franz von Assisi, umgeben von vielen Tieren, zu sehen sein, also der Begründer des christlichen Krippenbrauchtums.

Seinem St. Wendeler Jünger Karl Heindl haben viele Krippenfreunde längst den Titel „Krippenbaumeister“ verliehen, den man übrigens nach erfolgreichem vierjährigem Sommerkursbesuch an der Krippenbauschule Innsbruck erwerben kann. Durch seine erwiesene Meisterschaft in der Krippenbaukunst hat er die Auszeichnung mit diesem Ehrentitel zu recht verdient.

Erinnerungsspaziergang

Von Felicitas Frischmuth

Juni. Glühwürmchenzeit. Am frühen Morgen gibt es natürlich keine Glühwürmchen. Ich habe aber Glühwürmchen im Kopf, wenn ich von der Damra über die Höhe nach Baltersweiler gehe. Vorbei an Getreidefeldern, an deren Rändern wieder Kornblumen und Mohn leuchten. Ich scheuche Feldhühner auf. Im Acker sitzen Regenpfeifer. In bunter Sportkleidung zieht eine Radlergruppe vorbei, sie gestikulieren über die Richtung. Noch keine Spaziergänger.

Ich gehe langsam weiter in Richtung „Grauer Dorn“, mit dem Autolärm der Umgehungsstraße bis zum Elfen-Tanzplatz, wo im Eisenpfosten das magische Auge eine Landschaft zeigte, die zerstört worden ist. Jetzt ist das Auge flach verschlossen. Es gibt keine Erinnerung mehr. Ein wilder Rosenstrauch hat sich nebendran gepflanzt. Wenn das Heidekraut in Blüte steht, wacht der Ort auf, Kinder laufen da, Radler springen mit ihren Bikes über die Felsen.

Ich gehe hinunter nach Baltersweiler, die ersten Häuser, Rosenbüsche, Jasminsträucher, Tische und Stühle vor der Tür, Sommergeruch aus den Gärten. Hier und da werkelt einer im Gemüse. Das alte Kelterhäuschen ist immer noch da, der Obst- und Gartenbauverein, da herrscht zur Kirmes Hochbetrieb. Ich hole mir Briefmarken auf der Post, Kammkotelett beim Metzger Rein, vis-à-vis in Udo's Backstubb Spitzweck und Eier, die Zeitung im Laden Lauer. Der Ort hat alles, was man braucht. Bekannte werden begrüßt, ach, Sie sind zu Fuß, das ist aber weit, so höre ich sagen. Das Auto gehört ins Bild, ist nicht zu übersehen und nicht zu überhören. Wenn Gemüse-Pistone seine Runden dreht, kommen die Frauen aus den Häusern.

Ich gehe mit meinen Einkäufen nachhause, diesmal über die St. Wendeler Straße, da war ehemals die Wirtschaft Stutz. Ein denkwürdiger Platz, der Leute zusammenbrachte, zu besonderen Anlässen im großen Saal, da wurden Feste gefeiert, da war auch ein-

mal Josef Beuys zu Gast, heute werden hier Motorgeräte verkauft. Dieser Wirtschaft trauere ich nach.

Am Bach ist die neue Bushaltestelle, drumherum heißt es hier öfters Land unter, dann stehen auch die angrenzenden Gärten unter Wasser. Haus Steffek, beide, Wendel und Inge leben nicht mehr, die Schreinerei ist unverändert, wird von Pit, dem Sohn, benutzt. In der Friedhofstraße im Haus Schubmehl lebte einst der Schauspieler Walter Feuchtenberger, der bis nach München bekannt war. Auch er nicht mehr unter den Lebenden. Auf der anderen Seite gegenüber von Schön das Haus Steinmetz, vor langer Zeit bekannt als Feinschmeckerwirtschaft, dort kehrten die Franzosen ein. Hannelore und Fred Steinmetz leben nicht mehr, die Wirtschaft gibt es längst nicht mehr.

Auf dem Friedhof wird wie immer an den Gräbern gearbeitet. Ich mache kurze Rast auf der weißen Bank, schaue nach den Namen, lese auch mal die Zeitung, die hohen kräftigen Bäume am Eingang spenden Schatten und geben Atmosphäre.

Ich steige noch ein wenig an, da gibt es rechts ein Haus mit vielen Gartenzwerge. Ich wende mich nach links, am Bungalow vorbei zur Kreuzung alte Römerstraße und Allee, die zur Göckelmühle führt. Da liegt der Stein vom Bildhauer Trantenroth, so selbstverständlich wie im Märchen, mit Löchern und Schließen verzaubert. Eines Tages vielleicht wird er sich in einen Menschen oder in ein Tier verwandeln. Ein Spatzenkirschenbaum bewacht ihn. Ich schaue jetzt in Richtung St. Wendel, im Augenwinkel Kesselberg und Bosenberg, gehe hinunter ins Tal, Luftlinie auf den Schaumberg zu. Und abends kommen dann die Glühwürmchen.



Richard Wenz – Leben und Werk eines St. Wendeler Schriftstellers*

Von Heinrich Hartmann

Richard Wenz wurde am 12.12.1876 in St. Wendel geboren. Seine Eltern waren der Bahnmeister Christian Wenz und dessen Ehefrau Elisabeth, geb. Richter¹. Die Familie wohnte im „Graben“, genauer gesagt, in der Neumarktstraße 3.

Um 1879 verließ sie St. Wendel, bedingt durch eine Versetzung des Vaters. Sie hat dann unter öfterem Wechsel des Wohnortes in Hunsrück und Eifel und an Mosel und Rhein gelebt. Der junge Richard hat jedenfalls die Volksschule in mehreren Hunsrück- und Eifelorten besucht und anschließend das Gymnasium in Koblenz absolviert.²

Ab 1901 ist er als Lehrer im Oberbergischen tätig und anschließend in Köln, zuletzt lange Jahre als Rektor. Eine Unterbrechung stellt lediglich die dreijährige Militärzeit 1915 – 1918 dar. 1934 tritt Wenz als Rektor der evangelischen Volksschule Bayenthal in den Ruhestand. Am 13.04.1953 ist er nach längerer Krankheit in Köln gestorben.³

Neben seinem Beruf ist Richard Wenz schon früh schriftstellerisch tätig gewesen. Eine vom Autor selbst zusammengestellte Liste, wohl nach 1949 entstanden⁴, nennt mehr als fünfzig Titel. Es handelt sich dabei um Romane, Gedichtsammlungen, Theaterstücke und kleinere Erzählungen, die z. T. in den Jahren 1948 – 54 in der „St. Wendeler Wochenpost“, bzw. in den Heimatbüchern des Kreises St. Wendel erschienen sind.

Die Romane beziehen sich meist auf Orte, Menschen und Begebenheiten der Untermosel und der Vukaneifel, Gegenden, die Wenz aus eigener Anschauung kannte und die ihm durch die Erzählungen seiner Mutter, die von dort stammte, noch vertrauter geworden waren. Der Roman „Das Irrlicht auf dem Eifelmoor“ be-

zieht sich z. B. auf das Ulmener Moor, und der Roman „Kinder der Landstraße“ schildert das Leben eines fahrenden Korbmacherehepaares, dessen Sohn sich zu einem hochbegabten Geigen- spieler entwickelt.

Zwei seiner Theaterstücke, „Scherben“ und „Um die Scholle“, sind 1914 und 1916⁵ im Schauspielhaus Köln uraufgeführt worden. Einen Hinweis verdient auch die Sammlung rheinischer Dichtung, die Wenz 1925 herausgegeben hat anlässlich der Jahrtausendfeier der Rheinlande⁶. Es handelt sich dabei um eine Anthologie, die im Mittelalter ansetzt, etwa mit Gottfried von Straßburg, in der Folge viele berühmte Namen der deutschen Literaturgeschichte umfaßt, wie Goethe und Heine, und bis in die Gegenwart reicht, natürlich auch viele Dichter nennt, die heute vergessen oder nur von lokaler Bedeutung sind.

Bemerkenswert indes ist, daß auf Seite 41 ein Lied aus der „Trutznachtigall“ des Jesuitenpaters Friedrich Spee v. Langenfeld (gest. 1635) abgedruckt ist, der erst in den letzten Jahren durch die Forschungen des vor kurzem verstorbenen Trierer Domhospitals Dr. Arens dem breiteren Publikum als Kämpfer gegen den Hexenwahn und Schöpfer des deutschen katholischen Kirchenliedes wieder bekannt geworden ist⁷.

Wie kam Wenz zur Schriftstellerei? Seiner eigenen Aussage nach⁸ ist die Neigung und das Interesse an märchen-, sagenhaften Staffen und Mythen in seiner Familie geradezu erblich, bzw. die Beschäftigung mit Dingen und Ereignissen, die nicht oder nur zum Teil rational erklärbar sind, in der Familie seiner Mutter geradezu Tradition. Er bezieht sich dabei auf einen Vorfahr seiner Mutter, Veit Gail, der zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges als Kräuterdoktor und Wunderheiler in der Eifel bekannt gewesen ist, in den Geruch, ein Zauberer zu sein, geraten und schließlich auch als Hexenmeister verbrannt wurde.

* Überarbeitete Fassung eines Vortrages, gehalten anlässlich der Übergabe eines Nachlasses durch die Familie Brünig, Köln, an die Stadt St. Wendel, am 22. 4. 1993

Nr. 198
St. Wendel am 13. Dezember 1876

Vor dem unterzeichneten Standesbeamten erschien heute, der Persönlichkeit nach _____, bekannt, Christian Wenz wohnhaft zu _____, St. Wendel evangelisch Religion, und zeigte an, daß von der Leibhaftigen Eltern Friedrich Spee v. Langenfeld geboren sei am 12. Dezember des Jahres tausend acht hundert sechzig und sechs Monats um ein Uhr ein Kind weiblichen Geschlechts geboren sei, welches laut _____ Bornamen _____ erhalten habe.

Vorgelesen, genehmigt und unterschriftet _____ _____

Der Standesbeamte. _____ Wochen

Die Geburtsurkunde von Richard Wenz

Als zweitens weist er darauf hin, daß seine Mutter im Sommer und Herbst 1876, obwohl protestantisch, regen Anteil an den Marienerscheinungen im Härtelwald bei Marpingen genommen habe, daß sie mit großer Emotionalität auf der Seite der drei Sehermädchen gestanden habe, während der Vater, als preußischer Beamter, die Position der Regierung vertrat. Wenz vermutet, daß dieses gefühlsmäßige Engagement seiner Mutter kurz vor seiner Geburt in ihm einen Hang zum Mystischen bewirkt habe. In jedem Fall ist es seine Mutter gewesen, die ihn mit den Märchen und Sagen von Saar, Hunsrück, Mosel und Eifel bekannt gemacht und so sein Interesse an diesen Stoffen geweckt oder doch entscheidend intensiviert hat.

Wenz nennt z. B. die Visionen der Katharina Emmerich, die Geschehnisse in Lourdes, das Mithrasdenkmal in Schwarzerden, die Wendalinuslegende u. a. m. Es scheint also offenbar zu sein, daß der junge Wenz durch die Erzählungen seiner Mutter wesentlich geprägt worden ist, daß hier der Grund gelegt worden ist für sein Interesse an mythischen, mystischen, irrationalen Sachverhalten. Wenz hat sich dann auch während seines Studiums mit Psychologie befaßt, u. a. mit Eduard v. Hartmanns „Philosophie des Unbewußten“⁹. Diese Beschäftigung hat ihren literarischen Niederschlag gefunden in einer kleinen Abhandlung über Seelenwanderung, von der sich der Autor später allerdings distanziert hat. Dieses Interesse am Psychologischen ist jedoch in allen seinen Werken spürbar, am ausgeprägtesten vielleicht in dem Roman „Die Hellseherin“, der seinerzeit beim Lesepublikum die stärkste Wirkung gezeigt hat.

Die Hauptfigur ist eine Bauersfrau Lisette Werner aus einem Ort in der Nähe von Koblenz. Einer ihrer Vorfahren ist als Zauberer verbrannt worden – hier klingt die Familiengeschichte von Wenz an – und auch sie verfügt, erblich bedingt, über hellseherische Fähigkeiten und die Gabe des Heilens. Sie betreibt keine Kurfuscherei, sondern ihre Kräuterkenntnisse und ihr einfühlsames psychologisches Gespür für die Menschen, die ihre Hilfe erbitten, bewirken eine Reihe Aufsehen erregender Heilungen.

Ihr Mann Gottfried Werner hat kein Verständnis für diese Tätigkeit seiner Frau; er spottet laut darüber, fürchtet sich aber wohl

heimlich vor ihr, hat Minderwertigkeitskomplexe, fühlt sich vernachlässigt. Das wird jedenfalls deutlich aus den Briefen, die er im Ersten Weltkrieg nach seiner Einberufung zum Militär von der Westfront an seine Frau schreibt.

Nach einem Gefecht gilt er als vermißt und schließlich aufgrund glaubwürdiger Augenzeugenaussagen als tot. Trotzdem bleibt in Lisette eine Ahnung bestehen, daß ihr Mann noch lebt. Eigenartige Ereignisse führen dann schließlich zur Auflösung: Es entwickelt sich ein merkwürdiger Briefwechsel mit einem Kriegskameraden ihres Mannes, Einzelmann, eines Nachts findet sie in ihrer Scheune ein kleines ausgesetztes Mädchen, Colette mit Namen, das sie aufnimmt und wie eine eigene Tochter großzieht; ihr eigener Sohn Gottlob verliebt sich in das Mädchen; und schließlich klärt sich das Ganze auf.

Ihr Mann hat in Gefangenschaft den Namen seines gefallenen Kameraden Einzelmann angenommen, ist nach dem Krieg in Frankreich geblieben, er hat noch einmal geheiratet und versucht, ein neues Leben zu führen. Colette ist seine Tochter aus dieser zweiten Ehe. Aber auch dieser zweite Versuch scheitert. Allein gelassen mit dem Kind, weiß er nicht mehr weiter und legt das Mädchen bei Nacht und Nebel seiner Frau in die Scheune, traut sich aber selbst nicht mehr heim. Erst Jahre später erkennt Lisette ihn in einem Koblenzer Krankenhaus wieder, wo er nach einem Schlaganfall im Sterben liegt. Die Ahnungen der Frau bestätigen sich also. Der Sohn Gottlob heiratet ein anderes Mädchen, und die Stieftochter Colette findet ebenfalls einen neuen Partner. So endet der Roman doch noch in Harmonie.

Es wird also hier ganz deutlich, daß der Dichter ein großes psychologisches Interesse hat an menschlichen Verhaltensweisen, vor allem dort, wo sie rational nicht eindeutig zu fassen sind. Bei solcher Darstellung menschlichen Verhaltens ging es dem Dichter aber nicht nur um persönliche Liebhaberei oder Unterhaltung. Es ging ihm bei seiner literarischen Tätigkeit vor allem auch um einen „Kampf für das Gute“¹⁰, d. h. also um eine entsprechende erzieherische, korrigierende Einflußnahme auf den Leser. Es ist natürlich nur schwer festzustellen, welche Resonanz Richard Wenz mit seinen Werken erzielte. Auskunft geben nur ein paar erhalten ge-



Das Geburtshaus von Richard Wenz

Zeichnung: Riedel

bliebene Artikel aus Zeitschriften und Klappentexte. So heißt es z. B. nach der Aufführung des Stückes „Scherben“ am 7. März 1914 in der „Straßburger Post“: „Scherben, ein modernes dreiaktisches Drama fand im Kölner Schauspielhaus bei seiner Uraufführung starken Erfolg“, die „Kölnische Volkszeitung“ spricht von „bester Geschlossenheit“ im Aufbau und „schöner Einfachheit“, und der „Berliner Börsenkurier“ spricht von „ungemein starkem Erfolg“ und fügt hinzu: „Die Verfasser wurden oftmals auf's herzlichste gerufen“.¹¹

Auch die Romane scheinen eine entsprechende Würdigung erfahren zu haben. Zu „Kinder der Landstraße“ heißt es beispielsweise: „Der schaffensreiche und stets arbeitsfrohe erfolgreiche Verfasser gestaltet hier mit reifem Können und fern aller Oberflächlichkeit das wechselvolle Leben der Landfahrer“.¹²



Richard Wenz

Der Roman „Die Hellseherin“ hat nach Aussage des Autors sogar zu einer Anfrage des Psychologischen Instituts der Universität Bonn geführt, ob der Handlung des Romanes ein realer Sachverhalt zu Grunde liege¹³. Eine allgemeine Würdigung enthält auch ein Artikel im „Kölner Stadtanzeiger“ vom 11. Dez. 1951 anlässlich des 75. Geburtstages des Dichters.

Nach 1933 dringen noch andere Töne in die Besprechungen ein, etwa zum Roman „Das Irrlicht am Eifelmaar“: „Richard Wenz ist nach einem Urteil des Reichssenders Köln durch seine farbigen, gediegenen Romane aus den verschiedenen Landschaften und Lebensbezirken der rheinischen Heimat bekannt geworden und hat mit ihnen zur fruchtbaren Auseinandersetzung zwischen Gemeinsamkeit und Einsamkeit, zwischen Selbsthaftigkeit und sehnsuchtsvollem Wandergeist beigetragen“.¹⁴

Die Besprechung eines nicht näher bekannten Otto Klein wird deutlicher, es heißt dort z. B.: „... Wenz weiß um die tiefsten Kräfte unseres Volkstums und um die Gefahren moderner Kulturnivellierung, weiß um die Übersättigung des Intellekts und die Hilflosigkeit aller ehrlichen Begeisterung für Ideale, die heute mehr denn je durch Bleigewichte der Realität belastet sind ...“¹⁵ Das klingt nach dem Blut- und Bodenmythos der NS-Zeit. – Der Autor hat sich offenbar gezwungen gesehen, in ähnlicher Weise zu seinem schriftstellerischen Schaffen Stellung zu nehmen. Im „Wochenblatt der Landesbauernschaft Rheinland“ vom 31. Okt. 1936 schreibt er u. a.: „... Inwieweit das Bauerntum als Urbegriff von Blut und Boden Ausgangspunkt meines Schaffens gewesen ist, soll ich sagen ... Der Bauer weiß, was Wurzelboden ist. Er bebaut ihn, bestimmt, was er tragen soll ... So sehe ich in den Bauer (sic!) mit seiner Verbundenheit mit der Scholle, so fühle ich mich mit ihm verbunden durch das Blut der Generationen ...“¹⁶

Das klingt heute fatal; es sollte aber nicht vergessen werden, daß diese Redeweise in der Romantik wurzelt, sich im 19. Jahrhundert verbreitet hat und im zweiten Kaiserreich von 1871 und darüber hinaus wie selbstverständlich allgemein benutzt wurde. Sie ist dann vor allem von nationalistischen Gruppierungen aufgenommen und von den Nationalsozialisten für ihre Zwecke ideologisch vereinnahmt worden. Es gibt allerdings in „Die Hellseherin“ auch eine positive Bemerkung über Hitler und die Gesundheitsgesetze des Dritten Reiches.¹⁷

Richard Wenz scheint nach 1945 wegen alledem im Rahmen der Entnazifizierung Schwierigkeiten gehabt zu haben. Um sich gegen Verdächtigungen und falsche Anschuldigungen zur Wehr zu setzen, hat er selbst eine chronologische Übersicht über seinen poli-

tischen Werdegang verfaßt:¹⁸ Er stellt darin klar, daß er als Mitarbeiter verschiedener rheinischer Zeitungen nach 1918 entschieden gegen nationalistische Thesen aufgetreten, daß er als Mitglied der SPD – seit 1919 – stets für Frieden und Versöhnung eingetreten sei. Das habe ihm Feindschaft und Verunglimpfungen eingebracht. 1934 sei er veranlaßt worden, in den Ruhestand zu treten, und 1937 sei er Mitglied der NSDAP geworden, um Schlimmeres zu verhüten. Er habe dann bei der NSV mitgearbeitet und auch da versucht, seinen Idealen treu zu bleiben, mit der Wirkung, daß er 1944 seinen Wohnort habe wechseln müssen, um eine „Sicherheitsverwahrung“ zu entgehen.

Das Dilemma, in dem wohl viele Deutsche damals steckten, wird in einem Brief vom 18. März 1947 an die Schriftleitung der „St. Wendeler Wochenpost“ ganz deutlich. Es heißt da u. a.: „... Und trotzdem trieb mich just zur gleichen Zeit Not gefährlichster Art in die Strudel hinein, weil ich mir zu schade war, statt dessen ins Konzentrationslager zu gehen ...“, oder am Schluß desselben Briefes: „... dann was wir seit 1933 äußerlich taten, hatte mit dem Herzen nichts zu tun ...“¹⁹

Erstaunlich ist, daß Richard Wenz sein ganzes Leben lang die Bindung an seine Geburtsstadt St. Wendel bewahrt hat, obwohl ihn keine persönlichen Erinnerungen dazu bewogen haben können, war er doch beim Wegzug seiner Eltern aus St. Wendel 1879 noch keine drei Jahre alt. Auch hier ist der Einfluß der Mutter prägend gewesen, die auch an den neuen Wohnsitzen die Erinnerung an St. Wendel aufrecht erhielt und den Jungen mit den Sagen und Legenden des St. Wendeler Landes vertraut gemacht hat. Sichtbarer Ausdruck dafür war eine alte Fotografie der Wendelskapelle, auf der auch der Bruder Hahn zu sehen war, der als Klausner die Kapelle damals betreut hat. Sie hing immer in der Stube, wo der junge Richard Wenz sie also tagtäglich vor Augen hatte.

Von daher ist es auch verständlich, wenn Wenz sich mit der Geschichte des hl. Wendalinus auseinandersetzt, eigene sprachliche Gestaltungen versucht und auch die von Max Müller herausgegebene „Geschichte der Stadt St. Wendel“ studiert. Die Erzählung „Der Wendelinusstock“²⁰, in der es um eine wunderbare Heilung an er Wendelskapelle geht, oder der Aufsatz „Eine Wallfahrt zum

hl. Wendalinus“²¹ geben Zeugnis von dieser Verbundenheit. Zu einem Besuch in St. Wendel kam es aber erst 1936²², und zwar feierte der Autor seinen 60. Geburtstag damals mit einer Lesung aus seinen Werken im Hotel Riotte am Bahnhof. Seit dieser Zeit datiert dann auch ein freundschaftlicher Briefwechsel mit der Schriftleitung der „St. Wendeler Wochenpost“, der erst mit dem Tod von Wenz zu Ende ging.

Die Idee zu dieser Geburtstagsfeier ist Wenz gekommen durch eine Ausstellung des Kölner Malers und Graphikers Theo Blum²³. Im Zusammenhang mit der für den 13.1.1935 angesetzten Saarabstimmung zeigte der Maler im Herbst 1934 Aquarelle und Zeichnungen mit saarländischen Motiven, u. a. auch eine Darstellung des „Wendelsdomes“ zu St. Wendel. Das hat Wenz den Anstoß gegeben zu dieser Reise; ein Brief vom 11. Okt. 1934 an eben diesen Theo Blum bezeugt es²⁴.

Das Ergebnis dieses Aufenthaltes in St. Wendel sind zwei Artikel; der eine, undatiert und ohne Stellenangabe, mit der Überschrift „In der Stadt des hl. Wendelinus“²⁵ gibt die Eindrücke wider, die Wenz beim Gang durch die Stadt erhält, der zweite, „Nachtgespräch in St. Wendel“ betitelt,²⁶ schildert ein freundschaftliches Gespräch des Autors mit dem St. Wendeler Geschichtsschreiber Max Müller über St. Wendeler Ereignisse. Dabei erfährt Wenz, daß sein Elternhaus in der Neumarktstraße um die Zeit seiner Geburt von dem jüdischen Wollwarenhändler Mendel Schömann aus Bengel angekauft worden war. Die Unterhaltung bezieht sich weiterhin auf die jüdische Gemeinde in St. Wendel, auf die Marpinger Marienerscheinungen, auf das Schicksal der Herzogin Luise von Sachsen-Coburg-Gotha und auf die Wendalinuslegende. Der Eindruck, den Max Müller damals auf ihn gemacht hat, muß sehr stark gewesen sein, denn er nimmt ihn in der Gestalt eines archäologisch interessierten Geologen in einen seiner Romane auf bzw. läßt auf Anregung von Max Müller eine andere Romanfigur an der Wendelskapelle Rast einlegen.²⁷

Dieser Besuch von 1936 hat die Erinnerung an St. Wendel neu belebt und ständig wachgehalten, wie das kleine Gedicht bezeugt, das Wenz seiner Geburtsstadt gewidmet hat und das im Nachruf der „St. Wendeler Wochenpost“ vom 8. Mai 1953 abgedruckt ist.²⁸

*Wo dich Erde zeugte und gebar,
Schöpfer wort Erfüllung in dir kündend,
Baue da der Seele Hochaltar,
Sie für immer diesem Ort verbindend.
Burg und Bethausturm und Baum der Flur,
Strebend, klingend, blühend – also richte
Besseres Wesen deiner Menschnatur
Rein sich zu der Heimat traurem Lichte.
Doch wenn Abend dämmernd niedersinkt
Und sich auftut abermals die Erde,
Segne es, ob auch die Träne blinkt,
Daß dein Staub die heil'ge Krume werde,
Draus als Burg und Bethausturm und Baum
Blühe deiner Seele schönster Traum.*

(Richard Wenz, seiner Geburtsstadt St. Wendel gewidmet)

Anmerkungen

- 1 Geburtsregister der Stadt St. Wendel am 13. 12. 1876, Nr. 198
- 2 St. Wendeler Wochenpost Nr. 11 v. 8. 5. 1953, Nl. Beleg 3
- 3 Kölner Stadtanzeiger v. 11. 12. 1951, Nl. Beleg 9
- 4 Maschinenskript, undatiert, Nl. Beleg 1
- 5 Auszug aus den ersten Pressestimmen, Nl. Beleg 4
- 6 siehe Quellennachweis
- 7 a. a. O., S. 41 u. 394 f
- 8 Dichterische Quellen, Maschinenskript, Nl. Beleg 2
- 9 a. a. O., Nl. Beleg 2
- 10 Nl. Beleg 3
- 11 Auszüge aus den ersten Pressestimmen, Nl. Beleg 4
- 12 a. a. O. Klappentext
- 13 Nl. Beleg 2
- 14 a. a. O. Klappentext
- 15 Zeitungsausschnitt ohne nähere Angabe, Nl. Beleg 5
- 16 a. a. O., Beleg Nr. 6
- 17 a. a. O., S. 163 f u. S. 218
- 18 Maschinenskript, Nl. Beleg 7
- 19 Nl. Beleg 8
- 20 Heimatbuch des Kreises St. Wendel 1949
- 21 Maschinenskript, Nl. Beleg 11
- 22 Brief v. 5. 9. 1936, Nl. Beleg 11
- 23 Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler ... a. a. O.
- 24 Zeitungsausschnitt, Nl. Beleg 12
- 25 Zeitungsausschnitt, Nl. Beleg 13
- 26 Maschinenskript, Nl. Beleg 14
- 27 a. a. O., Beleg 14, letzte Seite
- 28 Zeitungsausschnitt, Nl. Beleg 3

Quellennachweis:

- R. Wenz: Das Irrlicht am Eifelmaar, Balduin Pick Verlag, Köln, o. J.
 R. Wenz: Kinder der Landstraße, Otto Uhlmann Verlag, Berlin, o. J.
 R. Wenz: Die Hellseherin, Friedrich Gotsch Verlag, Karlsruhe in Baden 1938
 Tausend Jahre Rheinische Dichtung, hrg. von R. Wenz, Max Koch Verlag, Leipzig 1925
 Wochenblatt der Landesbauernschaft Rheinland vom 31. Okt. 1936
 Heimatbuch des Kreises St. Wendel 1949
 Manuskripte, Zusammenstellungen, Entwürfe, Zeitungsausschnitte, Briefe aus dem Nachlaß – St. Wendel Stadt- und Kreisbücherei (in den Fußnoten Nl. abgekürzt mit jeweiliger Belegnr.)
 Geburtsregister der Stadt St. Wendel 1876 Blatt Nr. 198 (Fotokopie)
 Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler des 20. Jahrhunderts, Hrg. Hans Vollmer Band 1, Deutscher Taschenbuchverlag 1992

„Ich hab' St. Wendel gern!“

Ein Gespräch mit Adolf Bender zum 90. Geburtstag

Im Vorwort zu dem Buch „Adolf Bender – Ein Malerleben“ heißt es „Die Wahrheit ist für mich keine Bagatelangelegenheit, sondern ein Lebensstil.“ Diese Aussage des am 4. Februar 1903 in Mainz geborenen Künstlers war für Peter Klein, Günter Stoll und Gerhard Weber Anlaß, ein viertiefendes Gespräch mit dem Maler zu führen.

Welche Erinnerungen an Ihre Kindheit haben Sie?

Ich habe meine Freizeit am Rhein verbracht. Es gab damals in jedem Stadtrevier eine Badeanstalt. Eintritt pro Besucher 3 Pfennig, einschließlich Schwimmunterricht.

Wie vollzog sich Ihre Schulausbildung?

Ich besuchte die Volksschule. Wir wurden auch damals schon schulärztlich betreut. Ich wurde einmal zu einer Kur in den Odenwald geschickt. Die Lehrer waren großartige Leute, der Stock wurde wenig benutzt; es gab damals keine Kriminalität in der Schule. Die Schule war die Ursache meiner Malerei. Wir machten auch schöne Ausflüge mit der Schule. In der Freizeit fuhren wir mit Ruderbooten und Holzflößen auf dem Rhein, denn an dem Zusammenfluß von Rhein und Main wurden die Holzflöße für Holland zusammengestellt. An dieser Stelle wurde auch Kies ausgebagert. Hier wohnten die „Sand-Barone“.

Wie orientierten Sie sich danach beruflich?

Ich wollte Musiker werden. Weil meine Eltern ein Restaurant hatten, hatten wir ein Klavier. Ich war im Künstler-Club und wirkte mit im Theaterverein. Ich spielte damals „den Pagen von Hochburgund“ und trug die Schleppe der Königin – der Germania“. Beruflich war ich interessiert an Koch oder Konditor.

Bekanntlich emigrierten Sie nach Frankreich. Was veranlaßte Sie zu diesem Schritt?

Ich war Sozi. Da hatte ich dem Hitler den Schnurrbart auf Wahlplakaten nach oben gemalt. Daraufhin wurde mein kleines Atelier

in Frankfurt verwüstet. Um einer Verfolgung zu entgehen, begann meine Flucht – Emigration – nach Frankreich. Als ich aus der Emigration zurück kam, wurde ich in derselben Nacht in Mainz – aufgrund eines Haftbefehls der Frankfurter Gestapo – verhaftet. Ich wurde in Schutzhaft genommen und kam in das KZ Börgermoor in Einzelhaft. Dort entstand das Moorlied; damals entstanden auch unter anderem meine Skizzen zu den „Moorsoldaten“ oder „Jauche-Kolonnen-Esterwegen 1934“. Später entstand daraus der „Moor-Soldaten-Zyklus“, eine Mappe, die in einer starken Auflage großen Zuspruch fand. Die Entlassung nach eineinhalb Jahren ging von der Heimatbehörde aus.

Können Sie sich an den 30. Januar 1933 erinnern, wo waren Sie da?

Nein.

Wann machten Sie Bekanntschaft mit St. Wendel?

Anfang Februar 1941 in der Infanteriekaserne. – Ja, dort war ich bei der 4. Kompanie beim Ersatzbataillon.

Sie wurden Stubenältester!

Ja.

Wie kam das?

Ich war ja schon bei der Reichswehr in Fulda, bei der Artillerie.

In Ihrem Buch befindet sich ein Bild mit der Unterschrift „Zur Ausbildung beim Rechnungsführer“

Ja, so ist es. Ich kam von St. Wendel aus als Soldat über Mainz nach Polen und habe dann den Rußland-Feldzug 1941/42 mitgemacht. Dann sollte ich, da ich tropentauglich war, zum Afrika-Korps. Wir fuhren mit dem Zug durch Jugoslawien. Dort gab es in jener Zeit Partisanen, die auch manchmal die Soldaten-Züge überfallen haben. Unser „Spieß“ (= Hauptfeldwebel, d. R.) sagte damals: Schlagt mit dem Knüppel drauf, die sind keine Patronen wert. Nach vierzehn Tagen kamen wir nach Athen. Es gab zum er-

sten Mal warmes Essen. Aber dort befanden sich sehr viele hungerrige Kinder. Kein Soldat aß sein warmes Essen, wir gaben es den Kindern. Abends sagte unser Kommandeur: Ihr habt heute eine Schlacht gewonnen, ohne daß ein Schuß gefallen ist. Wir bekamen Khaki-Uniformen, waren am Thermopylen-Paß, wo es ebenfalls Partisanen gab. Dann wurden wir mit der „JU 52“ über Kreta nach Nordafrika zum Kriegsschauplatz gebracht. Kurz vor der Eisenbahnlinie nach Alexandria bekam ich Fieber und kam zurück.

Wie hat der Künstler Adolf Bender die Soldatenzeit verkraftet?

Wir waren zweite Garnitur der Einheit, also nicht vorne, wir mußten die Rückzugslinien sichern und Gänge machen innerhalb der Truppe, z. B. Gefangene zurückbringen.

Wie sehen Sie als 90jähriger die politische Situation in Deutschland?

Wir haben heute einen großen Nachholbedarf in punkto Jugend-erziehung. Mit den alten guten Eigenschaften der Deutschen, die den Deutschen angeboren sind: Wahrhaftigkeit und Sparsamkeit, Fleiß und gegenseitige Hilfe, bekommen wir mit der Jugend große Schwierigkeiten. Sehen Sie: 1926 gab es in Frankfurt die Arbeiter-Olympiade, da stand die Toleranz im Mittelpunkt.

Welchen Ratschlag könnten Sie der „Jugend von heute“ geben?

Der Ratschlag muß in Verbindung stehen zwischen Elternhaus und Schule.

Welche Hoffnungen und Wünsche bewegen einen lebenserfahrenen 90jährigen Menschen an der Schwelle der Jahrtausendwende?

Bekennenmut, Hilfsbereitschaft für den Schwachen, Verständnis für den Andersdenkenden!

Welche Personen, denen Sie begegnet sind, haben Sie besonders beeindruckt?

Helmut Schmidt, ich konnte mich stundenlang mit ihm unterhalten, auch über Kunst, auch Oskar Lafontaine. Mein größtes Erlebnis war die Begegnung mit Carl von Ossietzky.

Wann gab es für Sie lebensbedrohliche Situationen?

Ja, die hatte ich, es waren Situationen, von denen ich nichts wußte, z. B. als ich nach meiner Krankheit aus Afrika zurück kam und „g.



v. h.“ (garnisonsverwendungsfähig) geschrieben wurde, kam ich nach Luxemburg zum Wachbataillon. Eines Tages ließ mich der Spieß zu sich rufen. Er hatte meinen Wehrpaß in seiner Hand und sagte: „Hock dich hin“. Er las mir aus dem Wehrpaß vor „Abstellen in die Strafkompagnie“. Ich war erschrocken. Ich kam nicht in diese Strafkompagnie. Das war ein Stück Menschlichkeit im Krieg. Dieses Erlebnis ist für mich entscheidend gewesen und war deshalb so beeindruckend für mich, weil ich ja im Laufe meiner Dienstzeit bei verschiedenen Truppen-Einheiten war, ohne daß die

von der Gestapo empfohlene Versetzung in eine Strafkompagnie vollzogen wurde. Daraus konnte ich erkennen, daß die Gestapo bei der Wehrmacht keinen entscheidenden Einfluß hatte.

Wie würden Sie Ihr Verhältnis zur Stadt St. Wendel beschreiben?
Ich hab' St. Wendel gern! Jockel Fuchs wollte mich ja nach Mainz holen, aber ich blieb in St. Wendel.

St. Wendalin

Von Johannes Kühn

Legendenbaum, der über dich wuchs voll von
goldenen Zweigen, den Kindern ins Haar zu regnen.
An ihm sitzt das Volk noch immer.
Andacht haben selbst die Zweifelderherzen.

Über die kranken Kälbchen
haben die Bauern deinen Namen gesprochen,
über die Füllen. Auch für die Furchen
wurde dein segnender Fuß abgewünscht.

Manchmal komm ich zur Stadt deines Namens und deines Grabes.
Und es ist die Kirche aufgerichtet
wie deine Gestalt,
umlagert die Häuser wie Lämmerherde.

Abends, schön angetan mit rotem Sonnenschein,
an den Landstraßen Bäume
scheinen noch Pilger zu sein.

Beide Gedichte sind mit freundlicher Genehmigung des Verlages entnommen aus:
„Meine Wanderkreise“, Saarbrücken: Verlag „Die Mitte“ 1990, herausgegeben
von Irmgard und Benno Rech.

Wenn Sie an die Zukunft dieser Stadt denken, haben Sie dann Bedenken?

„Daß der Charakter dieser schönen Kleinstadt durch höher stehende Häuser beeinträchtigt wird. Ich habe mich für das neue Wohnhausprojekt der Evangelischen Kirchengemeinde als Interessent angemeldet; ich habe aber bis heute noch keine Antwort.“

Der Marktschreier

Von Johannes Kühn

Er schreit, als wollte er die Raben
der ganzen Welt
im Wettkampf schlagen,
die Bude zittert,
denn schwarz Gedräng
von Frauen stößt an ihre Bretter.

Er hebt die Strümpfe,
die so billig sind,
und rote Sonne fällt
und füllt,
als sei es leuchtend Frauenbein.

Ich, umweibt
und ohne Geld, ich gehe.
Ich höre:
Die Münzen klingen auf den Tisch.
Wohl gierig streicht er ein.

Er schreit, als wollte der die Raben
der ganzen Welt
im Wettkampf schlagen.

Erfolg durch Innovation

Die Firma „Wagner Tiefkühlprodukte GmbH“ in Baunshausen

Von Hans-Josef Scholl

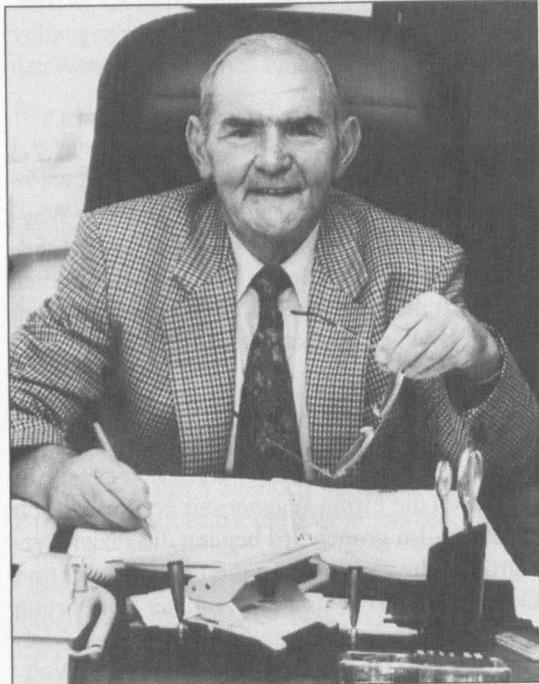
Wer kennt sie nicht, die „Original Wagner-Pizza“ aus dem Steinbackofen? Für Liebhaber italienischer Gaumenfreuden ist sie längst zum Begriff geworden. Die „Pizza Speciale“ aus dem Hause Wagner ist sogar die beliebteste Tiefkühlpizza Deutschlands. Produziert werden die berühmten Pizzen, mit denen man sich zumindest einen Hauch von Italien nach Hause holen kann, in den Nonnweiler Ortsteilen Braunshausen und Otzenhausen. Das mittelständische Unternehmen *Wagner Tiefkühlprodukte GmbH* ist mit seinem Pizzasortiment bereits Marktführer im Absatzgebiet Saarland, Rheinland-Pfalz und Hessen. Bundesweit ist man die Nummer zwei hinter dem Branchenriesen Oetker.

Der Mann hinter dieser Erfolgsstory ist Firmengründer und Seniorchef Ernst Wagner. Als der gelernte Bäckermeister im Jahre 1952 die Gaststätte und Bäckerei seiner Eltern übernahm, konnte noch niemand den riesigen unternehmerischen Erfolg späterer Jahre erahnen. Dabei hat die heutige Produktion von Tiefkühlgerichten direkt mit den Erfahrungen zu tun, die Ernst Wagner in seinem Restaurant „Peterberger Hof“ sammeln konnte. Die Gaststätte – 1960 durch einen Brand völlig zerstört, aber innerhalb eines Jahres wieder aufgebaut – wurde zu einem beliebten Ziel für Ausflugs-gäste. Ganze Busladungen voll Ausflügler sorgten für ein Stoßgeschäft, das für die Küche schwer zu bewältigen war. Die Lösung des Problems sah Wagner damals schon in der Arbeit mit vorgefertigten Menübestandteilen. Berühmt war der „Peterberger Hof“ für seinen Hochwälder Schwenkbraten, der über einem Holzkohlefeuer gegrillt wurde. Diese Spezialität wurde schließlich auch zum ersten Tiefkühlprodukt, das Ernst Wagner über Handel und Gastronomie verkaufte. Schon bald vertauschte er immer öfter seine Koch-Kleidung mit dem guten Anzug, um in der näheren Umgebung zu seinem eigenen Handelsvertreter zu werden. Die Produktpalette erweiterte sich mit der Zeit um halbe Hähnchen und verschiedene Schnitzelprodukte. Die notwendigen

Fertigungsverfahren wie auch die Gerätschaften entwickelte Wagner selbst. Als beste Werbung erwies sich die Mund-zu-Mund-Propaganda der durch Verkostungsaktionen überzeugten Kunden. Als folgerichtigen Schritt dieser stetigen Entwicklung gründete Ernst Wagner im Jahre 1969 schließlich die Firma *Wagner Tiefkühlprodukte GmbH*.

Anfang der siebziger Jahre brachten die vielen Italienurlauber die Vorliebe für das Urlaubsgericht „Pizza“ mit zurück in die Heimat. In dieser Zeit startete auch die Firma Wagner mit der Produktion der ersten Tiefkühlpizzen. Im großen Stil begann die Pizza-Herstellung 1979, als größere Investitionen in die Pizza-Produktion getätigt wurden. Der große Wurf gelang 1985 mit der Einführung der „Original Wagner Steinbackofenpizza“. Mit diesem speziellen Herstellungsverfahren, das die Wagner-Pizzen von allen Wettbewerber-Produkten unterscheidet, gelang es dem Nonnweiler Unternehmen, Geschmack wie aus der „Pizzeria um die Ecke“ auf den häuslichen Tisch zu zaubern. Im Gegensatz zu den Konkurrenzprodukten, bei denen der Boden im Standardofen vorgebacken und dann erst belegt wird, entsteht Wagner's Steinofenpizza wie in einer Pizzeria: Der ausgeformte Teig wird mit Tomatensoße, Käse und allen Ingredienzen belegt und dann im Durchlauf-Steinbackofen bei 400° C gebacken. Anschließend erfolgt die natürliche Konservierung durch Schockfrost der Pizza auf – 20° C. Das Ergebnis ist eine Pizza mit knusperdünnem Boden und unverwechselbarem Geschmack „wie vom Italiener“.

Das Herzstück dieser Herstellungsweise ist der Steinbackofen, der es ermöglicht, Pizza ohne Qualitätsabstriche in industrieller Großfertigung herzustellen. Die Technologie wurde von Ernst Wagner gemeinsam mit einem Konstrukteur ausgetüftelt. Nach mehreren Anläufen bewies der überdimensionale Ofen schließlich seine Praxistauglichkeit. Nicht erst seit diesem Erfolg gilt in der



Der Firmengründer Ernst Wagner

Firma das Credo, die Technik immer dem Produkt anzupassen und nicht umgekehrt.

Auf dem riesigen Erfolg der Steinbackofen-Pizzen ruht man sich bei Wagner nicht aus. Erst 1993 ist mit der Einführung der „Pizza Amerikanische Art“ in den Geschmacksrichtungen „Western“ und „Supreme“ eine weitere Innovation auf dem deutschen Markt gelungen. Vor allem an die jüngeren Freunde amerikanischer Lebensart richtet sich das ebenfalls neue Produkt „Pizza-Burger“, in dem Wagner exklusiv in Deutschland die erfolgreichsten Fast-Food-Produkte (Pizza und Hamburger) miteinander kombiniert. Neben einer Mikrowellenpizza fertigt man bei Wagner auch Pizzaschnitten, belegte Baguettes und Quiches, Tiefkühlteigwaren und gefüllte Kartoffelklöße. Zählt man die Spezialfertigungen für Großkunden hinzu, finden sich zwischen 50 und 60 verschiedene Pizzen im Sortiment.

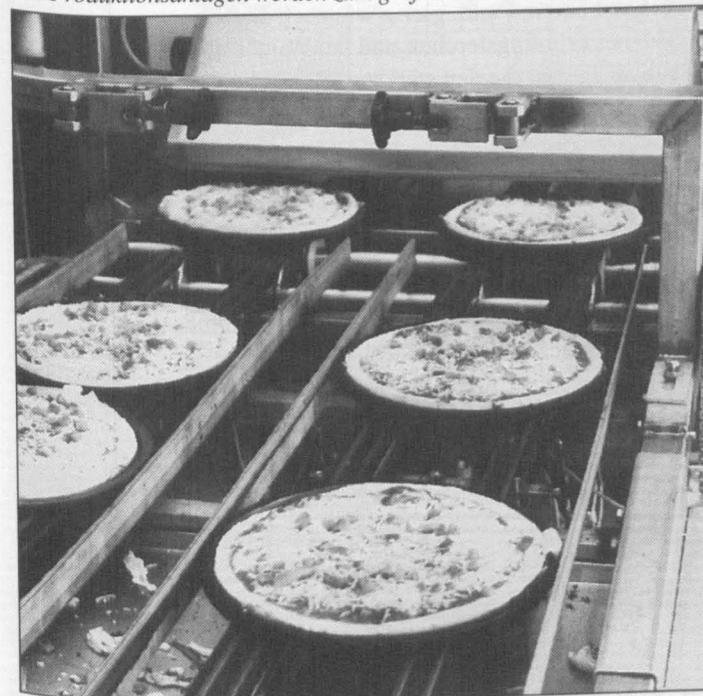
Durch das ausgewogene Gesamtsortiment und die geschickten Innovationen hat das Unternehmen Wagner Tiefkühlprodukte GmbH vor allem in den letzten Jahren überproportionale Wachstumsraten erzielt. Heute ist die Firma die Nummer zwei im deutschen Lebensmitteleinzelhandel und Marktführer in Süddeutschland. Aus den vier Angestellten des Gründungsjahres 1969 sind mittlerweile über 450 engagierte Mitarbeiter geworden, die täglich circa 250 000 Produkte fertigen. Längst reicht auch das Stammgelände in Braunschweig als Produktionsstätte nicht mehr aus. Bereits 1982 baute man im benachbarten Otzenhausen ein Trocken- und ein Tiefkühlager. Heute ist das Werk Otzenhausen Produktionsstätte und Versandlager, dessen Kapazität zur Zeit erheblich vergrößert wird.

Für die Zukunft steht die Steigerung der Exportaktivitäten ganz vorne auf der Prioritätenliste der Unternehmensführung. War man bisher schon erfolgreich in den Benelux-Ländern, Frankreich, Österreich und der Schweiz, sollen nun auch England, Spanien und Portugal in den Genuß von Wagner-Pizza kommen. Durch einen eigenen Außendienst und Vertriebskooperationen soll der Exportanteil erheblich gesteigert werden. Daneben wird natürlich die Pflege des deutschen Marktes nicht vernachlässigt und dem Ausbau der bestehenden Absatzkanäle im Bereich Lebensmittel-

einzelhandel, Großverbraucher, Gastronomie, Tiefkühlheimdienste und Industriekunden besonderes Augenmerk gewidmet.

Ähnlich umsichtig wie beim Aufbau seines Unternehmens agierte Firmengründer Ernst Wagner auch bei der Regelung der Geschäftsführung: Obwohl der Seniorchef (Jahrgang 1928) noch nicht ans Aufhören denkt, ist die Verantwortung im Unternehmen bereits auf mehrere kompetente Schultern verteilt. Nach entsprechenden Ausbildungen sind Sohn, Tochter und Schwiegersohn heute Mitglieder der Geschäftsführung: Sohn Günter Wagner ist verantwortlich für die Produktion, Tochter Anette Hares für die Verwaltung und Schwiegersohn Gottfried Hares für Marketing und Vertrieb. Im Familienunternehmen Wagner hat man also die Weichen gestellt: Auch in Zukunft wird der Firmenslogan „Einmal Wagner – immer Wagner“ zum festen Vokabular der Freunde italienischer Gaumengenüsse gehören.

Die Produktionsanlagen werden zum großen Teil selbst konstruiert.

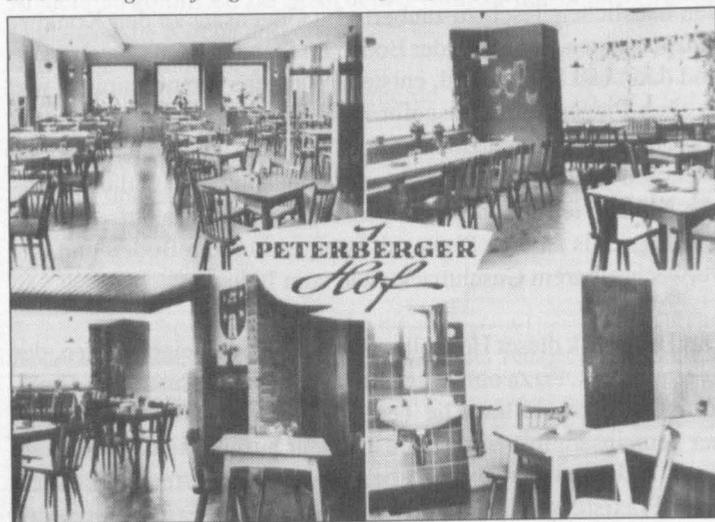


Im Industriegebiet Otzenhausen entstand ein völlig neuer Produktionsstandort.

Der Familienstammsitz in Braunschweig



Im Peterberger Hof begann eine einzigartige Erfolgsgeschichte.



Bergmann

Von Johannes Kühn

Im Leib
des Bergs zertrümmre ich,
wie Made gräbt
im im Fleisch des Apfels.
Ihr, die ihr auf Sesseln die Hände
taglang
liegen habt, als welke Blätter,
wie über Made
Verachtung fällt,
so über mich von vielen.
Ich bin
kein Gärtner, dem mit Blumen
im Wind das Gesicht
ein Feuer wird. Weiß und gelb
prägt die Schicht, daß es sei
wie des Todes,
dem ich oft nah bin.

Kohlen

Von Johannes Kühn

Ein Bergmann war verrückt geworden.
Ein dunkler Wahnsinn trieb ihn an zum Graben,
er grub nach Kohlen, jenen schwarzen Edelgaben,
die schenken, schenken und am Ende morden.

Er grub mit einem Pickl, gierig wie nach Torten.
Er grub bei Frühlingslerchen und bei Winterraben,
er grub an Tagen, die den stärksten Regen haben,
er grub an allen Ecken hin und Orten.

Und weil er keine fand, so ging er los,
auf Menschen los, als müsse er dort suchen,
als würden Kohlen in den Leibern groß.

Doch einmal hörte man ihn kräftig fluchen,
er suchte in sich selbst, stieß sich die Rippen bloß
und lag verendend unter Waldesbuchen.

Beide Gedichte sind, mit freundlicher Genehmigung des Verlages, entnommen aus:
„Gelehnt an Luft, Carl Hanser Verlag München 1992, herausgegeben von Irmgard
und Benno Rech.

Aus vergangener Zeit



Wendelskapelle,
erbaut 1755,
mit Brunnenhof und
Eremitenhaus (Westansicht)

Federzeichnung von Karl Heindl

Neuere Fossilfunde aus dem Einzugsbereich der oberen Oster und die erdgeschichtlichen Gegebenheiten dieses Raumes

Von Karlheinz Schultheiß

1. Vorbemerkungen

Bekanntlich gehört der Mensch zu jenen Geschöpfen, die, wie es deren naturgegebenen Fortbewegungsweise entspricht, das Fundament ihres Lebensraumes, also die Erdkruste mit Füßen treten. Wenn wir uns dieser Tatsache überhaupt bewußt werden können, hängt dies damit zusammen, daß die Natur das Menschengeschlecht im Laufe seiner stammesgeschichtlichen Entwicklung nach und nach mit der Fähigkeit ausgestattet hat, den Gegebenheiten auf der Erde und im umgebenden Weltraum mit dem gebührenden Realitätssinn begegnen zu können. Auf die Erdkruste bezogen, bedeutet das, daß dieses von seinen geistig-manuellen Fähigkeiten her in einzigartiger Weise privilegierte Geschöpf Mensch dazu befähigt ist, die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Erdkruste samt den ihr aufgeprägten Oberflächenformen in ihren Grundzügen zu rekonstruieren. Daher ergeht hiermit an alle diejenigen, die geneigt sind, dem Fundament unseres Lebensraumes also der Erdkruste, die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken, die Einladung, sich diesem kleinen Ausflug in die erdgeschichtliche Vergangenheit des Heimatgebietes anzuschließen.

2. Zur erdgeschichtlichen Vergangenheit des Heimatgebietes

2.1 Neuere Fossilfunde

2.1.1 Fundumstände und Fundgut

Wie aus der Themenstellung zu folgern ist, gehört es zu den bevorzugten Freizeitbeschäftigungen des Verfassers, der übrigens in einem zum oberen Ostertale zu rechnenden Ort geboren und aufgewachsen ist, sich nicht nur in der freien Natur herumzutreiben, sondern sich auch den vielfältigen historischen Gegebenheiten der Heimatlandschaft (Erdkruste, Oberflächenrelief, Kulturlandschaft und Menschheitsgeschichte) zu widmen, um deren Geheimnisse und Rätsel dem Dunkel der Vergangenheitsgeschichte zu ent-

reißen. Letzteres ist nämlich der Grund dafür, weswegen die genannte Person die Angewohnheit besitzt, Bodenaufschlüsse aufzusuchen, um sich von diesen über vergangene Zeiträume und Zeitepochen informieren zu lassen. So stieß sie unlängst anlässlich derartiger Geländekontakte in der Gemarkung Grügelborn auf verwitterte, fossilführende „Schwarzschiefer“, die der Pflug aus dem Gesteinsuntergrund herausgerissen hatte und die in nahezu papierdünne Schichtlagen zerfielen. Beim „Durchblättern“ dieses Papierschiefer-Materials bemerkte sie auf einer Schichtfläche ein kaum auffälliges Gebilde (vgl. Abb.: 1), das, wie ein genaueres Hinsehen eindeutig zu erkennen gab, den Abdruck eines Insektenflügels verkörperte.

Wenige Monate später, als der Verfasser zufällig an einer Straßböschung zwischen Hoof und Oberkirchen papierschieferartiges Gesteinsmaterial liegen sah und durchmusterte, entdeckte er darin, neben einem Fragment eines farnwedelartigen Blattes (vgl. Abb.: 2), auch Überreste (vgl. Abb.: 3) zweier salamanderartiger Tiere. Nachdem bislang aus dem Einzugsbereich der oberen Oster lediglich Abbildungen fossiler Insektenreste (HANDLIRSCH 1908; SCHULTHEISS 1974: Titelbild), Wurzelabdrücke (SCHULTHEISS 1974), Grabgänge wirbelloser Tiere (SCHULTHEISS 1974), Muschelkrebse (SCHULTHEISS 1979) und Muscheln (ZIMMER 1990) publiziert worden sind, konnte nunmehr diese Liste mit Abbildungen versteinerner Organismenreste aus dem genannten Gebiete um einen Farnsamer sowie um Vertreter der sog. Branchiosaurier erweitert werden.

2.1.2 Bemerkungen über den ehemaligen Lebensraum der geborenen Zeugen einstigen Lebens und über den Informationsinhalt der Gesteine

Bei den vorgestellten fossilen Resten von Organismen handelt es sich um Vertreter festländischer Lebensgemeinschaften. Da das

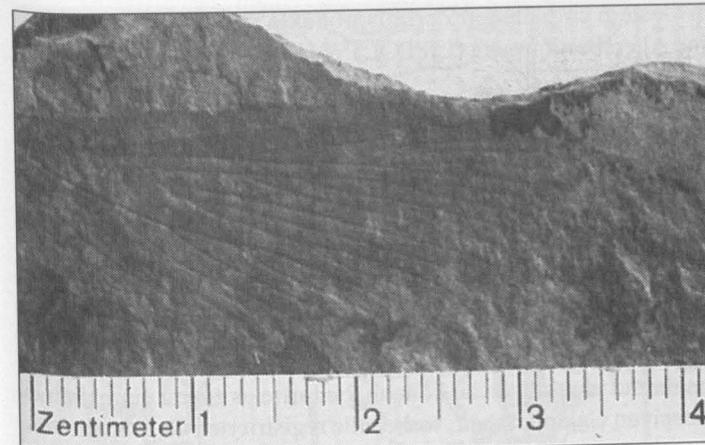


Abb.: 1 Hinterflügel einer Schabenart (*Anthracoblattina* sp.) Schabenreste gehören zu den häufigsten fossilen Insektenreste im Heimatgebiet. Dies hängt damit zusammen, daß damals, als das Sedimentmaterial, aus dem sich die im Heimatgebiet anstehenden Sedimentgesteine bildeten, abgelagert wurde, die Schaben ein recht arten- und individuenreiches Insektengeschlecht gewesen sind. Bestimmungsliteratur: SCHNEIDER 1978, 1982 a, 1982 b

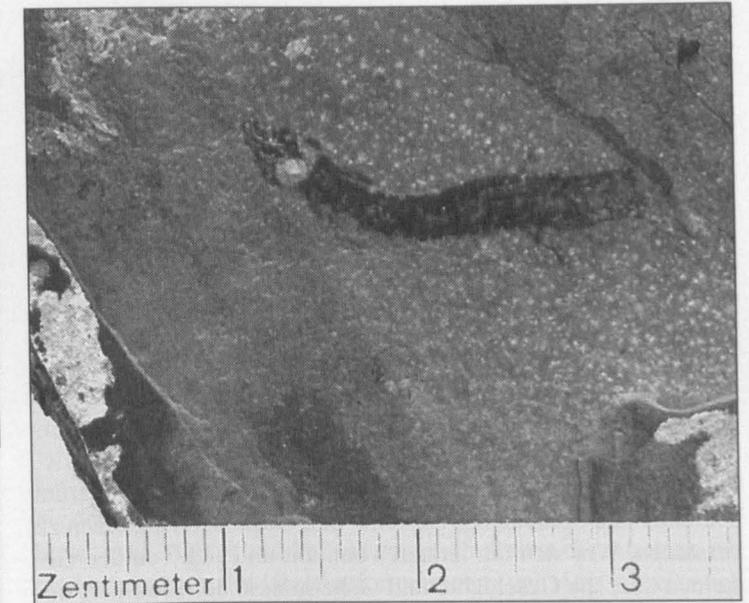


Abb.: 3 Überreste zweier Amphibienlarven. Zwischen dem bis in den mittleren Schwanzbereich überlieferten Körperfragment eines sog. Branchiosauriers und dem beigelegten Maßstab zeichnen sich die Schädelumrisse einer kleineren Amphibienlarve ab. Nach der Einbettung der Tetrapodenkörper in das Sedimentmaterial kam es im Bereich der Ohrkapseln beider Tierleichen zur Ausfällung und Anreicherung kalkhaltiger Substanzen. Die heute in verwittertem Zustand vorliegenden Konkretionen heben sich als gelbe Flecken deutlich von den graublau erscheinenden Schichtflächen des papierschieferartigen Tonsteines ab. Derartige Konkretionen sind auch auf fossilfreien Schichtflächenpartien zur Ausbildung gelangt. Literatur über Branchiosaurier: BOY 1972 und 1974

Abb.: 2 Wedelrest eines Farnsamers (*Odontopteris* sp., vermutlich *O. lingulata* SCHIMPER 1869). Als die in voraufgehender Abbildung vorgestellte Schabenart lebte, zählten die Farnsamer, aus denen in späterer erdgeschichtlicher Zeit die Blütenpflanzen entstanden sind, zu den am höchsten entwickelten Pflanzen. Bestimmungsliteratur: REMY & REMY 1977; KERP & FICHTER 1985

Material mit seinen Gefügemerkmalen, aus dem sich die entsprechenden Sedimentgesteine bildeten, Rückschlüsse auf den ehemaligen Ablagerungsort zuläßt, besteht die Möglichkeit (vgl. SCHULTHEISS 1978; 1981) herauszufinden, ob das von einem Fließgewässer herantransportierte Sedimentmaterial im Schwemmfächerbereich, in der Überflutungsebene, im Flußbett, im Deltagebiet oder in einem Stillwasserkörper zur Ablagerung gelangte. So kann sich beispielsweise das aus der Schwebefracht eines Fließgewässers stammende Tonmaterial, das heute als papierschieferartiges Gestein vorliegt, nur unter Stillwasserbedingungen abgesetzt haben.

Wenn man etwas über das Alter der Fossilien oder über das fossilführende Gestein bzw. über die Entstehung der Erdkruste in Erfahrung bringen möchte, dann ist man wiederum darauf angewiesen, die Erdkruste selbst zu befragen, d. h., man muß sich darum bemühen, die Sprache der Gesteine und Gesteinsformationen zu verstehen. Wer sich um letzteres bemüht und sich von den Gesteinen über die Geschichte und Geheimnisse der Erdkruste unterrichten läßt, hat übrigens ein einzigartiges Buch, das die Natur auf ihre Art und Weise geschrieben hat, aufgeschlagen.

Dieses Werk, an dem die Natur, nach menschlichem Zeitempfinden geurteilt, schon seit Ewigkeiten arbeitet und auch noch bis in ferne Ewigkeiten weiterarbeiten wird, gewährt einen faszinierenden Einblick in eine unendliche Geschichte, zu deren Inhalt nicht nur der Werdegang der Erdkruste, sondern auch das vorprogrammierte Schicksal unseres Heimatplaneten gehört.

2.2 Alter, Bau und Entstehungsgeschichte der Erdkruste und des Oberflächenreliefs im Heimatgebiet

2.2.1 Alter und Aufbau der Erdkruste

Mit dem Auffinden eines Fossiles stellt sich zwangsläufig auch die Frage nach der Altersstellung dieses Zeugen einstigen Lebens. Was in diesem Zusammenhang die Gesteine im Einzugsgebiet der oberen Oster angeht, so hat man für ein tuffhaltiges Sedimentgestein, das nördlich von Rathweiler (Landkreis Kusel) ansteht und das in Form eines mehr oder weniger geschlossenen Gesteinshorizontes auch das Quellgebiet der Oster durchzieht, mit Hilfe der

im Gestein enthaltenen Zerfallsprodukte radioaktiver Elemente eine Altersbestimmung (LIPPOLT & HESS 1983) vorgenommen.

Das auf diese Weise ermittelte radiometrische Alter ergab einen Zeitwert zwischen 295 und 300 Millionen Jahren. Als diese moderne Methode einer Altersbestimmung von Gesteinsproben noch nicht bekannt war, stützte man sich bei der Datierung von Gesteinsformationen auf deren Lagerungsverhältnisse und, sofern es sich um fossilführende Gesteinskomplexe handelte, auch auf den Entwicklungsstand der darin eingebetteten Organismenreste.

Für dieses älteste Verfahren, das Alter von Gesteinsformationen annähernd abschätzen zu können, bedurfte es zuerst einmal einer intensiven Geländearbeit, wobei alle registrierten Gegebenheiten, die mit den Lagerungsverhältnissen der aufgeschlossenen Gesteinskörper zusammenhängen, in Karten eingetragen wurden.

Aus einer derartigen, für das Einzugsgebiet der oberen Oster erstellten geologischen Karte (Abb.: 4) geht hervor, daß die Gesteinskörper dieses Raumes, die aus Ablagerungen hervorgegangen sind (Konglomerate, Sandsteine, Siltsteine, Tonsteine, Papierschiefer, tuffhaltige Sedimentgesteine, Kohlenflöze, Kalkbänke), nach Nordwesten hin einfallen und somit nach Nordosten und Südwesten hin an der Erdoberfläche ausstreichen.

Wie versteinerte Wurzelhorizonte, die da und dort (vgl. SCHULTHEISS 1970, 1981 a und b) in den verschiedenartigsten Sedimentgesteinen des Heimatgebietes auftreten und sich zur Schichtunterseite hin verzweigen, bekunden, liegen die Sedimentgesteine – von der bereits erwähnten Schrägstellung einmal abgesehen – in normaler Lagerung vor. Demnach nimmt das Alter der Schichtgesteine im Einzugsgebiet der oberen Oster nach Nordwesten hin ab. Über den jüngsten Sedimentgesteinen, die vulkanische Lockerprodukte (Tuffe) enthalten und für die eine radiometrische Altersbestimmung vorliegt, lagert eine ansehnliche Gesteinsserie aus einem vulkanischen Gestein, das an der Erdoberfläche zur Erstarrung gelangte (= effusives Magmatitgestein). Auch die Lava, aus der sich das im Bereich des Weiselberg-Massives zu Tage tretende Gestein gebildet hat, durfte die Erdoberfläche erreicht haben.

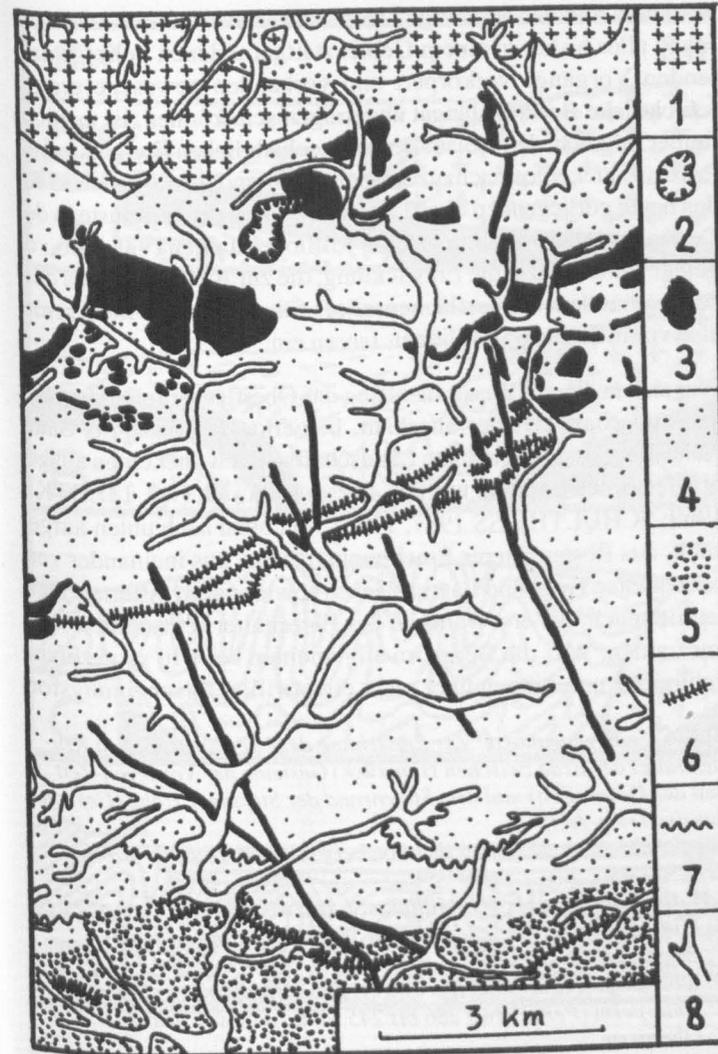


Abb.: 4: Das Einzugsgebiet der oberen Oster im geologischen Kartenbild (vgl. DREYER, FRANKE & STAPF 1983)
Alter der Gesteine: Oberkarbon und Unterperm
1 = An der Erdoberfläche erstarrte Lavagesteine (effusives Magmatite);
2. = Weiselbergit (effusives Magmatitgestein); 3 = In der Erdkruste erstarrte Lavagesteine (intrusive Magmatite). Die Magmatite, die als Füllungen von nordwest-südost-verlaufenden Erdspalten auftreten, ent-

standen in einem späteren erdgeschichtlichen Zeitalter.; 4 = Sedimentgesteine des Unterperms (Rotliegendes); 5 = Sedimentgesteine des Oberkarbons; 6 = Kohlenflöz; 7 = Kalkbänke; 8 = Talbildungen der Wasserläufe.

Die Schicht- bzw. Sedimentgesteine fallen nach Nordwesten hin ein und streichen in Südwest-Nordost-Richtung an der Erdoberfläche aus.

Alle übrigen Eruptivgesteine, die noch im Einzugsgebiet der oberen Oster vorkommen, gehören zu einem Gesteinstyp, dessen Gesteinsschmelze in der Erdkruste steckenblieb und sich, auf Grund der etwas langsamer ablaufenden Abkühlungsprozesse, in ein entsprechend grobkristallines Gestein umwandeln konnte (= intrusives Magmatitgestein).

2.2.2 Zum Ablauf der erdgeschichtlichen Ereignisse

Um die erdgeschichtlichen Vorgänge rekonstruieren zu können, die den Bau der Erdkruste und das ihr aufgeprägte Relief eines Gebietes (vgl. Abb. 4 und 5) bestimmen, muß man die relativen Altersbeziehungen der Gesteinsformationen (vgl. Abb. 6) wie auch der Bauelemente des Oberflächenreliefs in den umgebenden Landstrichen und Landschaften ermitteln.

Bezüglich der Rekonstruktion des Ablaufes der stattgefundenen erdgeschichtlichen Ereignisse gilt es zu berücksichtigen (vgl. SCHULTHEISS 1992), daß sich die Erdkruste da und dort immer wieder aufs neue hebt und senkt, daß in den Hebungsbereichen Abtragung herrscht und daß die Senkungszonen als Auffangtröge für das in den Hochgebieten abgetragene Gesteins- bzw. Sedimentmaterial dienen. Darüber hinaus muß man wissen, daß der für die Abtragung verantwortliche „Zahn der Zeit“ (Wasser, Wind, Temperaturverhältnisse) klimatypische Abtragungsformen schafft, die natürlich auch von der Ausbildung und der Beschaffenheit der Erdkruste mehr oder weniger stark beeinflusst werden.

Überwiegt bei den Abtragungsprozessen die Tiefenerosion der Fließgewässer, dann bilden sich, wenn es die jeweilige Erosionsbasis erlaubt, tiefe Eintalungen aus. Stagniert die Tiefenerosion der Flußsysteme und herrschen dann Seitenerosion und flächenhafte Abtragung vor, dann entstehen reliefarme, mehr oder weniger ebene Landschaften.

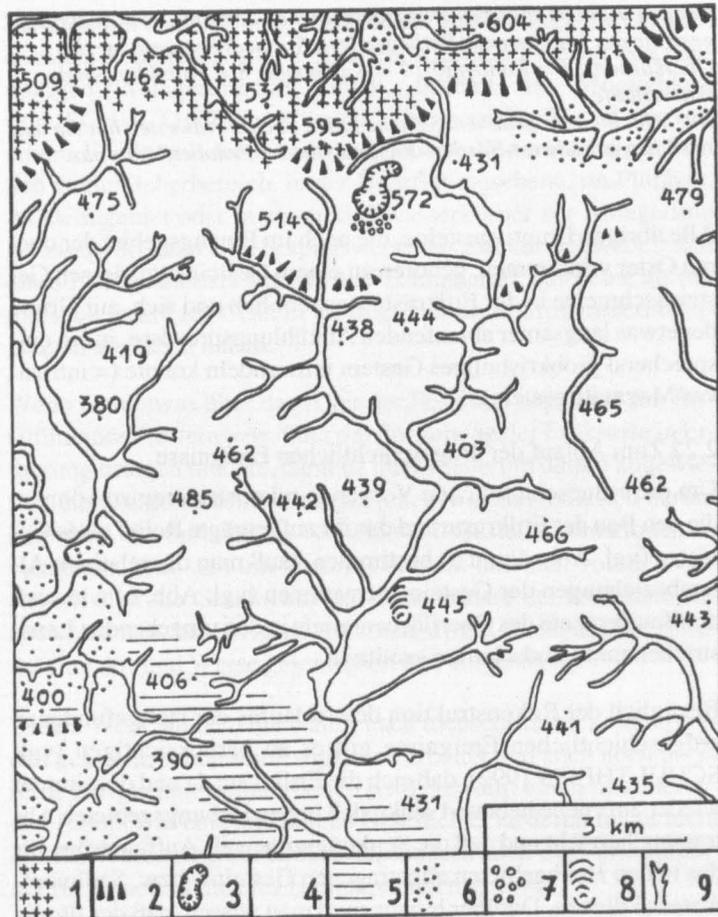


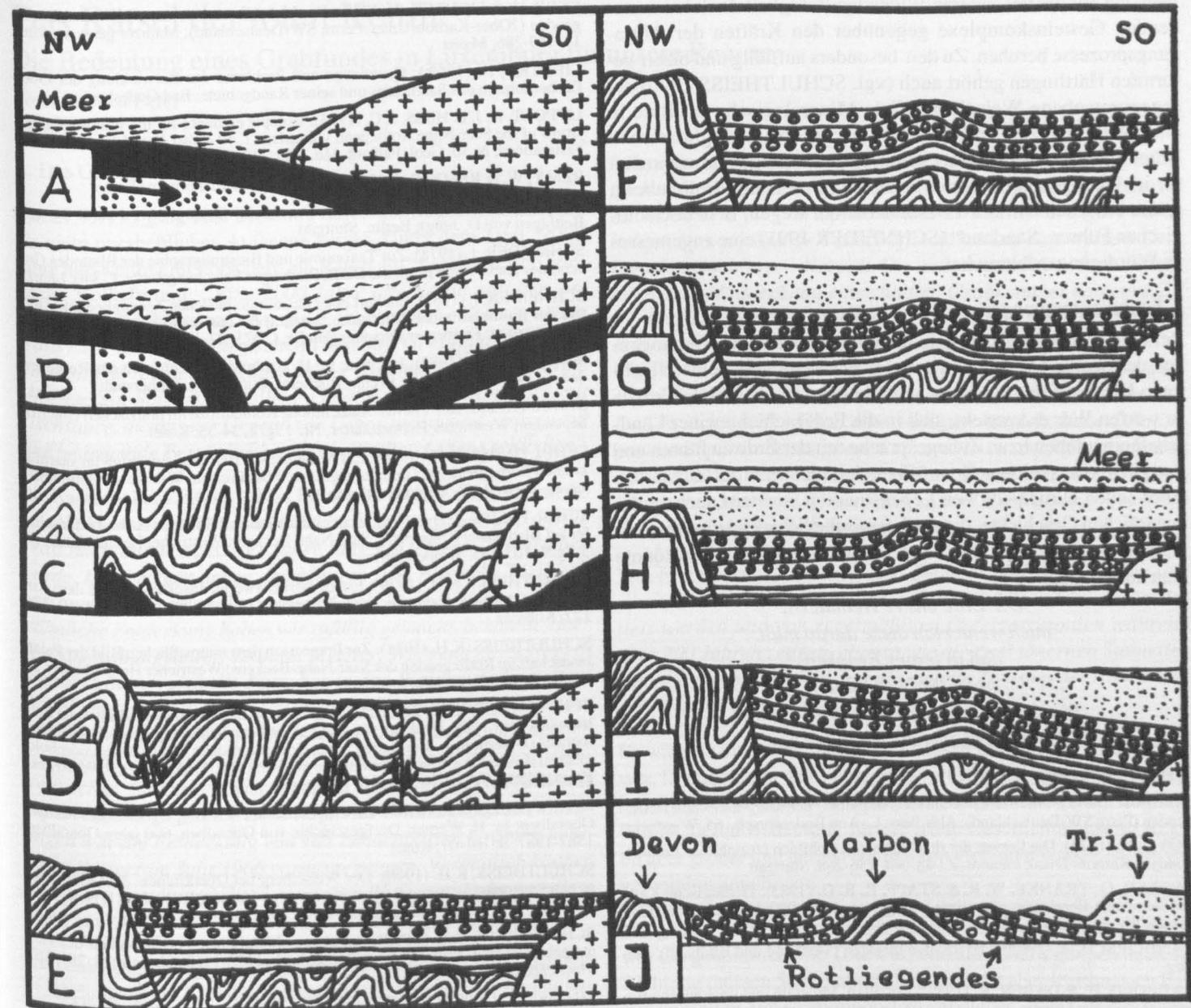
Abb. 5: Das Oberflächenrelief im Einzugsgebiet der oberen Oster 1 = Zertal, nach Nordwesten geneigte Strukturfläche im Bereich der unterpermischen effusiven Magmatite (Grenzlager); 2 = Besonders markante Geländeabstufungen, die mit den speziellen Lagerungsformen magmatischer Gesteine in Zusammenhang stehen (Pseudoschichtstufen); 3 = Weiselberg-Massiv (markanter Magmatit-Härtling); 4 = Überreste eines alttertiären Flächenkörpers im 450-Meter-Höhenlinienniveau; 5 = Überbleibsel einer tertiären Einebnungsfläche im 400-Meter-Höhenlinienniveau; 6 = Ausraumgebiet; 7 = Felsenmeer (eiszeitlich); 8 = Erdrutsch (mittelalterlich); 9 = Gewässernetz

Nachdem nun das derzeitige Oberflächenrelief nur den aktuellen Stand aller bisher in einem Gebiet stattgefundenen reliefgestaltenden Vorgänge verkörpert und vorhanden gewesene erdgeschichtliche Befunde längst abgetragen sein können, ist es nicht immer möglich, den Ablauf der erdgeschichtlichen Ereignisse und Prozesse lückenlos nachzuzeichnen. Während der Grundstein für den heute vorliegenden oberflächennahen Bau der Erdkruste in der Devonzeit, also vor mehr als 350 Millionen Jahren (vgl. Abb.: 6) gelegt wurde, setzte die Entwicklung, die zur Ausbildung des derzeit vorhandenen Oberflächenreliefs führte, in der Unterkreide, also vor mehr als 65 Millionen Jahren ein.

Wer sich in diesem Zusammenhang das Oberflächenrelief der Heimatlandschaft genauer anschaut, bemerkt, daß diese als Saar-Nahe-Bergland bezeichnete Landschaftseinheit über einen ausgeprägten Stockwerkbau verfügt. Dieser setzt sich (vgl. LIEDTKE 1969; SCHULTHEISS 1987, 1992), von oben nach unten aufgezählt, aus Resten älterer Einebnungsflächen, aus ineinander verschachtelter Trog- und Lateralflächen sowie aus terrassierten Tieftalbildungen, die erst während des Eiszeitalters entstanden sind, zusammen. Was die Berge im allgemeinen betrifft, so verfügen zahlreiche unter ihnen über recht eigenwillige Erscheinungsfor-

Abb. 6 (Seite gegenüber): Zur Entstehung des oberflächennahen Krustenbaues der Erde zwischen Hunsrück (Gesteine der Vordevon-Zeit und der Devon-Zeit) und dem Stufenrand der Sickinger Höhe (Gesteine aus der Trias-Zeit) Die Schnittebene führt über den Potzberg (Gesteine aus der Karbon-Zeit).

- A: Vordevon: mehr als 408 Millionen Jahre vor heute
 - B: Mitteldevon (Devon: etwa 408 bis 360 Mill. Jahre vor heute)
 - C: Oberdevon
 - D: Oberkarbon (Karbon: etwa 360 bis 286 Mill. Jahre vor heute)
 - E: Unterperm (Perm: etwa 286 bis 245 Mill. Jahre vor heute)
 - F: Oberperm
 - G: Untere Trias (Trias: etwa 245 bis 208 Mill. Jahre vor heute)
 - H: Mittlere Trias (Jura: etwa 208 bis 144 Mill. Jahre vor heute)
 - I: Kreide-Zeit: etwa 144 bis 65 Mill. Jahre vor heute
 - J: Gegenwart (Tertiär: etwa 65 bis 1,8 Mill. Jahre vor heute; Eiszeitalter: etwa 1,8 Mill. bis 10000 Jahre vor heute)
- Die Zahlenwerte über Beginn und Ende der Erdzeitalter wurden dem von HAUBOLD & DABER (1989) herausgegebenen Lexikon über „Fossilien, Minerale und geologische Begriffe“ entnommen.



men, die auf der besonderen Widerstandsfähigkeit der lokal anstehenden Gesteinskomplexe gegenüber den Kräften der Abtragungsprozesse beruhen. Zu den besonders auffällig und bizarr geformten Härtlingen gehört auch (vgl. SCHULTHEISS 1990) der sagenumwobene Weiselberg. Viele Mineralogische Institute in aller Welt besitzen Proben seines pechschwarzen, glasreichen Eruptivgesteins. So kommt es auch nicht von ungefähr, wenn dieser im Quellgebiet der Oster gelegene, prominente Heimatberg, seiner erdgeschichtlichen Besonderheiten wegen, in dem Geologischen Führer „Saarland“ (SCHNEIDER 1991) eine angemessene Würdigung erfahren hat.

3. Schlußbemerkungen

Bei diesem kurzen Ausflug in die erdgeschichtliche Vergangenheit des oberen Ostertales war es leider nur möglich, einen flüchtigen Blick auf das einzigartige Dokumentationswerk Erdkruste zu werfen. Wer es versteht, sich in die Erdgeschichte einer Landschaft einzuleben bzw. Zwiegespräche mit der Erde zu führen und Ewigkeiten auszuloten, dem öffnet sich nicht nur der Zugang zu einer neuen Dimension von Lebensqualität, sondern auch zu der unendlichen Geschichte, die das kosmische Schicksal unseres Heimatplaneten Erde zum Inhalt hat. Etwas anders formuliert könnte man auch sagen:

*Die Erde uns're Heimat ist,
auch wenn man diese daran mißt,
daß in ferner Ewigkeit
endet ihre Lebenszeit.*

*Was letztlich bedeutet das Wort Heimat,
nur weiß, wer sie gefunden hat.*

Literaturverzeichnis

- BOY, J. A. (1972): Die Branchiosaurier (Amphibia) des saarpfälzischen Rotliegenden (Perm SW-Deutschland); Abh. hess. L.-Amt Bodenforsch., 65, Wiesbaden
- BOY, J. A. (1974): Die Larven der rhachitomen Amphibien (Amphibia: Temnospondyli; Karbon-Trias); Paläont. Z., 48, 3/4, 236-268, Stuttgart
- DREYER, G., FRANKE, W. R. & STAPF, K. R. G. (1983): Geologische Karte des Saar-Nahe-Berglandes und seiner Randgebiete 1:100.000; Vertrieb: Geol. Landesamt Rheinland-Pfalz, Mainz
- HANDLIRSCH, A. (1908): Die fossilen Insekten (Textband und Bildband), Leipzig
- HAUBOLD, H. & DABER, R. (1989): Fossilien, Minerale und geologische Begriffe (Lexikon); Leipzig

KERP, H. & FICHTER, J. (1985): Die Makroflora des saarpfälzischen Rotliegenden (?Ober-Karbon-Unter-Perm; SW-Deutschland); Mainzer geowiss. Mitt., 14, 159-286, Mainz

LIEDTKE, H. (1969): Grundzüge und Probleme der Entwicklung der Oberflächenformen des Saarlandes und seiner Randgebiete; Bad Godesberg

LIPPOLT, H. J. & HESS, J. C. (1983): Isotopic evidence for the stratigraphic position of the Saar-Nahe Rotliegend volcanism, I. 40 Ar/40 K and 40 Ar/39 Ar investigations; N. Jb. Geol. Paläont. Mh. (12), 713-730, Stuttgart

REMY, W. & REMY, R. (1977): Die Floren des Erdaltertums; Essen

SCHNEIDER, H. (1991): Saarland, Sammlung Geologischer Führer 84, (mit Beiträgen von D. Jung); Berlin, Stuttgart

SCHNEIDER, J. (1978): Zur Taxonomie und Biostratigraphie der Blattodea (Insecta) des Karbon und Perm der DDR; Freiburger Forschungshefte, C 340, Leipzig

SCHNEIDER, J. (1982): Entwurf einer biostratigraphischen Zonengliederung mittels der Spiloblattinidae (Blattodea, Insecta) für das kontinentale euraumerische Permokarbon; Freiburger Forschungshefte, C 375, 27-47, Leipzig

SCHNEIDER, J. (1982): Insekten; In: H. Haubold: Die Lebewelt des Rotliegenden, S. 141-155, Die Neue Brehm-Bücherei, Wittenberg, Lutherstadt

SCHULTHEISS, KH. (1970): Autochthone Kohlenflöze im pfälzischen Unterrotliegenden; Westricher Heimatblätter, Nr. 1 Jg. 1, 34-35, Kusel

SCHULTHEISS, K.H. (1974): Ein bemerkenswerter Großaufschluß im saarpfälzischen Rotliegenden („Grenzlagergruppe“) bei Freisen; Westricher Heimatblätter, Jg. 5, Nr. 2, 47-73, Weißenthurm

SCHULTHEISS, K.H. (1978): Über einen pflanzenführenden Arthropodenschiefer auf Blatt Kusel (Unterperm, Saar-Nahe-Becken); Westricher Heimatblätter, Nr. 3, Jg. 9, 103-135, Weißenthurm

SCHULTHEISS, K.H. (1979): Ein bemerkenswerter Insektenrest aus dem Rotliegenden des Saar-Nahe-Beckens; Westricher Heimatblätter, Nr. 3, Jg. 10, 126-127, Koblenz

SCHULTHEISS, K.H. (1981): Zur Frage nach dem mutmaßlichen Bild der Paläolandschaft im Rotliegenden des Saar-Nahe-Beckens; Westricher Heimatblätter, Jg. 12, Nr. 2, 47-62, Koblenz

SCHULTHEISS, K.H. (1981): Das mutmaßliche Bild der Paläolandschaft im Zentrum des Saar-Nahe-Beckens vor und zur Zeit der Schüttung des Feist-Konglomerates (Unterperm) – Ein Beitrag zur paläoökologischen und paläogeomorphologischen Ausdeutung fossiler Sedimente mit Hilfe von Wurzelresten –; Westricher Heimatblätter, Jg. 12, Nr. 2, 63-91, Koblenz

SCHULTHEISS, K.H. (1987): Zur erdgeschichtlichen Vergangenheit des Raumes Oberalben; In: H. Werner: Dorfgeschichte von Oberalben, 600 Jahre Oberalben, 1387-1987, S. 101-07, Kusel

SCHULTHEISS, K.H. (1990): Der Weiselberg bei Oberkirchen: die Geheimnisse eines sagenumwobenen Berges; Westricher Heimatblätter, Jg. 21, Nr. 1, 3-64, Koblenz

SCHULTHEISS, K.H. (1992): Zur erdgeschichtlichen Vergangenheit des Heimatgebietes; In: J. Lill: 300 Jahre Reuschbach, 1692-1992 (Chronik), S. 201-217, Mackenbach

ZIMMER, K. (1990): Chronik des mittleren Ostertales (Von der Steinzeit bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges, Neunkirchen)

Das Rätsel der toten Keltin

Die Bedeutung eines Grabfundes in Luxemburg für unsere Region

Von Manfred Peter

A. Das Geheimnis

Am 27.7.1993 ging eine Meldung durch die Regionalpresse, die für nicht unerhebliches Aufsehen sorgte. Unter dem Titel „2000 Jahre alte Keltin gibt Forschern ein Rätsel auf“ berichtete der Trierische Volksfreund: „Eine 2000 Jahre alte Keltin gibt den Archäologen ein Rätsel auf. Vor einer Woche ist ihr Grab in einem Wald nahe der luxemburgischen Ortschaft Goeblingen entdeckt worden. Die reichen Beigaben in der Kammer – unter anderem Münzen, ein Spiegel, metallene Gefäße und eine Amphore mit Fischsauce, die aus der Gegend von Gibraltar stammt – lassen auf eine bedeutende Persönlichkeit des keltischen Lebens schließen“.

Die Saarbrücker Zeitung („Das Rätsel der toten Keltin“) bemerkte: „Nicht erklären können sich die Forscher dagegen, daß um die Frau noch mindestens 150 Jahre lang ein Totenkult betrieben wurde. Das belegen neben den Münzen zwei römische Terrakotta-Figuren, die ebenfalls in dem Grab lagen. Diese außergewöhnliche Entdeckung haben wir zufällig gemacht, bekannte einer der Ausgrabungsleiter, Jeannot Metzler. Während eines Regenschauers hatten sich die Forscher in den Wald zurückgezogen. Dabei entdeckten sie eine leichte Vertiefung im Boden, die der Regen ausgewaschen hatte. Keltische Gräber sind nach Angaben der Archäologen im ehemaligen Siedlungsgebiet des zentraluropäischen Stammes zwischen dem Atlantik und Ungarn nur äußerst selten zu finden. Dem Fund des Frauengrabs bei Goeblingen war die Entdeckung von vier benachbarten Gräbern keltischer Kreiger im Jahr 1966 vorausgegangen. Vermutlich können besondere Bestattungsrituale zwischen Rhein und Ardennen diese außergewöhnlichen Ausgrabungen erklären“.

Und das Luxemburger Wort („Außergewöhnlicher Fund aus dem 1. Jahrhundert vor Christus“) erläuterte: „1987 war die Bedeutung der aristokratischen Gräber um die keltische Stadt auf dem Titel-

berg offensichtlich geworden durch die Ausgrabung des spätkeltischen Grabes von Küntzig, und der unterschiedliche Lebensstil zwischen dem Volk im Oppidum und dem keltischen Adel wurde belegt. Das zuständige Team hoffte daher auf eine weitere Grabung bei Goeblingen-Nospelt. Die neuesten Arbeiten hier erlaubten nun die Entdeckung einer fünften Grabkammer von etwa 2,7 x 2,3 m Seitenlänge. Es handelt sich, im Gegensatz zu den bereits erforschten Gräbern, um ein Frauengrab, datiert auf etwa 20 v. Chr., bei dem neben zahlreichen Beigaben in sehr gutem Zustand, sogar noch das Holz der Kammer in Fasern erhalten geblieben ist. Daß es sich um das Grab einer Adligen handelt, lassen die importierte spanische Amphore und zwei Bronzegefäße aus Italien erkennen. Des weiteren fand man einen Kessel und Tonwaren einheimischer Machart, einen Spiegel, und die Forscher erwarten noch den Fund des Leichenbrandes.

Von besonderer Bedeutung sind die über fünfzig keltischen und römischen Münzen, die bis ins 2. Jahrhundert n. Chr. zurückdatiert werden und von regelmäßigen Opferzeremonien während über 200 Jahren zeugen, ebenso wie die zwei tönernen Statuetten von Matronengottheiten, auf die man im Zentrum der Abdeckung der eingefallenen Kammer stieß“.

Es wäre phantastisch, wenn man wissen könnte, wer diese Keltin war. Der „Schleier des Vergessens“ würde sich vor uns öffnen und uns Einblick in eine Welt gewähren, die für uns schwer zugänglich ist, deren Bedeutung für die frühe Geschichte unserer Region aber größer und deren Nachwirken vielleicht stärker ist, als wir gemeinhin annehmen.

Mit großer Wahrscheinlichkeit werden wir aber wohl nie erfahren, wer die geheimnisvolle Tote war, und alle Überlegungen in dieser Richtung müssen Spekulation bleiben. Es ist aber legitim, sich Fragen zu stellen, um so zumindest zu versuchen, dem Geheimnis auf

die Spur zu kommen oder wenigstens eine ungefähre Vorstellung von der damaligen Zeit und der Toten zu erhalten.

B. Versuch, das Geheimnis aufzuschlüsseln

Zwei Dingen können uns bei dem Versuch, das Geheimnis aufzuschlüsseln, weiterhelfen:

Unser Wissen um die Tote, wie es uns die bisherigen Ausgrabungsergebnisse vermitteln.

Unser Wissen um die damalige Welt, wobei wir auf archäologische, geschichtliche und literarische Quellen zurückgreifen können.

1. Unser Wissen um die Tote

Aus den Presseberichten, die sich auf die ersten archäologischen Forschungsergebnisse stützen, können wir entnehmen:

- a) daß es sich um das Grab einer Frau handelt,
- b) daß das Begräbnis um etwa 20 v. Chr. stattgefunden hat,
- c) daß das Grab etwa 20 km Luftlinie von einem bedeutenden treverischen Oppidum – dem Titelberg – entfernt liegt und deshalb eine Verbindung zu diesem Oppidum nicht unwahrscheinlich ist,
- d) daß in unmittelbarer Nähe des Grabes schon früher vier keltische Reitergräber gefunden wurden, was auf eine besiedlungsgeschichtliche Bedeutung des Umfelds schließen läßt,
- e) daß die Tote – wie der Reichtum der Beigaben (importierte spanische Amphore und zwei Bronzegefäße aus Italien) vermuten läßt – adlig und wohlhabend war,
- f) daß sie im Gedächtnis der Bewohner einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen hatte, wie die Tatsache, daß noch 200 Jahre nach ihrem Tod Opfergaben an ihrem Grab niedergelegt wurden, beweist,
- g) daß dieser nachhaltige Eindruck auf bestimmte Ereignisse in ihrem Leben hindeuten, die für ihre damalige Umgebung von Bedeutung waren, was dafür spricht, daß sie im Zeitpunkt ihres Todes bereits ein bestimmtes Lebensalter erreicht hatte (worauf auch bestimmte Grabbeigaben – die Matronengottheiten – hindeuten könnten).

2. Unser Wissen um die damalige Zeit

Gehen wir davon aus, daß die Frau eines natürlichen Todes gestorben ist (wogegen nichts spricht) und daß sie bei ihrem Tod bereits ein bestimmtes Alter erreicht hatte (wofür einiges spricht), gehen wir also davon aus, daß sie im Zeitpunkt ihres Todes etwa 60 Jahre alt war und daß Opfergaben noch bis 200 Jahre nach ihrem Tod an ihrem Grab abgelegt wurden, so müssten wir sinnvollerweise die Zeit von 80 vor Christus (dem Zeitpunkt ihrer demnach angenommenen Geburt) bis 180 nach Christus (dem Zeitpunkt in dem die Opfergaben aufhörten) überprüfen.

Um das Jahr 80 vor Christus umfaßte das Gebiet der Treverer – und unserer Tote gehörte den Treverern an – eine Region, die das heutige Moselgebiet, das östliche Belgien (Ardennen), das Großherzogtum Luxemburg, das nördliche Saarland sowie Eifel und Hunsrück umschloß. In diesem Gebiet gab es fünf große Oppida: der bereits erwähnte Titelberg im südlichen Luxemburg, Wallendorf an der Sauer, nördlich von Echternach, Pommern-Karden bei Cochem an der Mosel, Kastel-Staad an der Saar in der Nähe von Saarburg, sowie der Hunnenring bei Otzenhausen. Dazwischen gab es eine Anzahl von kleineren Burgen sog. Castella. Zumindest zwei von diesen Oppida (Hunnenring und Titelberg) lagen in einer Gegend mit reichen Eisenerzfunden und hatten wohl auch eine „blühende Eisenindustrie“ beherbergt. Aus dem unterschiedlichen Reichtum der Grabfunde ist der Schluß gezogen worden, daß insbesondere die Siedlungen im Saar-Nahe-Blies Raum sich durch besonderen Reichtum ausgezeichnet haben mußten¹.

Die Frage, ob es einen einheitlichen Stamm der Treverer gab, ist umstritten. Vieles deutet darauf hin, daß es sich vielmehr um eine Koalition oder einen Zusammenschluß von mehreren Teilstämmen gehandelt haben muß², so u. a. die bereits erwähnten Unterschiede hinsichtlich der Wohlhabenheit in den verschiedenen Siedlungsgebieten, des weiteren die Münzfunde, die auf sehr unterschiedliche wirtschaftliche Ausrichtung der Bevölkerung in den einzelnen Gebieten der treverischen Region hindeuten (wenn es sich auch hierbei hauptsächlich um Funde aus der unmittelbaren Zeit nach der römischen Eroberung handelt), und schließlich der von Cäsar in seinem „Gallischen Krieg“ ausführlich erwähnte Umstand, daß es mehrere treverische Fürsten gab.

Zwei dieser Fürsten, von denen der eine wohl schon um 80 vor Christus Bedeutung erlangt hatte und die bei Cäsar eine besondere Rolle spielten, sind hier besonders zu erwähnen: Indutiomarus (der durch Waffenruhe Große)³ und Cingetorix (Kriegs-König)⁴, wobei die beiden verwandtschaftlich miteinander verbunden waren: Indutiomarus war der Schwiegervater des Cingetorix.

Bei Cingetorix ist man sich heute weitgehend darüber einig, daß er eine Verbindung zum Titelberg gehabt haben muß, d. h. daß er wohl der auf dem Titelberg residierende Fürst war⁵.

Was Indutiomarus betrifft, so hat sich in neuerer Zeit die Meinung verfestigt, daß bei ihm eine Verbindung zum Hunnenring bestanden haben muß⁶. Neben zahlreichen Hinweisen in Cäsars „Gallischen Krieg“ spricht vor allem folgende These für diese Überlegung:

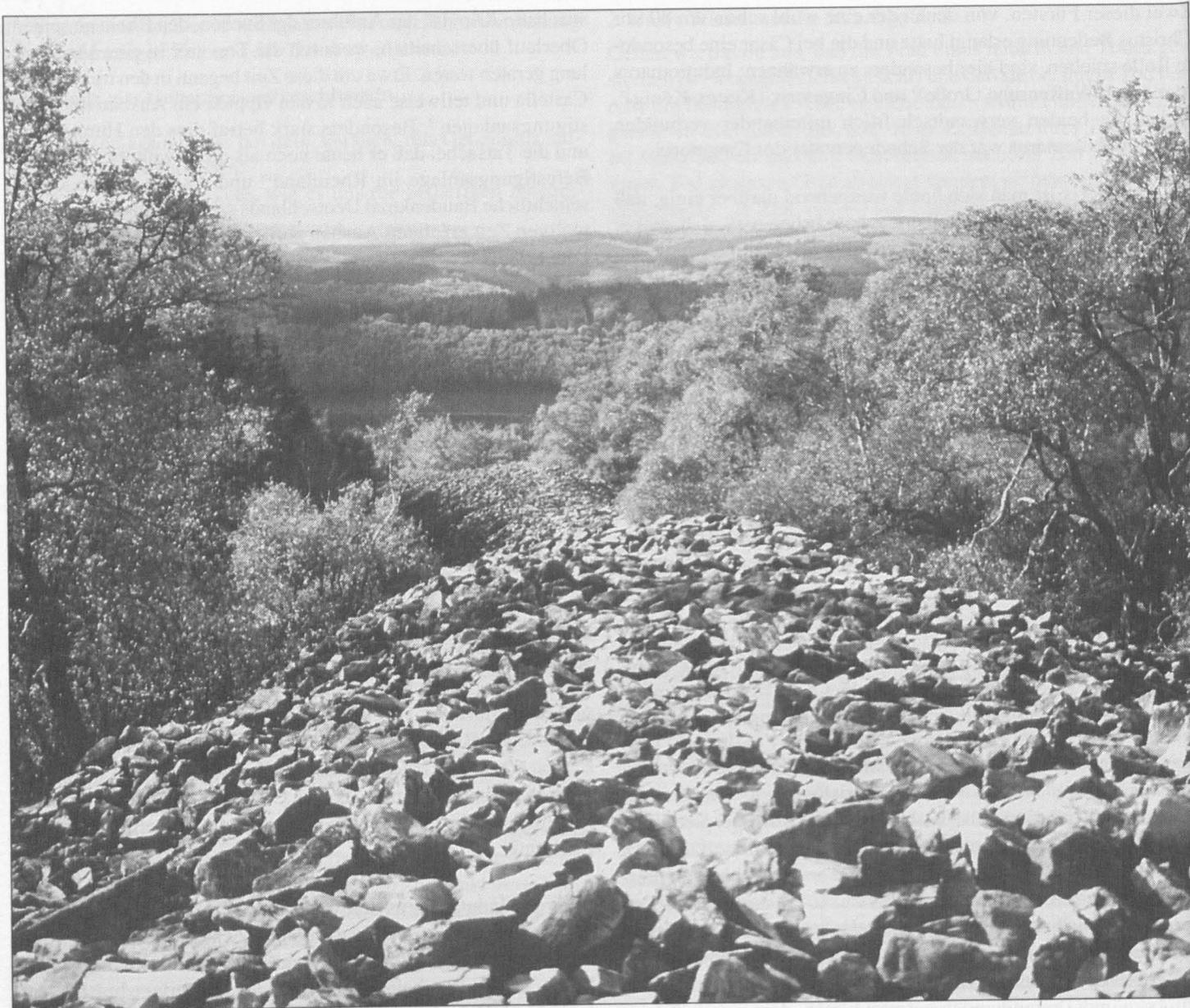
- einerseits haben die Archäologen festgestellt, daß bei allen treverischen Oppida die Besiedlung nach der Eroberung durch die Römer mehr oder weniger stark – in besonderen Maße beim Titelberg – weiterging⁷, während der Hunnenring insoweit eine krasse Ausnahme bildet, da die Besiedlung abrupt gegen Ausgang des Gallischen Krieges endete⁸,
- andererseits berichtet Cäsar von einem Exodus der Verwandten des Indutiomarus⁹ – ein Jahr nach dessen Tod – was die abrupte Beendigung der Besiedlung in einem Gebiet der Treverer (nämlich dem des Indutiomarus) mit sich gebracht haben muß.

Doch zurück in das Jahr 80 vor Christus, dem möglichen Geburtsjahr unserer Toten. Um 80 vor Christus hat der eine der beiden Fürsten – Indutiomarus – wohl schon eine Rolle gespielt. Eine Rekonstruktion seiner Lebensdaten deutet daraufhin, daß er um diese Zeit etwa Mitte 20 bis 30 Jahre alt war. Um die hier interessierende Zeit – 80 vor Christus – hatte sich die Situation für die Treverer bedrohlich zugespitzt: germanische Stämme aus dem Osten – die Sueben – waren weit nach Westen vorgedrungen, wobei für die Treverer erkennbar wurde, daß ihre Höhenburgen, die den Kimbern und Teutonen noch getrotzt hatten, dem neuen germanischen Ansturm – nicht mehr standhalten würden¹⁰. 72 vor Chri-

stus hatte Ariovist, der Anführer der Sueben, den Rhein an seinem Oberlauf überschritten, wodurch die Treverer in eine Umzingelung geraten waren. Etwa um diese Zeit begann in den treverischen Castella und teilweise auch in den Oppida ein Ausbau der Befestigungsanlagen¹¹. Besonders stark betraf dies den Hunnenring, und die Tatsache, daß er heute noch als die gewaltigste keltische Befestigungsanlage im Rheinland¹² und als das größte vorgeschichtliche Baudenkmal Deutschlands gilt¹³, ist auf den in der damaligen Zeit erfolgten Ausbau zurückzuführen. Auch der Titelberg erlebte um diese Zeit einen Ausbau seiner Befestigungsanlagen¹⁴, wenn auch nicht in dem Maße wie der Hunnenring. Gleichzeitig hat wohl im Angesicht der drohenden Gefahren ein politisches Zusammenwachsen der einzelnen Teilstämme stattgefunden, und vieles spricht dafür, daß in diesem Zeitpunkt als Unterpand eines engeren Zusammengehens von zwei (oder mehr) Teilstämmen die Eheschließung der Tochter des Indutiomarus mit Cingetorix, dem Fürsten des Titelberges, stattgefunden hat¹⁵. Unsere Tote wäre übrigens zu diesem Zeitpunkt, der etwa zwischen 70 und 60 vor Christus gelegen haben muß, ein junges (aber bereits heiratsfähiges) Mädchen gewesen.

Die Zeit des Gallischen Krieges, zwischen 59 und 50 vor Christus, der die Wende in der Geschichte der keltischen Völker im kontinentalen Westeuropa – sprich ihren Untergang – bringen sollte, war für die Treverer vor allem durch den Gegensatz zwischen den beiden bereits genannten Fürsten gekennzeichnet. Konnten sie sich noch im ersten Jahr des Krieges auf eine gemeinsame Linie, d. h. auf ein Bündnis mit den Römern einigen, so zerbrach ihre Einheit schon sehr bald nachdem durch den Angriff der Römer auf die Belger deutlich wurde, daß es Cäsar nicht um den Schutz der Kelten gegen die Germanen, sondern um die Eroberung ganz Galliens ging.

Während Indutiomarus den Widerstand bei den Treverern gegen die Römer schürte, dabei ein Bündnis zwischen mehreren Stämmen in West-, Zentral- und Nordgallien schließen konnte und die Römer an den Rand einer vernichtenden Niederlage brachte, entschied sich Cingetorix, der offenbar enge Beziehungen zu den römerfreundlichen Remern unterhielt¹⁶, schon bald für eine Einigung



Das keltische Oppidum bei Otzenhausen, im Volksmund „Hunnenring“ genannt, ist das wichtigste prähistorische Denkmal in Deutschland.

und sogar ein militärisches Zusammengehen mit den Römern. 54 vor Christus wurde Indutiomarus bei einer Belagerung des römischen Lagers im Remergebiet gefangengenommen und enthauptet¹⁷. Seine Verwandten, die ein Jahr später erneut gegen die Römer vorgingen, verließen – wie bereits bemerkt – im Jahr 53 vor Christus, nachdem sie eine entscheidende Niederlage erlitten hatten, ihr Stammesgebiet und flüchteten mit den Germanen über den Rhein. Drei Jahre später war der Krieg auch im Treverergebiet zu Ende. Schon 53 vor Christus war Cingetorix von den siegreichen Römern in die Herrschaft im Treverergebiet eingesetzt worden. Unsere Tote wäre um diese Zeit eine junge Frau von etwa 30 Jahre gewesen.

Der Titelberg – offensichtlich der Stammessitz des Cingetorix – erlebte nach dem Ende des Gallischen Krieges seine eigentliche Blüte¹⁸. Man geht davon aus, daß Cingetorix die Macht im Trevererland bis um 30 vor Christus gehalten hat¹⁹. Offenbar hat sich bis zu diesem Zeitpunkt die Besiedlung im Gebiet der Treverer so entwickelt, daß der Hunnenring unbesiedelt blieb, die anderen Oppida (Kastel-Staad, Pommern-Karden und Wallendorf) eher schwach besiedelt waren, wenn sich auch die Besiedlung in unmittelbarer Umgebung fortsetzte, während die Besiedlung auf und um den Titelberg einen Aufschwung verzeichnete.

Der Titelberg erlebte in der Tat in dieser Periode eine ausgesprochene Blütezeit, die allerdings nur kurz dauerte und sich schon nach etwa zwei Jahrzehnten – bedingt durch massive Billigimporte aus den alten römischen Gebieten und dem damit verbundenen Zusammenbruch der einheimischen wirtschaftlichen Infrastruktur – in einen wirtschaftlichen Niedergang verwandelte²⁰. Unsere Tote, deren Grab ja in nicht allzuweiter Entfernung von Titelberg liegt, wäre in dieser Zeit zwischen 30 und 50 Jahre alt gewesen.

Das Jahr 29 vor Christus brachte eine entscheidende Wende, wobei möglicherweise der wirtschaftliche Niedergang des Titelberges eine Rolle spielte: es kam zum ersten Aufstand im Trevererland nach dem Gallischen Krieg²¹, wobei es wie schon in früheren Zeiten ein Bündnis mit den rechtsrheinischen Germanen gab. Es stellt sich die Frage, ob dabei vielleicht die 20 Jahre früher über den Rhein geflüchteten Verwandten des Indutiomarus beteiligt

waren und inwieweit hierbei vielleicht verwandtschaftliche Beziehungen eine Rolle gespielt haben²².

Der Aufstand und seine Niederschlagung beschleunigten den Verfall der alten treverischen Strukturen. Aus dem Jahre 30 vor Christus sind uns die ersten Hinweise römischer Siedlungen im Trierer Raum, dem neuen Zentrum der Region bekannt. Im Jahre 27 vor Christus wurde von Kaiser Augustus das eroberte Gallien in neue Verwaltungszonen eingeteilt. Eine dieser neuen Provinzen war die Belgica, begrenzt durch Seine und Saône in Westen, die Nordsee im Norden und den Rhein im Osten. Es wird die Meinung vertreten²³, daß schon in diesem Jahr das treverische Land an die belgische Provinz gefallen sei, während nach heute herrschender Meinung dieser Vorgang später, etwa erst gegen 12 vor Christus erfolgte²⁴. Hand in Hand mit dieser Entwicklung geht der Aufstieg Triers (der Augusta Treverorum): im Jahre 16 vor Christus erlebt es die Ehre eines Besuches des Kaisers Augustus und wird zur Stadt erklärt. Unsere Tote hätten dies nicht mehr miterlebt; sie war vier Jahre vorher gestorben.

Der Ort ihres Begräbnisses – die Gegend um das heutige Nospelt – ist in gewissem Sinne aufschlußreich: Wäre sie zehn Jahre früher gestorben – d. h. noch vor dem Untergang des Titelberges und hätte zwischen ihr und dem Titelberg eine Beziehung bestanden, so wäre sie vermutlich in unmittelbarer Nähe des Titelberges begraben worden. So aber war das Begräbnis in unmittelbarer Nähe dieses Oppidums nicht mehr möglich. Der nunmehr gewählte Ort – wo es offensichtlich noch eine keltische Besiedlung gab (wie die zahlreichen Funde, u. a. die vier Rittergräber zeigen), wenn ihm auch nicht die Bedeutung eines Zentrums des Widerstands – wie es das Oppidum zwangsläufig haben mußte – zukam, war insoweit weniger verdächtig.

Dies müssen jedoch reine Gedankenspiele bleiben, solange nicht der Nachweis für eine Verbindung der Toten zu dem Oppidum auf dem Titelberg gefunden ist.

Immerhin gibt es – wenn auch noch nicht in ausreichendem Maße um eine solide Schlußfolgerung ziehen zu können – einige Hinweise darauf, daß eine Nähe zum Titelberg bestand.

Wie bereits bemerkt, deuten die Grabfunde auf eine wohlhabende Adlige hin; des weiteren ist die Verehrung zu erwähnen, die sie über einen außergewöhnlich langen Zeitraum nach ihrem Tode erfuhr und die auf eine hohe Stellung im Bewußtsein der Bevölkerung hindeutet. Dies alles ließe sich leicht in Verbindung mit einer Frau, die dem auf dem Oppidum Titelberg regierenden Fürstengeschlecht angehörte, erklären, insbesondere dann, wenn es in ihrem Leben Ereignisse gab, die sie für die Bevölkerung besonders verehrens-würdig machten.

Solche Ereignisse könnten vielleicht im Zusammenhang mit dem Aufstand des Jahres 29 vor Christus stehen. Wenn ja, würde dies tatsächlich einen Hinweis auf eine Verflechtung mit dem Schicksal des Oppidums Titelberg enthalten, dessen Untergang in Zusammenhang mit diesem Aufstand zu sehen ist.

Allerdings wäre dies nur dann verständlich, wenn auch in den Jahren nach diesem Aufstand ein treverisches Bewußtsein weiter bestanden hätte.

Auf den ersten Blick könnte man – zumindest wenn man die spätere Bedeutung Triers in Betracht zieht – hieran zweifeln. Dies wäre jedoch zu kurz gedacht: Trier erhielt zwar bereits im Jahre 16 vor Christus den Titel einer Stadt und war dann wohl auch das Zentrum der römischen Besiedlung der Region, bis es aber seine wirkliche Ausstrahlung entfalten konnte, erlebte das Trevererland noch zwei Aufstände gegen die Römer, und zwar im Jahre 21 nach Christus²⁵ (also 50 Jahre nach dem ersten Aufstand) und im Jahre 69/70 nach Christus (also 100 Jahre nach dem Aufstand des Jahres 29 vor Christus, bekannt als batavische Freiheitskriege²⁶).

Beide Aufstände enthalten in der Person ihrer jeweiligen Anführer interessante Hinweise sowohl was das Zentrum des Widerstands betrifft wie auch auf das noch vorhandene treverische Bewußtsein. So heißt es z. B. bei Leonardy (vgl. Fußnote 25), daß einer der Führer des Aufstandes des Jahres 21 v. Chr. der Treverer Julius Florus war, ein Adliger, der sich später in die Ardennen flüchtete, wo ihm „alle Schlupfwinkel bekannt waren“, was zweifellos ein interessanter Hinweis dafür sein könnte, wo sich sein (und seiner Familie) Lebensmittelpunkt befand. Für die Bedeu-

tung des treverischen Bewußtseins von Interesse ist auch die Aussage des Julius Classicus, der in dem Aufstand der Jahre 69 und 70 n. Chr. eine besondere Rolle spielte und sich rühmte „von den Vätern her mehr Feind als Freund der Römer zu sein“ (vgl. Fußnote 26).

Die Blütezeit Triers und der römische Herrschaft sollte erst viel später einsetzen: 110 nach Christus (also 140 Jahre nach dem ersten Aufstand, bzw. 130 Jahre nach dem Begräbnis unserer Toten) wurde das Amphitheater erbaut; 150 Jahre nach Christus (also 180 Jahre nach dem ersten Aufstand und 170 Jahre nach dem Begräbnis unserer Toten) wurden die Barbarathermen eröffnet. In diesem Zeitraum entfaltete Trier seine Blüte, setzte seine gewaltige über Jahrhunderte dauernde Ausstrahlungskraft römischer Zivilisation ein und verdrängte langsam die Erinnerung an lange vorher liegende geschichtliche Ereignisse, und damit auch die Erinnerung an bedeutende Personen der vorrömischen Zeit, womit sich das Nachlassen der Opfergaben am Grabe unserer Toten erklären ließe.

C. Schlußfolgerungen

Natürlich haftet allen Überlegungen ein gehöriger Schuß Spekulation an und natürlich reichen diese Darlegungen noch nicht aus, um eine lückenlose Beweiskette aufzubauen, aber immerhin gibt es vieles, was zu Gunsten der gewonnenen Rückschlüsse spricht, mag es auch zunächst überraschend klingen.

Zusammenfassend läßt sich sagen: Es besteht eine hohe Wahrscheinlichkeit dafür, daß die geheimnisvolle Tote eine Rolle gespielt haben muß, die sie im Gedächtnis der Nachwelt und dies über einen außerordentlichen langen Zeitraum hin – verehrungswürdig machte. Da die Begräbnissitten keltischen Charakter tragen und auch im Bewußtsein der Bevölkerung noch ein Rest von Widerstand gegen die Römer vorhanden war – worauf drei Aufstände innerhalb von 120 Jahren nach der Eroberung durch Rom hindeuten – muß diese Verehrung im Zusammenhang mit Ereignissen liegen, die mit der Verteidigung des Keltentums und dem Widerstand gegen die Römer zu tun hatten. Da das Grab sich in mittelbarer Nähe zum Titelberg befindet, können die Ereignisse

durchaus im Zusammenhang mit dem Aufstand des Jahres 29 nach Christus und dem mit diesem im Zusammenhang stehenden Niedergang des Titelbergs gesehen werden.

Das wiederum deutet auf eine Verbindung der Toten zu dem auf dem Titelberg regierenden Fürstengeschlecht des Cingetorix hin und hier könnte sich möglicherweise ein Hinweis auf eine Beziehung mit der Familie des Indutiomarus ergeben, was die Beteiligung rechtsrheinischer Germanen – zu denen die Verwandten nach dem Tode des Indutiomarus geflüchtet waren – erklären würde. Es liegt einem eine Frage auf der Zunge, die so spekulativ ist, daß man sie nicht auszusprechen wagt, die aber trotzdem danach drängt, aufgeworfen zu werden, die Frage nämlich: war die geheimnisvolle Tote die Frau des Cingetorix und damit die Tochter des Indutiomarus?

Literaturhinweise:

- 1 Schlette, *Kelten zwischen Alesia und Pergamon*, 1979, S. 26, 31, 32, 60, 69; Nolle, *Die Kelten*, 1977, S. 60
- 2 Peter, *Das vergessene Erbe*, 1984, S. 170 ff mit zahlreichen Nachweisen
- 3 Heinen, *Trier und das Trevererland in römischer Zeit*, 1985, S. 11, 20.
- 4 Weißgerber, *Rhenania Gemano-Celtica*, 1969, S. 128
- 5 Heinen, a.a.O., S. 20; Peter, a.a.O., S. 203, 238
- 6 Peter, a.a.O., S. 243 ff
- 7 Heinen, a.a.O., S. 11
- 8 Haffner, *Die Eisenzeit in der südwestlichen Eifel*, Südwestl. Eifel, 1977, S. 62, derselbe, *Die Eisenzeit im westlichen Hunsrück*, 1977, S. 53; Heinen, a.a.O., S. 11 u. 53; Kolling, *Die Besiedlung während der römischen Zeit*, 1968, S. 74 f.
- 9 Peter, a.a.O., S. 246 f.
- 10 Peter, a.a.O., S. 167; Hammerbacher, *Die hohe Zeit der Sueben und Alamanen*, 1974, S. 45 ff.
- 11 Peter, *Zur Datierung des Ringwalls von Otzenhausen*, Heimatbuch St. Wendel, 1985-86, S. 122

12 Kolling, *Saravus Flumen, Römertum im Saarland*, 1983, S. 56; derselbe, *Die vor- und frühgeschichtl. Besiedlung im Landkreis St. Wendel*, 1968, S. 65.

13 Pörtner, *Bevor die Römer kamen*, 1975, S. 320.

14 Peter, *Das vergessene Erbe*, 1984, S. 328 mit Hinweis auf Metzler, *Das treverische Oppidum auf dem Titelberg (Luxemburg)*, 1984

15 Vgl. die Überlegungen bei Peter, a.a.O., S. 254.

16 Vgl. Peter, a.a.O., S. 203

17 Zur Bewertung der militärischen Leistungen des Indutiomarus vgl. Mensching, *De bello gallico*, Buchbesprechung, 1976, S. 151; Haffner, *Die Treverer im letzten Jahrhundert v. Chr. Geburt nach der schriftlichen Überlieferung*, 1984; Norton-Taylor, *Die Kelten*, 1975, S. 98

18 Krier, *Der Titelberg (Luxemburg), treverisches Oppidum und römischer Vicus (in die Römer an Mosel und Saar*, 1983), S. 101

19 Siehe vor allem Krier, a.a.O., S. 101; ähnlich Leonardy, *Geschichte des Trierschen Landes und Volkes*, 1877, S. 74, der davon ausgeht, daß die Herrschaft bis 27 v. Chr. gedauert habe

20 Krier, a.a.O., S. 196 f. vgl. auch Peter, a.a.O., S. 240

21 Leonardy, a.a.O., S. 74; der Aufstand wurde durch Nonius Gallus niedergeworfen, vgl. hierzu Leonardy a.a.O. mit Bezug auf Dion Cassius.

22 Siehe hierzu die Anmerkungen bei Peter, a.a.O., S. 304 zu Fußnote 408.

23 Leonardy, a.a.O., S. 74

24 Schindler, *Das Saarland in römischer Zeit*, 1975, S. 46, Cüppers, *Augusta Treverum, Die Römer an Mosel und Saar*, 1983, S. 34

25 Dieser Aufstand scheint fast ganz Gallien ergriffen zu haben, vgl. Leonardy, a.a.O., S. 75 mit Bezugnahme auf Tacitus; einer der Führer dieses Aufstands war der Treverer Julius Florus, ein Adliger, der sich später in die Ardennen flüchtete, wo ihm „alle Schlupfwinkel bekannt waren“, von den Römern jedoch aufgegriffen wurde und durch Selbstmord endete, vgl. Leonardy, a.a.O., S. 75 f.

26 Von diesem Aufstand war das Gebiet um Trier erheblich betroffen. Einer der bedeutendsten – vielleicht sogar der bedeutendste – Anführer war Julius Classicus; vgl. Leonardy a.a.O., S. 103 ff, der sich bei seiner Beschreibung der batavische Freiheitskriege hauptsächlich auf Tacitus stützt. Bei Leonardy heißt es zu Julius Classicus: Classicus stand in hohem Ansehen, durch Adel und Reichtum: er war königlichen Geschlechtes, seine Ahnen im Frieden wie im Kriege ausgezeichnet; selbst rühmte er sich von den Vätern her mehr Feind als Freund der Römer zu sein. Diese Bemerkung bestärkt unsere Überlegungen zu einem Weiterbestehen eines treverischen Bewußtseins.

Hüttigweiler und die Kirche in St. Wendel

Von Karl-Gernot Jochum

1. Die Verpfändung von Hüttig- und Raßweiler an die Kirche St. Wendel

Nicht beachtet in der bisherigen Literatur zur Geschichte Hüttigweilers wurde der immerhin ca. 107 Jahre währende Lehnsbesitz der Grafen von Sayn an den Dörfern Hüttig- und Raßweiler, den sie als Erben der Herren von Sierck antraten. Schon diese jedoch hatten im Jahre 1447 alle Rechte an dem kleinen Lehen an die Kirche St. Wendel verpfändet¹. Das Original des Vertrages gilt als verloren; die inhaltlich fast genau übereinstimmenden „gläubwürdigen Kopien“ stimmen alle auch darin überein, daß nirgends die genaue Rechtsform explizit genannt wird, in der die Kirche die beiden Dörfer besaß: ob als Eigentum (Allod), als Lehen oder als Pfand. Und obwohl aus Vertragstext und Lehnsrecht die einzig mögliche Form herleitbar war, sorgte doch dieser Mangel in der Folge immer wieder und bis in die jüngste Zeit für spekulative Erörterungen.

Philipp von Sierck verkaufte die beiden Dörfer, ein Lehen des Erzstiftes Trier, mit allen (einzeln aufgeführten) Rechten einschließlich der Gerichtsbarkeit, allen Gefällen und den Leib eigenen für 620 gute rhein. Gulden „der heiligen Kirche St. Wendelin und Brudermeister derselben“, behielt sich und seinen Erben aber das Rückkaufrecht zum selben Preis für alle Zeiten vor. Als Lehnherr gab Erzbischof Jakob von Sierck (Philipps Bruder) seine Zustimmung.

Der Verkäufer war nicht Eigentümer der Dörfer, konnte der Kirche also auch nicht das Eigentum daran verkaufen. Aber auch als Lehen hatte die Kirche die Dörfer nicht erworben, denn nicht jede natürliche und nicht jede juristische Person war lehnsfähig. Eine Pfarrei (als juristische Person) konnte üblicherweise ein Lehen nicht erwerben. Die zweite Möglichkeit scheidet also auch aus. Bleibt das Pfand.

Der Verkauf der Dörfer einschließlich aller Rechte unter Vorbehalt des Rückkaufrechtes ist zu verstehen als Umschreibung einer vollständigen Verpfändung. Auch bei vollständiger Verpfändung eines Lehens (wie im gegebenen Fall) blieb der Belehnte (hier Philipp von Sierck) weiterhin Lehnsmann und hatte gegenüber dem Lehnsherrn die entsprechenden Lehnspflichten zu erfüllen, obwohl er infolge der Verpfändung keinen materiellen Nutzen aus dem Lehen ziehen konnte².



Grab des Grafen von Sayn in der Kirche von Sierck

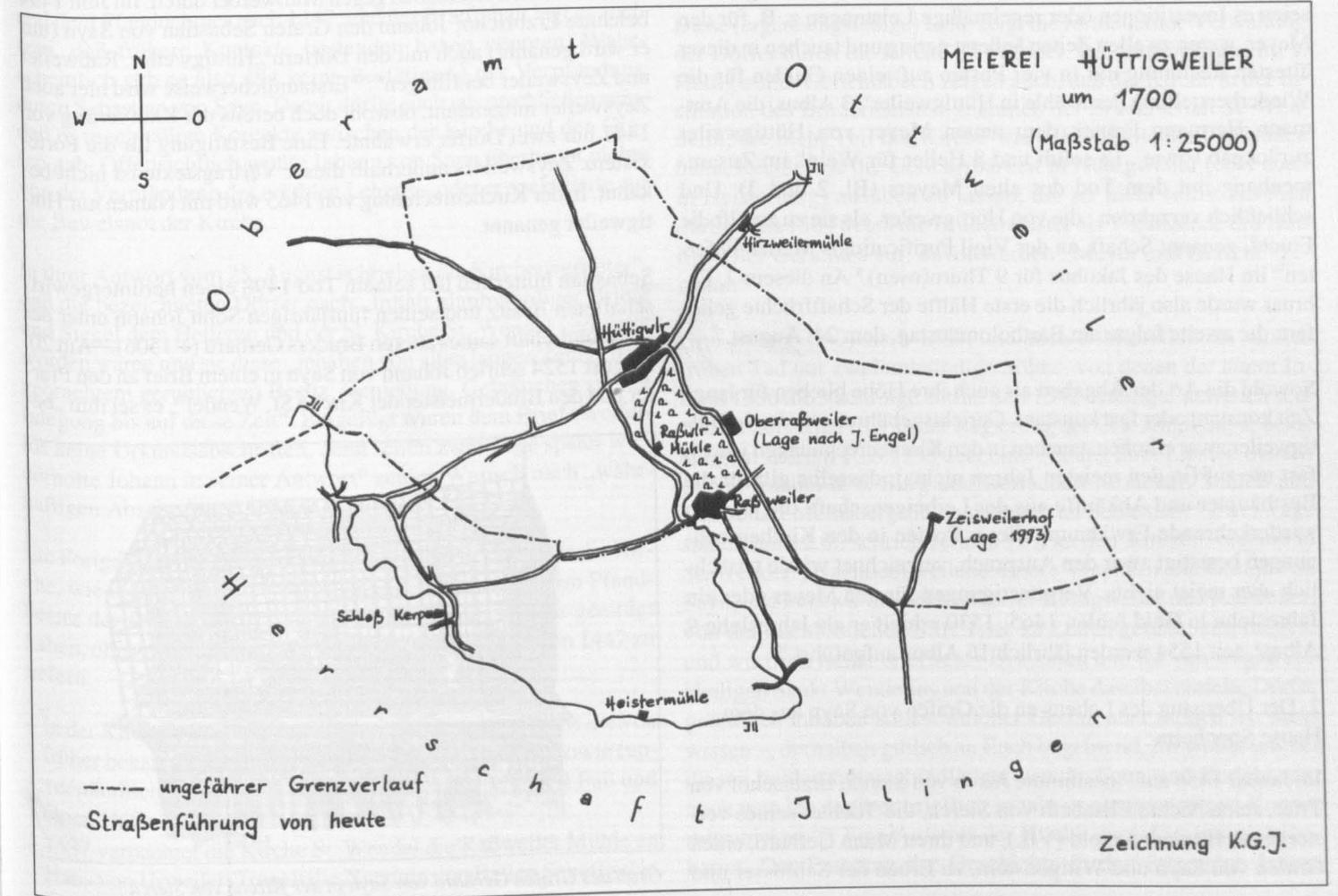
Die Kirche St. Wendel hatte also alle Rechte an den beiden Dörfern *pfandweise* erworben. Domprobst Philipp von Sierck blieb daher auch nach 1447 weiterhin belehnt mit den beiden Dörfern und konnte dieses Lehen somit auch vererben, während in den Dörfern selbst die Kirche St. Wendel als Herrin auftrat und Einkünfte bezog, wie aus der ältesten erhaltenen Kirchenrechnung von 1465 hervorgeht³.

Sie erhielt die Schafteinnahmen (in Geld, Korn und Hafer); 3 Gulden für ein Mühlenschwein, die der Meyer zahlte; die Mühlenpacht (ebenfalls in Geld, Korn und Hafer); sowie 24 Hühner als Grundzins, von denen bereits 1465 vier Hühner abgezweigt wurden für den Schultheiß und Brudermeister Johannes Sieber (vier weitere „gingen verloren“).⁴ Jeder zinspflichtige Haushalt hatte 2

Hühner abzugeben, sodaß es 1465 in Hüttig- und Raßweiler zusammen also 12 solche Haushalte gegeben haben muß (die Schafthucht wurde von 12 aus Hüttigweiler geliefert⁵).

Interessant ist die schon jetzt bezeugte und über Jahrhunderte beibehaltene Form der gemeinschaftlichen Lieferung der Schafthucht nach St. Wendel: nicht der Meyer allein, wie es häufig, auch in den Kirchenrechnungen, verkürzt heißt, sondern zumin-

dest alle Haushaltsvorstände (bis zu 38 Lieferer aus Hüttigweiler werden genannt⁶) karrten die 6 Malter und 3 Faß Schafthucht von Hüttigweiler nach St. Wendel, wo der Brudermeister sie in Empfang nahm und jedem, der „dem Heiligen geliefert hatte“, wie es in der Kirchenrechnung heißt, einen Albus gab. Da ein Malter St. Wendeler Maß 222,4 l entsprach, brauchte man für den Transport des Kornes und des Hafers mindestens 28 Hundertliterfässer (damals gab es andere Größen).



Was die Hüttigweiler an Zehnt zu geben hatten, war Teil des Illinger Zehnt, der an das Kloster Neumünster ging und nicht nach St. Wendel. Nur in Zeiten der Trennung Hüttigweilers von der Pfarrei Illingen taucht in den St. Wendeler Kirchenrechnungen der Hüttigweiler Zehntanteil auf (vgl. Anm. 18). Eine Hüttigweiler Schatzung an die Kirche St. Wendel taucht in den frühesten Rechnungen nicht auf, erst nach 1603.

Der Rückfluß von Geldern aus St. Wendel nach Hüttigweiler, seien es Investitionen oder regelmäßige Leistungen z. B. für den Meyer, waren zu allen Zeiten äußerst gering und tauchen in dieser ältesten Rechnung nur in vier Posten auf: einen Gulden für die Wiederherstellung der Mühle in Hüttigweiler⁷; 3 Albus, die Amtmann Hermann Franck dem neuen Meyer von Hüttigweiler zurückgab sowie „13 solidi und 8 Heller für Wein“ im Zusammenhang mit dem Tod des alten Meyers (Bl. 2 und 3). Und schließlich verzehrten „die von Hüttigweiler, als sie zu zwölft die Frucht, genannt Schaft, an der Vigil Purificationis Mariae liefern“ im Hause des Jakobus für 9 Thurn(osen).⁸ An diesem 2. Februar wurde also jährlich die erste Hälfte der Schaftfrüchte geliefert; die zweite folgte am Bartholomäustag, dem 24. August.

Sowohl die Art der Abgaben als auch ihre Höhe blieben für lange Zeit konstant oder fast konstant. Gerichtsgebühren wurden in Hüttigweiler zwar erhoben, tauchen in den Kirchenrechnungen jedoch fast nie auf (in den meisten Jahren nichts); dasselbe gilt für die Besthäupter und Abkäuffe aus der Leibeigenschaft: die jährlich wiederkehrende Erwähnung dieser Posten in den Kirchenrechnungen bestätigt zwar den Anspruch, verzeichnet wurde tatsächlich aber meist nichts. Vergünstigungen für den Meyer oder ein Jahreslohn in Geld fehlen 1465; 1530 erhielt er als Jahreslohn 9 Albus⁹, seit 1554 werden jährlich 16 Albus aufgeführt.¹⁰

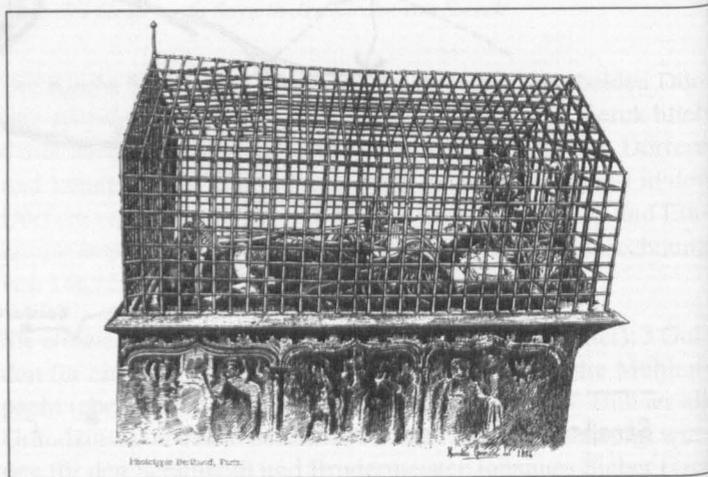
2. Der Übergang des Lehens an die Grafen von Sayn aus dem Hause Sponheim

Im Januar 1456 auf.¹¹ bestimmte Jakob von Sierck, Erzbischof von Trier, seine Nichte Elisabeth von Sierck, die Tochter seines verstorbenen Bruders Arnold (VII.), und ihren Mann Gerhard, einen Grafen von Sayn und Wittgenstein, zu Erben der Schlösser und

Herrschaften Montclair und Meinsberg und aller sonstigen trierischen Lehen. Zu letzteren gehörten auch die beiden Dörfer Hüttigweiler und Raßweiler.

Elisabeths Ehemann Gerhard (II.), Graf von Sayn, starb am 17.1.1493. Eine Woche danach meldeten seine Söhne Gerhard (III.) und Sebastian (I.) ihre Ansprüche an auf die Lehen des inzwischen ebenfalls verstorbenen Philipp von Sierck (8.9.1492)¹² und setzten sich schließlich gegen Mitbewerber durch. Im Juni 1494 belehnte Erzbischof Johann den Grafen Sebastian von Sayn (nur er wird genannt) auch mit den Dörfern „Hüttigweiler, Raßweiler und Zeysweiler bei Illingen“.¹³ Erstaunlicherweise wird hier auch Zeysweiler mitgenannt, obwohl doch bereits der Kaufvertrag von 1447 nur zwei Dörfer erwähnte. Eine Bestätigung für die Fortexistenz Zeysweilers außerhalb dieser Vertragstexte ist nicht bekannt. In der Kirchenrechnung von 1465 wird mit Namen nur Hüttigweiler genannt.

Sebastian hinterließ bei seinem Tod 1498 einen heruntergewirtschafteten Besitz und seinen fünfjährigen Sohn Johann unter der Vormundschaft seines älteren Bruders Gerhard (+ 1506).¹⁴ Am 20. August 1524 schrieb Johann von Sayn in einem Brief an den Pfarrer und den Brudermeister der Kirche St. Wendel¹⁵, es sei ihm „be-



Grab des Grafen Gerhard von Sayn in der Kirche von Sierck

richtet, wie Ihr etliche Dörfer, nämlich Hüttigweiler, Raßweiler und Zeysweiler Euch unternehmt“, die aber auf jeden Fall ihm zugehörten. Er begehre deshalb von der Kirche, „euch unserer Dörfer und armen Leute zu entschlagen, denn wir denken, dieselben zu unseren Händen zu nehmen.“ Falls die Kirche aber „einen Schein von unseren Voreltern“ habe, so möge sie den dem Boten gleich mitgeben, der den Brief überreicht hatte.

Das ist der erste überlieferte Kontakt zwischen dem Pfandgeber und dem Pfandnehmer nach 1447, und der Briefinhalt legt es auch fern, daß frühere Kontakte bestanden haben könnten. Wahrscheinlich gab es also 494 keine Bestätigung der Verpfändung durch Sebastian von Sayn. Damit dürfte auch auszuschließen sein, daß es regelmäßige Kontakte zwischen der Kirche und den Grafen gab. Offensichtlich wußte Johann von Sayn überhaupt nichts von der Verpfändung des erbten Lehens – oder er spekulierte auf die Beweisnot der Kirche.

In ihrer Antwort vom 25. August schrieben die Kirchenvertreter¹⁶, daß die bezeichneten Dörfer nach „Inhalt glaubwürdiger Briefe und Siegel dem Heiligen und der hl. Kirche St. Wendel verkauft“ worden waren und sie diese „inhab von alten langen Zeiten, hergebrachtem geruhlichem Besitz, Genießung, Gebräuchen sunder Inlegong bis auf diese Zeit“. Beigefügt waren dem Brief zweifellos keine Urkundsabschriften, denn schon zwei Tage später wiederholte Johann in seiner Antwort¹⁷ seinen Wunsch nach „wahrhaftigen Abschriften solcher Kaufbriefe.“

Ein Fortgang der Korrespondenz ist mir nicht bekannt. Da die Kirche, wie Aufzeichnungen der folgenden Jahre zeigen, im Pfandbesitz der Dörfer blieb, muß sie sich mit dem Grafen geeinigt haben, ohne aber vermutlich eine Kopie der Urkunde von 1447 zu liefern:

- In der Kirchenrechnung von 1531 verzeichnet die Kirche die von früher bekannten Einkünfte (Schaft und Mühlenpacht) sowie (unverständlich!) sogar einen Korn-Zehnt von 6 Malter 4 Faß und einen Hafer-Zehnt von 6 Malter;¹⁸
- 1537 verpachtet die Kirche St. Wendel die Raßweiler Mühle an Hans von Urweiler;¹⁹ regelt die Nutzung von Ballen Schaftgut in

Hüttigweiler,²⁰ und die Neubesetzung und Wiederherstellung von Spillers Haus in Raßweiler²¹,

- ca. 1540 zeichnet der Brudermeister Sebastian von Zeltingen den St. Wendeler Kirchenbesitz auf und schreibt darin, er habe die Dörfer Hüttig- und Raßweiler, die für 200 Goldgulden verpfändet waren, vom Kapitel von Maursmünster zurückgelöst;²²
- und 1550 schließlich beginnen die beiden Brudermeister der Kirche das 1. Hüttigweiler Gerichtsbuch.²³

Diese (ergänzungsfähige) Liste zeigt die fortdauernde Verwaltung der Dörfer durch die Kirche St. Wendel. Die Eintragungen im 1. Hüttigweiler Gerichtsbuch zeigen auch, daß die Kirche in der Institution des Brudermeisters (nämlich der Bruderschaft St. Wendelin, die nicht Teil der Kirche war) die Möglichkeit gefunden hatte, Rechte wie die Gerichtsbarkeit in Hüttigweiler (oder auch in Heisterberg) ausüben zu lassen, die sie nicht selbst ausüben dürfte. Seit 1569 treten die Brudermeister als Vorsitzende des Hüttigweiler Gerichtes auf, davor werden „Meyer und Gericht“ genannt.²⁴

Graf Johann (IV.) starb 1529, und auch er hinterließ bei seinem frühen Tod nur zwei unmündige Söhne, von denen der ältere Johann 1536 die Nachfolge antrat. Seit 1542 beteiligte sich auch sein Bruder Sebastian (II.) an der Regierung der Grafschaft Sayn; beide einigten sich am 10.8.1555 über eine Teilung ihrer Länder: danach erhielt Johann u. a. Burg und Herrschaft Monclair, Schloß und Herrschaft Meinsberg fielen dagegen an Sebastian.²⁵ Zwei Tage später, am 12.8., schrieb Johann (V.) an den Kirchenvorstand in St. Wendel: „Nachdem weiland unsere Voreltern, die Grafen von Sayn, und letzt wir die beiden Dörfer Hüttigweiler und Raßweiler, von der hochlöblichen Stift Trier zu Lehen gehabt, empfangen, und wir nach Inhalt brieflicher Urkunden und Ihr von wegen des Heiligen Sankt Wendelins und der Kirche daselbst ermelte Dörfer genußlich inhaben sollt – welcher Gestalt aber mögen wir nicht wissen –, derhalben gütlich an Euch begehend, Ihr wollet uns bei diesen beiden unterschiedlichen verständigen und Bericht tun, auch was Ihr darüber brieflich in habt in glaubwürdigen Kopien mitschicken.“²⁶ Eine Antwort der Kirche darauf ist mir nicht bekannt. Der Fortgang der Geschichte in den folgenden Jahren

spricht eigentlich dagegen, daß die Kirche ihren Besitz mit einer Kopei des Vertrages von 1447 belegte.

3. Verwirrungen um die Herkunft des Pfandbesitzes

1560 folgte auf Johann (V.) sein Sohn Adolf Graf von Sayn (bis 1568). In Adolfs Regierungszeit tauchen erstmals Merkwürdigkeiten auf bezüglich der Zuordnung Hüttigweilers innerhalb der Familie von Sayn (denn es wird 1564 in einem Verzeichnis den Herren von Meinsberg zugeordnet, also Adolfs Onkel Sebastian (II.)); zum andern aber, und vor allem, im Zusammenhang mit der Verpfändung Hüttigweilers. Da zwei Generationen der Grafen von Sayn beteuert hatten, über den kirchlichen Rechtsanspruch auf die beiden Dörfer im unklaren zu sein, dürften Existenz und Inhalt des Vertrages von 1447 damals unbekannt gewesen sein und eine Suche nach Pfandbriefen begonnen haben. Tatsächlich fand man solche, jedoch die falschen.

In zwei „Verzeichnissen der verpfändeten Renten und Gülten in der Herrschaft Monclair und Meinsberg, die wiederum zu lösen sind“²⁷ aus den Jahren 1564 und 1589 wird gleich als erstes Pfand angeführt: „Die Hälfte des Schlosses Illingen mit den Dörfern Illingen, Hüttigweiler und Raßweiler, Eigentum der Herren zu Meinsberg.“ Die hier ertauende Einbeziehung des halben Schlosses Illingen in die Pfandmasse zeigt, daß diese Verpfändung nicht aus dem Vertrag von 1447 hergeleitet worden sein kann, denn der stützt eine solche Behauptung nicht. Die Pfandmasse erinnert an andere, ältere, Verträge.

1426 hatten Johann, Herr zu Kerpen und zu Warsberg, wegen seiner drei Teile am Schloß zu Illingen, und Johann von Moncler (wegen seines einen Teils) einen Burgfrieden zu Illingen geschlossen, „den zu halten nach Ausweis und Inhalt des Burgfriedenbriefes, den die Gemeiner von Warsberg haben“, sie schwören und geloben.²⁸ Im selben Jahr hatte Johann von Kerpen seinem Schwiegervater Arnold (VI.) von Sierck für 1400 Gulden die Hälfte der Burg Illingen verschrieben mit Einverständnis des Lehns Herrn, des Grafen Johann von Moers-Saarwerden.²⁹

Aus dem Jahre 1432 sind nun mindestens drei Kopien einer Urkunde erhalten³⁰, die trotz auffälliger Unterschiede darin überein-

stimmen, daß Arnold (VI.) von Sierck seinen Illinger Pfandbesitz von 1426 weiterverpfändete an Johann Faust von Diepach, gen. Knikell, und seine Frau Anna von Stromburg für nur 1120 rhein. Gulden, welches Pfand er obendrein „verstärkt und gebessert“, wie es heißt, mit seinen Dörfern Hüttigweiler und Raßweiler, die „sein recht Erbe sind und nicht zu der Herrschaft noch Gülte Illingen gehörig.“ Dieses Pfand gelobte Arnold nicht vor Ablauf von acht Jahren zurückzufordern, was sowohl für den von Kerpen herrührenden Anteil am Schloß Illingen als auch für die beiden Dörfer gelte. Eine Auslösung dieses Pfandes ist mir zwar nicht bekannt – gleichwohl sie erfolgt sein muß – und war wohl auch 1555 den beteiligten Parteien nicht bekannt, da die Grafen von Sayn die Verpfändung offenbar einfach fortschrieben. Völlig offengelassen wurde dabei, wie die Kirche St. Wendel in den Pfandbesitz von Hüttigweiler und Raßweiler gekommen sein sollte; hier gab es eine Lücke in der urkundlichen Beweiskette: eine Weiterverpfändung der Dörfer durch Faust von Diepach an die Kirche wurde ebenso wenig angedeutet wie etwa Rechte der Kirche am halben Schloß Illingen. Dennoch ließ sich die tatsächliche Ausübung der kirchlichen Herrschaft in Hüttig- und Raßweiler nicht wegdisputieren, überdies war ihre lange Dauer durch älteste Kirchenrechnungen zu belegen.

Nach 1555 galt jedoch für lange Zeit die Legende von der Verpfändung Hüttigweilers seit 1432, und das hatte insofern Folgen, als dadurch weitere Interessenten für die beiden Dörfer ein Auslösungsrecht behaupteten. Marsilius Bergner, Advokat am Kaiserl. Kammergericht in Speyer, schrieb im September 1577 an seinen Freund Matthias Hirschbach, den nassauischen Kanzler in Ottweiler³¹, es „sei sonsten nit ohne, daß sich ein Lothringischer von Adel um Auslösung heftig tue bemühen; man halte aber dafür, es möchte noch etwas für diesmal in Bedenken gezogen werden, da ... unser gnäd. Herr Graf Ludwig (= wer?) solchen Pfandschilling an sich zu lösen ... entschlossen“ und daß „bis anhero dieses Pfandschillings halben so fleißig Nachforschung gepflogen“, und er frage sich, „was dabei eigentlich gesucht würde.“

Keiner der Interessenten kam jedoch über seine Nachforschungen in den Besitz der beiden Dörfer. 22 Jahre später, im Mai 1599, als

die Bemühungen der Interessenten noch immer anhielten, schrieb der saynische Amtmann in Homburg, Martin Möller, an Sebastian Bergner³², „daß das halbe Schloß Illingen ... meines gnäd. Herrn, dem Grafen zu Sayn, Voreltern vor vielen Jahren für 1500 (!) Goldgulden versetzt ..., daß aber Ihre Gnaden es bald darauf und in anno 1432 einem von Diepach, so eine von Stromburg zum Weib gehabt, für 1100 Goldgulden pfandweise wieder eingetan und die zwei Ihro Gn. eigene Dörfer Hüttigweiler und Raßweiler dazu gesetzt“, und im Juli desselben Jahres³³: „Aus Kopie der Pfandverschreibung ... zu ersehen, daß berührte beide Dörfer mit dem halben Haus Illingen um gar ein Geringes ... versetzt, da doch ... ein Teil desselben Hauses ihm gar nicht eigentümlich zugehörig, ... das ander aber bis zur Hälfte ihren gemelten Voreltern für 1500 Goldgulden pfandweise eingeräumt, so das Geschlecht von Warsberg, zu Lothringen wohnhaft, als Erben wieder einlösen (möchte). Berührte Dörfer aber niemandem als Ihro Gnaden (von Sayn) zugehörig.“

Die Warsberger betrachteten sich demnach angeblich als Erben Johanns von Kerpen und Warsberg in Illingen, dem 1426 ein Teil Illingens gar nicht gehörte (sondern Johann von Moncler) und der eine weitere Hälfte an Arnold von Sierck verpfändet hatte, welche Kerpens angebliche Erben nun von Siercks Erben offenbar wieder lösen wollten. Daß diese Bemühungen wenig Aussicht auf Erfolg hatten, ist klar.

4. Das Ende des saynischen Lehens Hüttigweiler

Nach Graf Adolfs Tod im Jahre 1568 teilten sich zunächst seine jüngeren Brüder Heinrich und Hermann die Regierung.³⁴ Nachdem allerdings ihr kinderlos gebliebener Onkel Sebastian 1573 und dann Hermann selbst 1588 gestorben waren, fiel nahezu ihr gesamter Besitz an den allein überlebenden Heinrich, darunter das gesamte siercksche Erbe mit Hüttig- und Raßweiler. Da Heinrich die Kinderlosigkeit seiner Ehe schon früh als endgültig einschätzte, versicherte er bereits 1588 dem als Ehemann seiner Nichte Anna Elisabeth (Hermanns Tochter) vorgesehenen Grafen Wilhelm von Sayn-Wittgenstein die Nachfolge in seinem Besitz. Was allerdings die Nachfolge in den Trierer Lehen anging, so betrachtete das Erzstift zunächst das Lehen Freusburg als ein mit Hein-

richs Tod heimfallendes Lehen, was Heinrich zum Verkauf dieses Lehens an Trier bewog. Damit setzte jedoch ein mehrjähriger, kompliziert verlaufender Streit Heinrichs gegen den Grafen Wilhelm, Kurtrier und die Kurpfalz ein um die Nachfolge in seinen Herrschaften und Lehnsgütern. Im Juni 1602 widerrief Heinrich die Schenkung an Wilhelm und vermachte seine Herrschaften Meinsberg und Monclair sowie alle seine sonstigen Lehen und Forderungen seiner zweiten Nichte Dorothea Catharina (Adolfs Tochter), einer Gräfin von Sultz; darunter müssen auch die beiden Dörfer Hüttig- und Raßweiler gewesen sein. Die Kölner Lehen konnte die Nichte im folgenden Oktober zwar noch in Empfang nehmen; für die Trierer Lehen jedoch (mit Sicherheit gilt das für die sierckschen Erbgüter³⁵ verweigerte Kurtrier die Belehnung der Gräfin und nahm die einzelnen Lehen, zum Teil nach Heinrichs Tod, gewaltsam in Besitz. Für die beiden Dörfer ist der genaue Zeitpunkt bisher nicht bekannt, doch könnte er bereits vor Heinrichs Tod gewesen sein.

Nach einem Eintrag im St. Wendeler Salbuch von 1606³⁶ ließ sich Kurfürst Lothar (von Metternich) „in anno 1601 ungefähr“ die Pfand- und Consensbriefe aushändigen, mit denen die beiden Dörfer Hüttig- und Raßweiler 1447 verpfändet worden sein müssen. Dem Eintrag zufolge war es ein Trierer Kurfürst „des Stammens von Sierck“, der die Verpfändung bewilligt hatte: „Dieselben beiden Dörfer mit aller Gerechtigkeit sind durch einen Erzbischof und Kurfürst des Stammens von Sierck dem Inhaber des Trierischen Lehnshauses Monclair verwilligt worden, der Kirche zu St. Wendel um gewisses Geld zu versetzen, als sie von obgl. Haus Monclair herrühren. Weil nun das Monclair-Lehen dem Erzstift apert und heimfällig worden, so hat ein jeder Kurfürst die Kirche abzulegen und die Dörfer mit Zugehör einzulösen.“

Dieser Eintrag gibt nun wieder den korrekten historischen Ablauf an: Danach hatte Erzbischof Jakob von Sierck dem Inhaber der Herrschaft Monclair (nämlich seinem Bruder Philipp) erlaubt, die beiden Dörfer der Kirche St. Wendel für gewisses Geld zu versetzen – hier wird es also ganz zweifelsfrei erklärt! –, da diese Dörfer dem Inhaber Monclairs gehörten. Nachdem nun das „Monclair-Lehen“ (gemeint sind die trierischen Lehen der Familie Sierck und

ihrer Erben Sayn) wieder an Trier zurückgefallen sei, habe Trier die Kirche zu entschädigen gehabt und die Dörfer einzulösen. Letzteres geschah nicht. Die unscharfe Datierung des Rückfalls auf „1601 ungefähr“ fällt auf in einem Text, der 1606 geschrieben wurde; ob sie schon 1606 nicht mehr bekannt war? Als Entschädigung zu verstehen ist wohl die Umleitung der Hüttigweiler Schatzung vom Amt St. Wendel hin zur Kirche St. Wendel, die Kurfürst Lothar in zwei Schreiben von Ende Februar 1603 dem Schultheiß St. Wendels und dem Pastor als Kirchenpfleger mitteilte, daß nämlich „der Dörfer Hüttigweiler und Raßweiler Schatzung nit (mehr) in die Landschaft, sondern in die Kirche, wie von alters (!), ziehen zu lassen“ sei.³⁷

Dort blieb sie auch bis zum Ende des Kurstaates. Damit, und vermutlich um das Jahr 1602, endete der Lehnsbesitz der Grafen von Sayn in Hüttig- und Raßweiler, von dem infolge seiner Verpfändung in den Dörfern selbst nichts zu bemerken war.

Anmerkungen:

1 LHA Kobl., 1 C/7488; und Pfa WND, Best. B, Bd 1, S. 13-14; und Pfa WND, Best. B, Bd 18, S. 768-70; und Pfa WND, Best. B, Bd 28, S. 4-7.

2 Für klärende Hinweise dazu danke ich Herrn Prof. H.-W. Herrmann

3 LHA Kobl., 1 C/12000, Bl. 1-10; Abschrift von Prof. W. Hannig

4 ebenda, Bl. 5: später erhielten die Brudermeister den gesamten Grundzins aus Hüttigweiler zuzüglich der 8 Kappen und der 100 Eier.

5 ebenda, Bl. 5

6 Pfa WND, KR Bd 3, S. 36

7 LHA Kobl., 1 C/12000, Bl. 7

8 ebenda, Bl. 5

9 In der KR von 1531 steht: „dem Meyer von Hüttigweiler von 2 Jahren für sein logelten 18 alb“ (Pfa WND, KR Bd 2, S. 32)

10 Pfa WND, KR Bd 3, S. 37 für 1554/55 und die KR der folgenden Jahre bis mind. 1672.

11 LHA Koblenz, Best. 54, Bd. XXI, S. 380; Erbfolge-Ordnung vom 31.1.1456, derzufolge die Herrschaft Sierck an Arnolds (VII.) Tochter Adelheid falle und ihren Mann Haman, Gf v. Leiningen-Rixingen.

12 A. Goerz, Reg. d. Ebfe von Trier, S. 284

13 LHA Kobl., Best. 54, Bd XXI, S. 422-23

14 Helmut Gensicke, Landesgeschichte des Westerwaldes, Wiesbaden 1958, S. 338

15 Pfa WND, Best. B, Bd 18, S. 677

16 Pfa WND, Best. B, Bd 18, S. 863; der Brief ist gezeichnet vom Pfarrer Siegfried Glock (von Oberstein) und dem Brudermeister Hans Kobell von Worms sowie einem „Adam Scholtys“, bei dem es sich um den sonst nicht bekannten Kirchenschultheiß handeln könnte.

17 Pfa WND, Best. B, Bd 3, S. 148

18 Pfa WND, KR Bd 2, S. 18 und 21; eine Lieferung des Zehnt nach St. Wendel kann eigentlich nur bedeuten, daß die Hüttigweiler zu dieser Zeit die Pfarrei Illingen aus irgendeinem Grund verlassen hatten; ein solcher Grund ist aber nicht bekannt. Anders von 1574-1625 während der protest. Periode in Illingen. Nach seiner Einführung der prot. Lehre in Illingen um 1573 bestand Hans v. Kerpen zuerst auf der Fortzahlung des Hüttigweiler Zehnt an ihn, was die Hüttigweiler mangels seelsorgerischer Versorgung aus Illingen verweigerten und den Zehnt an die Kellerei St. Wendels lieferten. Nach gütlicher Einigung Kerpens mit dem Keller und dem Bruch der Einigung durch den Keller wurden die Hüttigweiler zuerst von Marpingen aus versorgt (bis 1593), wohin sie auch ihren Zehntanteil lieferten, dann vom Pfarrer von Wiesbach (1594-1625), der danach den Zehntanteil erhielt. Ab 1626 und zu allen übrigen Zeiten wurde der Hüttigweiler Zehnt nach Illingen geliefert.

19 LHA Kobl., 1 C/7485 und Pfa WND, Best. B, Bd 1, S. 259

20 LHA Kobl., 1 C/7485, Bl. 22

21 ebenda, Bl. 23-23 R

22 Pfa WND, Best. B, Bd 1, S. 211

23 Pfa WND, Best. B, Bd 18, S. 253

24 Pfa WND, best. B, Bd 18, S. 253-276

25 Helmut Gensicke, a.a.O., S. 339

26 LHA Kobl., 1 C/7488, Bl. 13

27 Verzeichnis von 1564: LHA Kobl., Best. 54, Bd XXI, S. 465; Verzeichnis von 1589: ebenda, S. 376.

28 LHA Kobl., Best. 54 Nr. S 1083, S. 32-33; die Akte enthält 17 eng geschriebene Urkundenkopien aus dem Archiv der Herren von Sierck.

29 H.-W. Herrmann, Regesten der Grafschaft Saarwerden bis 1527, Nr. 924

30 LHA Kobl., Best. 54 Nr. S 1083, S. 42-48 (enthält Verpfändungsvertrag von 1426 zw. Joh. v. Kerpen und Arnold v. Sierck; die Weiterverpfändung dieses Pfandes zuzügl. der Dörfer Hüttig- u. Raßwlr an Joh. Faust v. Diepach von 1432; und das Revers des Joh. Faust von 1432); LHA Kobl., Best. 54 Nr. S 1076, Bl. 23; ebenda, Bl. 15a; alle drei Kopien zur Weiterverpfändung sind datiert „1432, Heilig Kreuz Tag“.

31 LAS 22/5345, Bl. 2

32 ebenda, Bl. 6-7 R

33 ebenda, Bl. 9

34 Helmut Gensicke, a.a.O., S. 339-41

35 Helmut Gensicke, a.a.O., S. 341

36 LHA Kobl., 1 C/7432, S. 21; für seine Hilfe bei der Interpretation dieses Textes danke ich Herrn Dr. Flach, LHA Koblenz.

37 Pfa St. Wendel, Bst. B, Bd 18, S. 783 und S. 862; datiert „29! Febr. 1603 more trev.“

Die Ämter des Erzbistums Trier zwischen Mosel und Blies

Eine Kartenaufnahme von Arnold Mercator

aus dem Jahre 1566 in einer „Kopie“ von Peter Balthasar von 1776

Von Roland Geiger

1. Arnold Mercator, ein Geometer des 16. Jahrhunderts

Zwischen 1559/60 und 1567 zeichnete Arnold Mercator (1537-1587), der älteste Sohn des bekannten Kartographen Gerhard Mercator, im Auftrag des Trierer Erzbischofs und Kurfürsten Johann VI. von der Leyen eine Landesaufnahme des Erzstiftes Trier.

Er fertigte wahrscheinlich vier Karten des Erzstiftes an, wovon noch drei erhalten sind.¹

2. Die älteste detaillierte Darstellung unserer Heimat

Als ich im Februar 1992 in der Staatsbibliothek zu Berlin Preussischer Kulturbesitz in der Potsdamer Straße den Bestand über „St. Wendel“ durchsuchte, fand ich im Findregister der Kartenabteilung folgenden Eintrag:

„*Haec mappa geographica exhibet satrapias Trevirenses sequentes;*

Amt Saarburg, Amt Grimburg, Amt St. Wendel, Amt Baldenau, Amt Hunolstein, Amt Berencassel, Amt Pfaltzel, Soweit es die mosel Herunder Rechterhand lieget, Amt St. Maxmin similiter, Hochgericht Kleinig, Grafschaft Veldens, Hochgericht Merzig, Sargauer Pflege, Nalbacherthal

Olim per Arnoldum Mercatorem Delineatas 1566, jam vero Perjuratum Trevirensis Aulae geometram Petrum Balthasar Renovatas et hoc Modo in lucem editas 1775.“

Ins Deutsche übertragen bedeutet das sinngemäß:

„*Diese geographische Karte zeigt die folgenden trierischen Ämter: ...Einst von Arnold Mercator 1566 (im Umriß) gezeichnet, nun allerdings durch den vom Trierer Hof vereidigten Feldmesser Peter Balthasar erneuert und diese eben öffentlich herausgegeben.“*

Als ich wenig später dieses braune, verstaubte, doppelt gefaltete Etwas, das unter „Kart. N 35860“ registriert war, auseinanderfal-

tete, entpuppte es sich als ein wahres Schmuckstück – eine handgezeichnete und handcolorierte Karte, im schwarzen Innenrand 117 cm lang und 89 cm hoch, im Maßstab ca. 1:55 000.

Sie zeigt die trierischen Ämter des Jahres 1566 südlich der Mosel (mit Ausnahme des Amtes Blieskastel, das zu diesem Zeitpunkt aber bereits nicht mehr zu Kurtrier gehörte; dafür ist aber ein Teil des Amtes Wittlich eingetragen). Eine gerahmte Vignette, die sich im oberen rechten Viertel der Karte befindet, ist mit sinnbildlichen Darstellungen der Götter Merkur und Mars verziert, eines weiteren Gottes (vermutlich eines Flußgottes) und eines Bergmanns.

Neben den bereits aufgeführten Namen der Ämter sind stilisierte Ansichten der Weichbilder der jeweiligen Hauptorte dieser Ämter eingetragen. Sie sind mit verschiedenen Farben gekennzeichnet. Diese Farben tragen ebenfalls alle Orte, die zu den einzelnen Ämtern gehören. Darüberhinaus ist jedes Amt innerhalb seiner Grenzen mit der Farbe der Hauptorte hinterlegt. So trägt in der Vignette das Bild der Stadt St. Wendel die Farbe rot auf den Dächern, blau an den Hauswänden; entsprechend tragen alle Orte, die zum Amt St. Wendel gehören, die gleichen Farben. Und das gesamte Amt St. Wendel ist mit blauer Farbe hinterlegt.

In der rechten oberen Ecke der Karte befindet sich eine Windrose mit den Haupthimmelsrichtungen: Occidens = Westen, Meridies = Süden, Oriens = Osten und Septentrio = Norden.

Die Ausrichtung der Karte erfolgte nicht – wie heute – in Nordrichtung; sie erfolgte gemäß dem eigentlichen Zweck der Karte: Da die Karte die Ämter südlich der Mosel zeigt, „schaut“ der Betrachter von Trier aus in diese Richtung, genauer geschrieben nach Südost. Die heutige Norm, Landkarten generell nach Norden auszurichten, gab es damals noch nicht. Für heutige Verhältnisse steht die Karte somit „auf dem Kopf“. In der unteren rechten Ecke be-

findet sich ein Kasten mit den Entfernungsmaßstäben in deutschen und französischen Meilen. Diese neuentdeckte „Kopie“ der Arnold-Mercator-Karte von 1566 zeigt etwa ein Drittel des heutigen Saarlandes sowie den Bereich von Rheinland-Pfalz zwischen Saarlandgrenze und Mosel.

Die obere Rand verläuft quer durch das heutige Saarland und reicht von Niederkirchen über Ottweiler, Marpingen, Eppelborn, Lebach, Falscheid, Fraulautern, Ensdorf nach Wadgassen. Von dort geht es die Saar hinab über Wallerfangen, Silwingen, Besch und Nennig und die Mosel entlang bis Wasserbillig. Der untere Rand zeigt den Mosellauf von Wasserbillig über Trier, Pfalzel, Schweich, Klausen, Kröv bis Enkirch oberhalb von Traben-Trarbach. Der linke Rand schließt über Wahlenau, Laufersweiler, Hottenbach, die Wildenburg, Birkenfeld und Reitscheid zurück nach Niederkirchen.

Markante Berge und Höhenzüge sind deutlich hervorgehoben. Das Gewässernetz ist sehr detailliert gezeichnet; kleine Unregelmäßigkeiten werden durch die Anzahl der verzeichneten Flüsse und Bäche mehr als wettgemacht. Selbst Weiher und Teiche sind eingetragen. Ein paar davon sind auch namentlich genannt, z. B. die Oister (Oster), die Blies, Prims und die Luister (Lösterbach). Wälder werden durch einzelne Bäume und Sträucher dargestellt.

Die Karte bietet ein ziemlich lückenloses Bild der damaligen Landschaft – Mühlen, Eisenschmelzen und -schmieden, Burgen, Städte, fast alle Dörfer, Kirchen, Klöster und Kapellen, sogar die Richtstätten sind abgebildet. Die Straßen sind als gestrichelte Doppellinien, die Amts- bzw. Ländergrenzen als Punktlinien eingetragen. Als Symbole für die Orte dienen wie schon beschrieben stilisierte Ansichten, die meist eine Kirche plus einige Häuser darstellen, bei den Hauptorten noch zusätzlich wichtige Gebäude bzw. interessante Ansichten zeigen. Das jeweils wichtigste Gebäude – meistens die Kirche – ist mit einem weißen Kreis versehen. Werner Martin aus St. Wendel nimmt an, daß es sich dabei um das erste Auftreten der heutigen Markierung von Orten, Städten usw. (Punkte oder Kreise) handelt. Die Burgen und Schlösser werden ebenfalls stilisiert dargestellt, z. B. die Liebenburg („Leuenburg“) bei Hofeld, die Burgen Birkenfeld und Dagstuhl, die

Schwarzenburg (bei Lockweiler), oder durch Typenbilder. – Als Beispiel sollen hierfür die Wasserburgen Naheweiler (im Bereich der Nohmühle bei Neunkirchen/Nahe), Zurlinden (heute Ortsteil von Oberthal) und Zur Motten (heute ein Hof in der Nähe von Lebach) angeführt werden. Die Richtstätten sind als – größtenteils exakt positionierte – Galgen dargestellt; die Klöster besitzen einen Abtsstab anstatt des sonst benutzten Kirchturmkreuzes: Beispiele sind Tholey, Wadgassen und Mettlach².

3. Die Darstellung des Amtes St. Wendel

Das Amt St. Wendel wird gegenüber den anderen Ämtern bevorzugt behandelt. Betrachtet man seine Grenze und die der anderen Ämter, so fällt auf, daß die St. Wendeler Grenze mit Grenzsteinen in Form von Punkten oder winzigen Kreisen „ausgesteint“ ist. Das ist bei keinem anderen Amt der Fall. Das Amt liegt im linken, oberen Viertel der Karte, also im Südosten. Es beinhaltet insgesamt 18 „Orte“, die aber – ihrer Farbgebung nach – nicht alle auch zum Amt gehören. Die verwendeten Farben sind „rot“ für die Dächer und „dunkelblau“ für die Hauswände. Zum Amt St. Wendel gehören demnach *St. Wendel*, *UrWeiller*, *NiederWeiller* (Wüstung im Stadtgebiet im Bereich der Bliesbrücke in der Bahnhofstraße), die beiden ehemals eigenständigen Orte *Breiden* (Breiten) und *Alsfas* (Alsfassen), die seit 1859 zusammen mit St. Wendel die Stadt St. Wendel bilden, die Kapellenwüstung *St. Anna* im Bereich des Übungsgeländes der französischen Kaserne, *BaltersWeiler*, *Rosberg* (Roschberg), *ForschWeiller* (Furschweiler) sowie den hier *Born* genannten Ortsteil „Borner Hof“, *Reitscheid*, *Hoffelden* und *PinxWeiller* (Pinsweiler) sowie ein einzelnes Haus oberhalb von *GeWeiller*³.

Außerhalb des Amtsbereiches, wenn auch in den Amtsfarben koloriert, liegen *GeWeiller* (Gehweiler), *Theley* und *Lebach*.

Im Amtsbereich St. Wendel befinden sich ferner die einfarbige und somit nicht zum Amt gehörige Wüstung *Spitzheller*, bisweilen auch „Spixel“ genannt (sie lag am Eichersbach unterhalb von Pinsweiler), die *Leuenburg* (Liebenburg) auf dem Schloßberg bei Hofeld, deren Dächer blau koloriert sind, weiterhin ein Haus unterhalb von *Mausbach* (eine Mühle?) sowie links von *UrWeiller*,

beide mit rotem Dach; bei letzterem handelt es sich um die 1423 erstmals erwähnte Dörrwiesmühle.

Um das Amt St. Wendel herum finden sich in unmittelbarer Nachbarschaft die Orte *Krigersborn* (Grügelborn), *Zum Hoff* (Hoof), *LeutersWeiller* (Leitersweiler), *Niederkirchen*, *WersWeiller* (Werschweiler), *Dürrebach* (Dörrenbach), *Fuirt* (Fürth), *NiederlinxWeiler*, *LinxWeiler* (Oberlinxweiler), *RommersWeiller* (Remmesweiler), *WallesWeiller* (Wallesweilerhof), *Winterbach* sowie der heutige Ort Bliesen, der aus den beiden Teilen *Niederhoven* und *Bliesen* gebildet wurde. Der dritte Bliesener Ortsteil *Elmeren* findet sich vermutlich in *EinWeiller* unterhalb von Bliesen; nach Julius Bettingens zweitem Buch über St. Wendel handelt es sich bei *EinWeiller* allerdings um Eisweiler bei Hofeld.

Der Ort mit dem seltsamsten Eigennamen findet sich in der Nähe des obengenannten *Spixheller*: *Lierste*. Ich vermute, daß Mercators Mitarbeiter die Einheimischen nicht richtig verstanden haben, als sie vor Ort nach dem Namen des Ortes fragten. Andererseits – wie schreibt ein nur hochdeutsch sprechender Mensch den heutigen Ortsnamen nieder, der in der Mundart „Hääaschde“ ausgesprochen wird?

Die Karte verwendet verschiedene Darstellungssymbole:

- einfache Häuschen mit schrägem Dach, einteiligem Giebel und rechteckiger Seitenwand (mit je zwei Fenstern). Manche der Dächer tragen Schornsteine, andere nicht. Nach welchem Kriterium diese gesetzt wurden, ist unbekannt. Ob die Anzahl der Häuschen, die einen „Ort“ bilden, von der Größe des jeweiligen Ortes abhängig ist, ist ebenfalls unbekannt. Aber Roschberg oder Furschweiler waren sicherlich nicht größer als Alsfassen, Breiten oder Urweiler, dennoch besitzen sie zwei oder sogar drei Häuschen verschiedener Größe, während die letztgenannten nur aus jeweils einem Häuschen, dieses aber mit Schornstein, bestehen. Die symbolische Bedeutung bleibt leider unbekannt, da der ganzen Karte eine Legende fehlt.

St. Wendel besteht aus mehreren Gebäuden: links ist das untere Stadttor an der Ecke Luisenstraße/Brühlstraße; rechts davon ist ein einzelnes, nicht zuordenbares Haus, gefolgt vom dominierenden

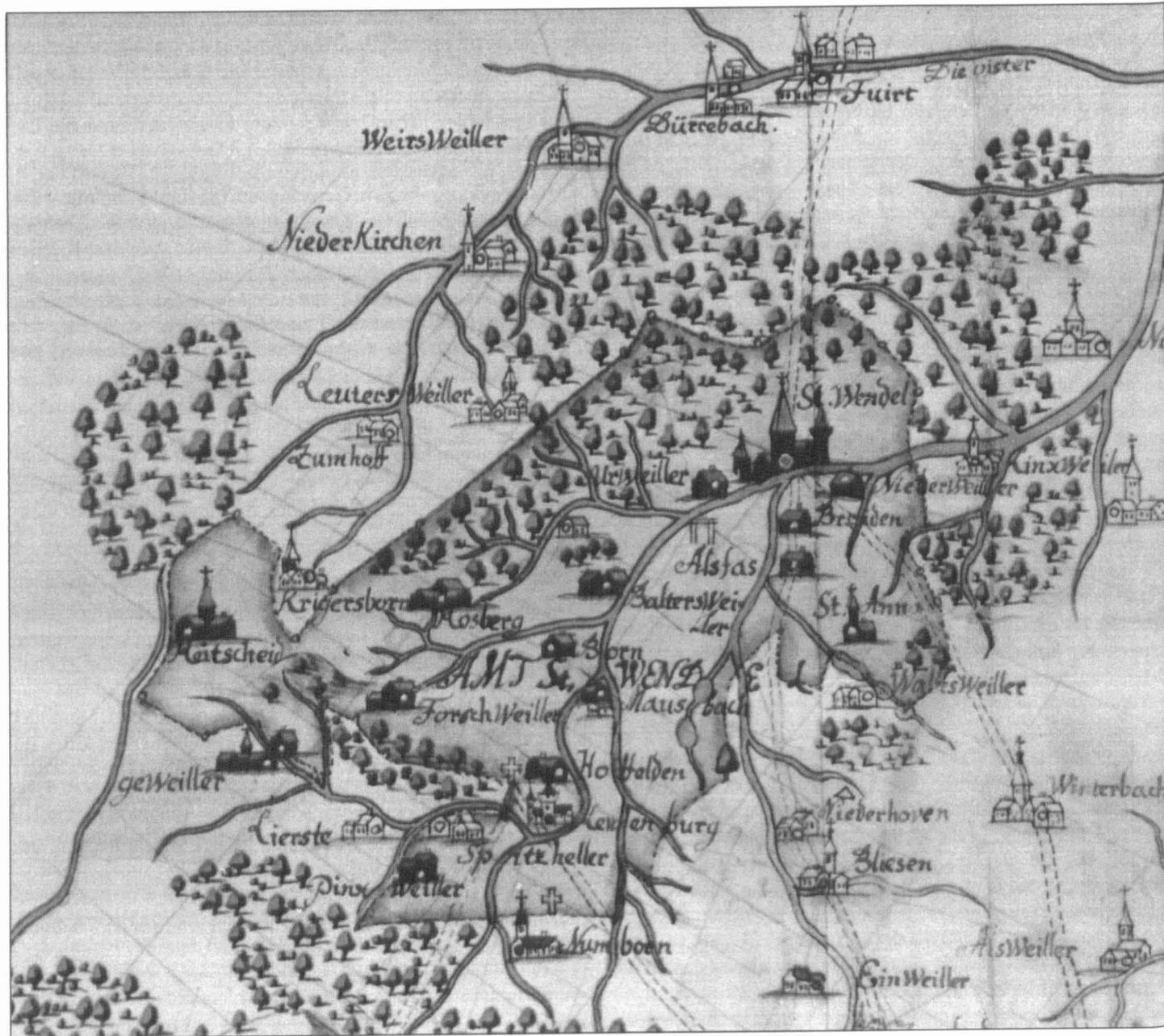
Turm der Basilika, daneben sein Kirchenschiff; der Turm am rechten Rand stellt entweder das obere Stadttor dar (unterhalb des Saalbaues) oder die Magdalenenkapelle. Die Karte, die an Trier orientiert ist, betrachtet St. Wendel aus dem Nordwesten, während die dargestellte Stadtansicht aus Südosten aufgenommen ist, d. h. St. Wendel steht verkehrt rum.

- Kirchtürme mit spitzem, viereckigem Dach und Turmkreuz. Die fünf Abteien, die auf der Karte eingetragen sind, tragen anstelle des Turmkreuzes einen Abtsstab (z. B. Tholey), ein paar Kirchen besitzen weder Turmkreuz noch Abtsstab. Beim genauen Betrachten fällt außerdem auf, daß sich bei verschiedenen Kirchen, z. B. St. Wendel, unter dem Turmkreuz eine Art Kugel befindet, die bei anderen Kirchen fehlt (z. B. St. Anna oder St. Stephan). Die Kirchtürme stehen meist nicht allein für sich, sondern in Verbindung mit einem Häuschen, daß wohl das Kirchenschiff darstellen soll. Kapellen werden als kleine Kirchen dargestellt (vergl. z. B. das Größenverhältnis zwischen dem Turm der St. Wendeler Kirche und der Kapelle St. Anna). Im Amt St. Wendel gibt es nur vier Orte mit Kirchtürmen: St. Wendel, St. Anna, Reitscheid, Gehweiler⁴

- Dreiecke bezeichnen Aussiedlerhöfe. In der Umgebung von St. Wendel finden sich der längst wüste Hof Mockenbach bei Niederhoven oberhalb von Bliesen (trägt auf der Karte keine weitere Bezeichnung) und Jmmersbach (Imsbach) unterhalb von Theley. Die Bedeutung des Dreiecks habe ich der einzigen Legende entnommen, die für eine Arnold-Mercator-Karte existiert. Sie findet sich auf der eingangs erwähnten Karte des Oberen Erzstiftes im Landeshauptarchiv Koblenz. „Curiae“ werden die Dreiecke dort genannt, was die Übersetzung „Hof“ durchaus zuläßt.

- Unterhalb von Hofeld findet sich an der Wegekreuzung ein weißes Kreuz, bei dem es sich um ein Wegkreuz handelt. Ein weiteres nahe Namborn existiert als Einrichtung heute noch; sein moderner Nachfolger steht an der Straßengabelung vor der Namborner Friedhofshalle.

- Die Richtstätte in Form eines Galgens, bestehend aus zwei Pfosten und einer Querstange, findet sich zwischen St. Wendel und



Baltersweiler. Der Standort, der auf der Karte exakt wiedergegeben ist, liegt bei „Puhle Wasser“ in der Gemarkung „Auf'm Galgenberg“ oberhalb des zu Urweiler gehörigen Elsenbacherhofes. Der jüdische Friedhof am Weg nach Urweiler liegt in einer Ecke dieser Gemarkung.

• Die Straßen sind in Form paralleler gestrichelter Linien eingetragen. Im Amt St. Wendel finden wir folgende Straßen:

1. von St. Wendel nach Trier über Tholey
2. die gleiche Strecke, nur über Winterbach und Alsweiler
3. von St. Wendel nach Südosten über Fuirth
4. von Hoffelden über Nahefelt (Nohfelden) nach Veldenz oder Bernkastel an der Mosel
5. von Hoffelden über das heutige Oberthal zur Kapelle auf dem Petersberg (diese trägt im Gegensatz zur Kapelle St. Anna bei Alsfasen keinen Namen)

Nicht eingetragen ist die unzweifelhaft vorhandene Verbindung von St. Wendel nach Hofeld über den Gudesberg und Baltersweiler.

• Die Gewässer sind im grün eingezeichnet. Im Amt St. Wendel dominiert die Blies, die mit ihren zahlreichen Zuläufen von Selbach her „hinauf“ nach St. Wendel fließt und dort den von „links“ kommenden Todbach aufnimmt. Die drei Weiher bei Wallesweiler, die der Abtei Tholey unterstanden und nicht mit den heutigen Tankfallen zusammengeworfen werden dürfen, sowie die beiden Weiher rechts von Mausbach existierten noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts; auf den heutigen Katasterkarten tauchen sie nur noch als Flurnamen auf.

• Die im Amt St. Wendel relativ spärlichen, nur oberhalb der Blies und des Todbaches stark vorkommenden Waldgebiete werden durch große und kleine Bäume in grüner Farbe dargestellt. Zwischen Bäumen und Hecken wird hierbei allerdings nicht unterschieden.

• Berge finden wir im Amt St. Wendel nur einen einzigen. Es ist der Leidenberg zwischen Reitscheid, Geweiler, Lierste und Krigersborn.

4. Mercator-Karte und Balthasar-Kopie

Die Karte ist sehr detailliert – in allen Bereichen. Dennoch muß sie mit kritischen Augen betrachtet werden. Der Betrachter sollte nicht dem Fehler verfallen, sie als reine Kopie des Peter Balthasar von Mercators Original anzusehen. Zwar hat Balthasar keine neuen Objekte in die Karte eingebracht (das zeigt sich am Fehlen von Saarlouis bzw. der Festung Mont Royal bei Traben-Trarbach), jedoch liegt die Vermutung nahe, daß er diverse Ortsnamen geändert oder hinzugefügt hat. Edmund Schömer aus Hermeskeil, der Herausgeber des Standardwerkes „Burg und Amt Grimburg“, hat die Ortsnamen im Amt Grimburg untersucht und mit der Karte verglichen. Er stellte dabei fest, daß die meisten Namen der Schreibweise des 18. Jahrhunderts entsprechen und nicht der des 16. Jahrhunderts. Doch auch andere Änderungen sind vorhanden, die belegt werden können. Das Landeshauptarchiv in Koblenz besitzt eine Karte, die (vermutlich) der französische Geometer Letisserant ebenfalls im Auftrage des Trierer Hofes erstellte. Sie trägt die Registriernummer „Abt. 702 Nr. 279“ und den Titel „Karte des lothringischen Amtes Schauenburg oder Tholey“ und wurde im Zusammenhang mit der Festlegung der Grenze zwischen den Ämtern St. Wendel und Schaumburg zwischen 1778 und 1792 angefertigt. Es handelt sich dabei um eine vereinfachte Kopie des linken oberen Teiles der Mercatorkarte: die Ortsdarstellungen der Mercatorkarte wurden auf die bereits erwähnten Kreise reduziert, die Ortsnamen in einer französischen Version genannt, die Kolorierung fehlt, und ...

Aus dem Begleittext des Koblenzer Archivs geht hervor, daß die Letisserant-Karte von einem älteren Original abgezeichnet wurde – in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts, also noch Balthasars Kopie der Mercatorkarte. Während Balthasar allerdings Zeit hatte für seine Kopie, mußte die Arbeit von Letisserant sehr schnell vor sich gehen, da seine Kopie sehr dringend gebraucht wurde. Er konnte sich also nicht viel mit Änderungen oder Aktualisierungen der Karte aufhalten. Diese Zeit hatte Balthasar aber sehr wohl.

So zeichnete er zum Beispiel die Straße von St. Wendel nach Winterbach nach seinem derzeit aktuellsten Stand ein. Diese Straße

verlief aber vor 1749 von St. Wendel über Breiten, die St. Annenkapelle und den Wallesweilerhof nach Winterbach. Kurze Zeit später wurde sie verlegt: sie verlief nun von St. Wendel aus südlich der heutigen Kaserne vorbei entlang der Grenze zwischen Amt St. Wendel und Amt Schaumburg und bog etwa in Höhe des Harschbergerhofes nach Winterbach ab. Heute verläuft sie von St. Wendel über den Tholeyberg direkt nach Winterbach.

Balthasar hat in seiner Karte (1775) den 2. Verlauf *nach* 1749 eingetragen, Letisserant in seiner Ausgabe noch den *vor* 1749. Daraus wird ersichtlich, daß Balthasar auch Änderungen vornahm, die über das bloße Variieren von Ortsnamen hinausgehen. Damit erhebt sich natürlich auch die Frage nach der Möglichkeit, die Daten der Karte auf die Zeit von 1566 anzuwenden, die Frage ihrer Autentizität. Kein Problem bei den Daten, die durch andere Quellen nachweisbar sind, z. B. diverse Wüstungen, die im 30jährigen Krieg entstanden. Jedoch ein möglicherweise sehr großes Problem bei bisher unbekanntem „Tatsachen“, die erst durch die Karte ans Licht gebracht wurden. Im Zusammenhang mit zwar eingetragenen, aber bis dato unbekanntem Kirchen stellt sich hier die Frage, ob diese Objekte bereits von Mercator eingetragen waren oder von Balthasar hinzuaddiert wurden (auf welcher Grundlage auch immer).

5. Fazit

Die Euphorie über das Auffinden der Karte war ebenso groß wie die Zweifel über ihre inhaltsbezogene Realität, die sich im Laufe der Zeit während der Beschäftigung mit der Karte einfanden.

Die Auswertung der Karte hat gerade erst begonnen. Sie stellt mit Sicherheit das älteste bekannte Dokument dar, das derart detailliert ein Bild unserer Heimat in der Mitte des 16. Jahrhunderts wiedergibt. Und festzustellen, wo die Original-Eintragungen des Arnold Mercator aufhören und die Änderungen des Peter Balthasar beginnen, ist eine Chance für die, die man Heimatforscher nennt – für die Spezialisten, die zwar als Amateure, doch dafür mit Enthusiasmus an eine solche Sache rangehen.

Anmerkungen:

1 Die Karten des Oberen Erzstiftes von 1567 (LHAK Best. 702 Nr. 2a); Karte des Unteren Erzstiftes, die nur als Nachdruck von Nicolaus Person aus dem Jahre 1689 erhalten ist (LHAK Best. 702 Nr. 1); Karte der Westeifel, Fürstabtei Prüm, Kopie v. Stephan Haack v. 1761 nach dem Original von 1560 (Stadtbibliothek Trier, Sign. Kt 3/44)

2 Diverse Kirchen besitzen kein Turmkreuz; der Grund, etwa ob es sich dabei um evangelische Kirchen handelt, ist unbekannt..

3 Vermutlich die Mühle in Gehweiler. Sofern dies der Fall ist, hat der Kartenzeichner Mühle und Ort vertauscht, denn der Ort Gehweiler lag auf der Seite des Eichersbaches, auf der die Mühle eingetragen ist, während Gehweiler gegenüber lag

4 Eigenartigerweise hat gerade Gehweiler bis zum heutigen Tag nie eine Kirche besessen

Anmerkung der Schriftleitung:

Die Staatsbibliothek zu Berlin, Kartenabteilung (Dr. L. Zögner), wird die Arnold Mercator Karte von 1566 (Kopie 1775) als Faksimilie mit einem Textteil veröffentlichen, zu dem auch Roland Geiger einen Teil beitragen wird.

Die Annenkapelle und die Wendelskapelle

Zwei Wallfahrtstätten und ihre Beziehung zu St. Wendel

Von Gerd Schmitt

St. Wendelin und St. Anna sind zwei von alters her in St. Wendel beliebte und verehrte Heilige gewesen. Dabei kommt St. Wendelin die selbstverständlich größere Bedeutung zu, weil die Stadt St. Wendel eine ganz enge und einmalige Beziehung zu ihm hat, besitzt sie doch in einer prächtigen Kirche in kostbarem Schrein als Erinnerung an sein Wirken die Reliquien ihres Schutzpatrons. Auch heute noch machen sich Pilger von weither auf den Weg, um am Grabe Wendelins Hilfe und Segen zu erfliehen.

Über die Verehrung des Stadtheiligen ist vielerlei veröffentlicht worden; jeder St. Wendeler ist mehr oder minder mit dem Wichtigsten aufgewachsen und vertraut, so daß sich die folgenden Ausführungen auf die Geschichte der Wendelskapelle und des Wendelsbrunnens beschränken sollen.

Anders verhält es sich mit der Verehrung der hl. Anna. Der Annenkult, der etwa ab 1450 in Deutschland seine Blütezeit erlebte, war durch die Wallfahrten ins Heilige Land und später durch die Kreuzzüge nach Europa gekommen und erreichte beim Ausbruch der Reformation seinen Höhepunkt. Anna, die Mutter Mariens und Großmutter Jesu, wurde, obwohl in keiner der kanonischen Schriften irgendwo erwähnt, mit schwärmerischer Hingabe von allen Kreisen des christlichen Volkes verehrt.

Den ersten Annenaltar im Bistum Trier erhielt die Kirche St. Paulin zu Trier im Jahre 1249. Der Trierer Kurfürst Balduin von Luxemburg förderte den Annenkult nach Kräften. Der gelehrte Abt Trithemius – ein ausgangs des Mittelalters weitberühmter Mann – schrieb im Jahr 1494 ein Buch über die hl. Anna, welches weite Verbreitung fand und dem Annenkult einen weiteren Anstoß gab. Um das Jahr 1500 hatte dann die Annenverehrung ganz Deutschland erfaßt. Anna wurde zur Lieblingsheiligen des Volkes. Sie ist Patronin der Mütter, aber auch der Bergleute und der Leineweber.

Die Verehrung der hl. Anna in unserer Stadt St. Wendel setzt zu Beginn des 15. Jahrhunderts ein, und wenn sie im St. Wendeler Raum verständlicherweise nie die Hochblüte des Wendelinskultes erreichen konnte, so hat die Annenverehrung doch im Bereich des alten kurtrierischen Amtes St. Wendel unübersehbare Spuren hinterlassen. Es sei an die 1792 errichtete Pfarrei St. Anna in Furschweiler oder die 1931 errichtete Pfarrei St. Anna in Alsfassen/Breiten erinnert.

Die St. Annenkapelle

Die Errichtung eines Kultortes für einen Heiligen, hier also der St. Annenkapelle, setzt voraus, daß ein Bedürfnis der Erbauer besteht, ihre Hingabe und Verehrung öffentlich zu bekunden. Also muß die hl. Anna im Leben des christlichen Volkes hiesiger Gegend eine gewisse Rolle gespielt haben. Die erste Nachricht über die Verehrung der Mutter Anna in St. Wendel, die sich finden läßt, ist enthalten in einer Urkunde des Pfarrarchivs St. Wendelin vom Lichtmeßtag des Jahres 1405.

Der Trierer Weihbischof Conrad von Altendorf – er gehört dem Carmeliterorden an und wird in der Urkunde einfach Bruder Conrad genannt – weiht in seiner Eigenschaft als Generalvikar von Trier und Metz am genannten Tage auf Bitten des Wormser Domprobstes und St. Wendeler Kommendatarpfarrers Otto von Ziegenhain mehrere Altäre am Choreingang der St. Wendeler Kirche; am folgenden Tag (also auf St. Blasiusstag) weiht er die Gruft nebst Altar unter der Kapelle S. Maria Magdalena (die heutige Weinstube der Magdalenenkapelle in der Balduinstraße) zu Ehren des hl. Michael und aller Engel, des Apostels und Evangelisten Matthäus und der hl. Mütter Anna und Elisabeth mit dem Friedhof hinter dieser Kapelle. Als Tag der Weihe für den Altar der Gruft unter der Kapelle bestimmt er den Sonntag nach St. Blasius. Den reumütigen Frommen, welche an dem Weihetag und an jenen der

genannten Patrone in der Krypta Spenden für den Lichtschmuck geben, verkündet er namens des Trierer Erzbischofs, des Metzger Bischofs und im eigenen Namen einen Ablaß von je 40 Tagen. Somit ist belegt, daß zu Anfang des 15. Jahrhunderts die hl. Anna auch in St. Wendel verehrt wurde.

Um die Wende zum 16. Jahrhundert hatte der Annenkult im trierischen Gebiet einen gewissen Höhepunkt erreicht. Es bildete sich just im Jahre 1500 eine Bruderschaft der hl. Anna in Koblenz, zu der viele Angehörige des Hochadels und der Geistlichkeit im Trierer Erzstift gehörten. Diese Bruderschaft wurde am 27. März 1500 durch den auch in St. Wendel wohlbekannten Trierer Erzbischof und Kurfürsten Johann II. von Baden bestätigt. Der Kurfürst trat der Bruderschaft selbst bei. Auch einige St. Wendeler Namen sind im Verzeichnis der Koblenzer Annabruderschaft zu finden: Als erster in der Reihe der Geistlichen steht Matthias Gontorff, der von 1483 bis 1490 Pastor in St. Wendel gewesen war. Wir finden ferner Johann Knauff, vormals Pastor in Niederlinxweiler, dann Altarist in St. Wendel, sodann den Pfarrer Dr. Philipp Oleator, 1506 bis 1514 Pastor in St. Wendel, ferner die in St. Wendel urkundlich nachgewiesenen Altaristen Siegfried von Zweibrücken und Peter Kallenborn. Eine weitere Eintragung lautet: „Her Jorge Altarista Sancti Michaelis in Sancto Wendalino“; er scheint der Altarist des eben erwähnten Altares in der Gruft der Magdalenenkapelle gewesen zu sein. Auch die in St. Wendel am Fruchtmarkt Haus und Hof besitzende adelige Frau Catarina Staudigel von Bitsch war Mitglied der Annabruderschaft in Koblenz.

Um diese Zeit der Wende zum 16. Jahrhundert muß auch die Kapelle der hl. Anna gebaut worden sein. Sie lag außerhalb der Stadt an dem alten Weg nach Tholey. Ihr ehemaliger Standort befindet sich heute innerhalb des Truppenübungsplatzes. Die Fundamente der Umfassungsmauern und der Strebepfeiler sind Anfang der dreißiger Jahre und noch einmal 1949 freigelegt und vermessen worden. Noch heute besteht der Flurname St. Annen. Der vorbeifließende Brechbach wird auch St. Annenbach genannt. Nikolaus Obertreis weiß zu berichten, daß bereits im Jahre 1506 bei St. Annen ein Friedhof angelegt wurde, weil in Zeiten großen Sterbens der Friedhof in der Stadt zu klein war.

In einer Urkunde des Pfarrarchivs St. Wendelin vom 30. November 1508 erfahren wir erstmals, daß eine Kapelle der hl. Anna existiert. Es heißt dort u. a.: Die Eheleute Clais von Gerspach und Barbel Glockin vom Obersteyn schenken der St. Annen-Bronn genannten Kapelle, welche zu Ehren der hl. Frauen St. Annen, uners Herrn Christi Gebärerin Mutter, und Mariens erbaut ist und bei St. Wendelin gelegen ist, aber aus Mangel an Einkünften noch nicht geweiht und zum Gottesdienst verwendet werden konnte, zu Trost und Hilfe ihrer Eltern, zur Weihe der Kapelle, zur Lesung einer Wochenmesse 100 Gulden ... Die Kirche soll einen Priester mit dem Halten der Wochenmesse beauftragen. Es siegelten Clais von Gerspach, damals kurfürstlicher Amtmann, ferner Pfarrer und Kirchenvorstand sowie der Trierer Erzbischof Jakob von Baden. Im gleichen Jahre noch schließen der Rektor des Kueser Nikolausspitals, Eberhard Scholl, und der St. Wendeler Pfarrer Dr. Philipp Oleator einen Vertrag über die Einkünfte der St. Annenkapelle, denn das Kueser Spital hatte als Erbe des Nikolaus von Kues die Einkünfte der St. Wendeler Pfarrei und den halben Kirchensatz.

Am Markustage und am Mittwoch in der Karwoche wurde eine Bittprozession von der Stadt aus nach der St. Annenkapelle geführt. Am Festtag der Schutzpatronin, dem 26. Juli, wurde hier ein feierliches Hochamt gehalten. Dabei wurde auch die Lade mit den Gebeinen des hl. Wendelin in einer Prozession zur Kapelle gebracht, wie z. B. die Kirchenrechnung von 1531 vermerkt: An Träger des Heiligen zur St. Annenkapelle am Annetag -5 alb. An diesem Tag fand auch ein großer Jahrmarkt bei der Kapelle statt, der im Jahre 1740 näher an die Stadt verlegt wurde und heute in der Stadt selbst abgehalten wird.

In fast allen Kirchenrechnungen im Zeitraum von 1531 bis zu ihrem Verfall finden wir die Kapelle erwähnt, weil zum einen ihre Einkünfte verbucht werden müssen, zum anderen Ausgaben als Reparaturkosten eingetragen sind. Ein paar Beispiele auf der Einnahmeseite: 1590 Stock in St. Annakirch wurde dieses Jahr aufgeschlossen, ergab Nihil.-1594 Stock in St. Annae Kirchen wurde geöffnet, ergab nichts. – 1631 Der Opferstock in St. Annen ist nicht mehr gangbar. – Die Opferstöcke werden mehrmals erneu-

ert, so 1653 und 1655. 1657 vermerkt der Kirchenrechner Dahm: Die Opferstöcke in St. Anna und am Wendelsbrunnen wurden am 22. August vom Pastor, Kirchenrechner und Schulmeister ohne einen Vertreter des Kueser Spitals geöffnet. St. Anna war zweimal beraubt worden und enthielt nur 23 albus, der am Wendelsbrunnen enthielt 12 fl 3 alb. Und 1658 heißt es schließlich: Opferstock St. Anna ist durch die Podewils'schen Völker beraubt worden, also O. Immer wieder schlagen Reparaturen zu Buche: gerissene Glockenseile, vom Sturm zerschlagene Fenster, Dachreparaturen, 1722 Neuverglasung der Fenster; 1789 werden die Leyen (Schieferplatten) der Pfarrkirche besichtigt; was noch gut ist, wird für das Dach von St. Annen genommen.

Aus diesen bruchstückhaften Erwähnungen formt sich allmählich eine Vorstellung. Die etwas abseits gelegene Kapelle scheint in Zeiten der Not ein gern aufgesuchter Wallfahrtsort gewesen zu sein. In der Kirchenrechnung von 1625 stößt man zweimal auf eine Bemerkung des Kirchenrechners Leonhard Dahm, die diesen Sachverhalt bestätigt. Die erste Eintragung lautet: „Item am Sonntag vor Mariae geburthstag alß die Von Urweiler wegen eingerissener boeser Lufft zu St. Annen communicirt worden, deßgleichen auch die von Hoffelt den 17. 8bris (= Oktober) ist an Communion Wein uffgangen 2 maßen, costen 1 fl 8 alb“, und der zweite Vermerk an anderer Stelle: „den 17. 8bris 1625 alß die hoffelter und Maußbächer zu St. Annen wegen der Contagion communicirt werden ...“. 1625 muß also in Urweiler und kurze Zeit später auch in Hofeld und Mauschauch – alle Orte gehörten zur früheren Pfarrei St. Wendel – eine Seuche grassiert haben. Solche ansteckenden Krankheiten nannte der gebildete Leonhard Dahm mit dem lateinischen Namen Contagion; die einfachen Leute, die über die Art der Ansteckung nichts wußten, sprachen im allgemeinen von „böser Luft“. Im Jahr 1695, welches große Nässe brachte, wurden Bittgänge nach der Kapelle wegen des zu lange liegenden Schnees angeordnet. Ebenfalls wegen „vielfältigen“ Regens wurden im Juni des Jahres 1700 Prozessionen nach St. Annen gehalten.

Im Pfarrbuch des Pastors Nikolaus Keller von 1697 findet sich eine Eintragung darüber, was ein Priester zu bekommen hatte: „Ist

es aber, daß zu St. Annen oder Wendelsbrunn Meß soll geschehen, gebühren sich für Stillmeß 12 alb, für jede hohe Meß oder Singmeß 18 alb“. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts scheint die Pfarrei nach Jahrzehnten von Kriegswirren die Verehrung der hl. Anna nach und nach wieder intensivieren zu wollen. Die Kanzel wird repariert, die Fenster erhalten eine neue Verglasung, der Altar der Kapelle erhält zwei neue Flügel, und 1757 schließlich wird die 1508 erfolgte Stiftung von 100 Gulden des Clais von Gerspach für die Kapelle St. Anna, nachdem sie lange nicht gehalten wurde, wieder aufgenommen. Auf Anordnung des Trierer Erzbischofs sollen an den Tagen, an denen gewöhnlich Prozessionen dorthin gehen, zu Ehren Mariens und der Mutter Anna Messen gehalten werden: am Markustag, am Mittwoch in der Karwoche, am Ostermontag, am St. Annatag, am Dienstag nach St. Annen, ferner am 10. September und am 18. Oktober. Das St. Wendeler Pfarrarchiv besitzt vier Ablaßbriefe der Päpste Benedikt XIV. von 1753, Clemens XIII. von 1761 und Pius VI. von 1775 und 1790. Durch diese Ablaßbriefe, die alle gleichen Inhaltes sind, wurde allen Christgläubigen, die nach Beichte und Empfang der hl. Kommunion die Kapelle der hl. Anna bei St. Wendel und ihre Altäre von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang besuchten und dort für die Einigkeit der christlichen Völker und Erhöhung der hl. Mutter Kirche beteten, ein vollkommener Ablaß gewährt.

Wie sah die Kapelle aus? Die neueren Forschungsergebnisse von Dr. Arnold Strube 1949 sowie Ralf Backes und Roland Geiger seit 1989 liefern ein ziemlich genaues Bild des Bauwerkes. An ein quadratisches Schiff von 8 m Seitenlänge schloß sich ein dreiseitiger Chor von ca. 2 m Tiefe an. Sechs Strebepfeiler stützten die Mauern des Schiffes, zwei die Ecken der Chormauern. Der Innenraum bestand wahrscheinlich aus zwei Gewölbejochen mit Drei-Achtel-Chorabschluß. Es ist davon auszugehen, daß die Kapelle 7 Fenster besaß, davon ein größeres Hauptfenster in der Chorabschlußwand. Die Maße des Innenraumes betragen 6,60 m in der Länge und 6,20 m in der Breite. Die Höhe des Raumes wird auf 5 bis 6 m geschätzt. Die Kapelle war mit Leyen gedeckt und besaß einen Dachreiter, in welchem zwei Glocken hingen. Auch die Strebepfeiler waren oben mit Schiefer gegen Witterungseinflüsse geschützt. Aus den Kirchenrechnungen geht hervor, daß die

Kapelle einen Fußboden aus Sandsteinen hatte. Sie besaß einen Flügelaltar und eine steinerne Kanzel. Vielleicht gehörte auch die spätgotische Anna-Selbdritt-Gruppe, die sich heute in der Pfarrkirche zu Güdesweiler befindet, zur Ausstattung. Vor der Kirche lag ein weiter, auf drei Seiten ummauerter Platz. Hier fand bis zum Jahr 1740 der Annenmarkt statt.

Die Erhaltungskosten der Kapelle waren recht hoch, zumal das Kueser Hospital nach altem Vertrag einen Teil der Kapelleneinkünfte beanspruchte, was zur Folge hatte, daß man von Pfarreiseite oft nicht wußte, wie man bezahlen sollte. Im Januar 1659 fragt der Kirchenpfleger Johann Dhame bei der kurtrierischen Kanzlei an, wie er verfahren solle, und schreibt: „Ebenso fordert der Rektor des Kueser Hospitals seinen Anteil am Opferstock zu St. Annen; da diese Capelle aber sonst kein Eigentum hat, müßte er sich auch an den Erhaltungskosten beteiligen“, und an anderer Stelle heißt es: „als wird gefragt obengenannte Capell mangell anderer mittel gantz verfallen lassen oder mit dem gantzen Opfer, wen etwas fällt, gnädigst ahnbefohlenermaßen im Bauwe erhalten solle“. Trier befiehlt dem Kirchenrechner, sich an den bisherigen Brauch zu halten und sich von Kues nicht weiter irre machen zu lassen. Der Opferstock brachte ohnehin fast nichts. Zur Verdeutlichung der Situation eine Randglosse der Kirchenrechnung von 1667: „Opferstock in St. Annen und vom Wendelsbrunnen erbringen O. Nota bene weilen beede opfer Stöck von der Stadt entlegen, als werden selbe schier allezeit abgerissen und uffgeschlagen“. Die Pfarrei mußte also in der Regel ansehnliche Beträge zuschießen, um die Kapelle in gutem Zustand zu erhalten. Sie konnte froh sein, wenn Spenden der folgenden Art eingingen wie etwa 1676, als die hinterlassene Tochter des Michael Bock in Trier ihr Erbteil an dem Haus zu St. Wendel der St. Annenkapelle stiftete.

Nordöstlich der Kapelle stand ein Haus zur Beherberung eines Eremiten, der den Glöckner- und Küsterdienst versah. Bereits 1531 ist ein Bruder zu St. Anna erwähnt, welcher für seinen Dienst 1 Malter Korn erhielt. Einige Klausner sind namentlich bekannt. 1736 stirbt am 8. Juli Nikolaus Curdt; er ist, wie das Pfarrei-Sterberegister ausweist, „Eremita ad Sanctam Annam“; nach ihm lebt bei St. Annen Claude Riotte, 1766 Alexius Zimmermann, der spä-

ter die Wendelskapelle betreut, 1773 bis 1779 Bruder Macarius, von 1780 bis 1794 Bruder Mathias Linden. Als französische Revolutionssoldaten 1794 auftauchten, wurde jener letzte Eremit vertrieben, und das Kirchlein begann zu verfallen. Auch das Eremitenhaus verfiel. Es war ursprünglich – ebenso wie die Klausnerie an der Wendelskapelle – Eigentum der Familie Dhame/von Hame, welche beide Eremitenhäuser 1772 unter Vermittlung des Marienburger Eremitenkapitals an die Pfarrei St. Wendelin veräußerte.

Bereits zwei Jahre vor der Flucht des letzten Klausners hatte es einschneidende pfarrorganisatorische Maßnahmen gegeben, welche auch den Status der Annenkapelle berührten. Der letzte Kurfürst von Trier, Erzbischof Clemens Wenzeslaus, hatte am 4. Mai 1792 gegen den Einspruch des St. Wendeler Pastors Dr. Bender die Pfarrei St. Wendelin aufgeteilt. Die Pfarrei Furschweiler war errichtet worden, indem er die Ortschaften Borner Hof, Eisweiler, Gehweiler, Heisterberg, Reitscheid, Hofeld, Pinsweiler, Roschberg und Furschweiler zur Pfarrei St. Anna zusammengefaßt und mit den Einkünften der St. Annenkapelle und des Dominikusaltars in St. Wendel begabt hatte. Der Altarist des genannten Altares, Erasmus Funk, wurde erster Pastor in Furschweiler. Die Kapelle lag weitab vom Pfarrort. Der Altar kam nach Furschweiler. Beide Glocken wurden abgehängt; die kleinere befindet sich heute im St. Annenkapellchen des Wallesweiler Hofes, die größere kam nach Furschweiler. Heute hängt sie auf dem Friedhof in Gehweiler. Sie trägt in Minuskeln die Umschrift: „clas von enen gos mich anno m ccccc maria heisen ich“. In der Folgezeit gab es noch etliche Streitpunkte zwischen den beiden Pfarreien zu regeln, die die Einkünfte betrafen.

Die Kapelle verfiel zusehends. Sie wurde 1803 wieder in die Pfarrei St. Wendelin umpfarrt. Von St. Wendeler Seite fragte man in Trier an, ob noch weiter Gottesdienst in der Kapelle gehalten werden solle, da doch die Glocke in die Furschweiler Kirche gekommen sei. Die Kapelle sei anderthalb Stunden von der Stadt entfernt und fasse kaum 100 Personen. Demnach scheint die Bereitschaft, die Kapelle zu unterhalten, kaum noch vorhanden gewesen zu sein.

Der bei der Kapelle gelegene Friedhof wurde noch um die Wende zum 19. Jahrhundert als Seuchenfriedhof genutzt. 1796 wurden noch sächsische Soldaten, die in der Stadt an einer Seuche gestorben waren, bei St. Annen beerdigt. 1809 war die Kapelle gänzlich verfallen. Der Maire von Wallhausen, Friedrich Eschrich, ließ das Material versteigern. Der St. Wendeler Bürger Philipp Cetto erwarb die Steine. Diese wurden zum Bau der Bliesbrücke in Niederweiler, also der Brücke in der heutigen Bahnhofstraße, verwendet. Als 1931 eine neue Pfarrei in Alsfassen/Breiten errichtet wurde, entsann man sich der Tradition und erwählte die Mutter Anna zur Pfarrpatronin. An den alten Wallfahrtsort erinnert nur noch der Flurname „St. Annen“ am Brechbach.

In der Basilika St. Wendelin hält eine Statue der Mutter Anna in der Reihe der Zunftheiligen das Gedächtnis an eine einstmals doch blühende Verehrung der Mutter Mariens in St. Wendel wach. Und ob der Besucher des Annenmarktes noch etwas vom Ursprung dieses Marktes weiß?

Die Wendelskapelle

Als die St. Annenkapelle auf der Alsfasser Gemarkung zu verfallen begann, war unsere heutige Wendelskapelle gerade ein halbes Jahrhundert alt. Sie liegt näher an der Stadt, nur eine Viertelstunde Fußweges vom östlichen Stadtrand entfernt im Tal des Bosenbaches zwischen Bosenberg und Atzenhübel. Sie ist Endpunkt eines vom oberen Stadttor über die Anhöhe des Eulenkopfes hinüberführenden ehemaligen Wallfahrtsweges, der im 15. Jahrhundert mit sieben Steinbildern der Passion Christi, sogenannten „Fußfällen“, versehen war. In früherer Zeit trug ein Teil der an den Weg angrenzenden Flur den Namen „Beym alten Angebot“.

Der Überlieferung nach stand an der Stelle des jetzigen kleinen Gotteshauses vordem die Klausur des hl. Hirten und Eremiten Wendelin, und die Quelle sprudelt dort, wo der Heilige seinen durstigen Schafen Wasser schaffte, indem er seinen Hirtenstab in die ausgedörrte Erde stieß.

So berichtet die Legende; in Wirklichkeit dürfte es sich bei dem Wendelsbrunnen wohl um ein uraltes, vorchristliches Quellenheiligtum handeln, an welchem heidnischen Fruchtbarkeitsgott-

heiten geopfert wurde, worauf eine im Jahre 1893 unmittelbar beim Brunnen aufgefundene steinerne Kultaxt hindeutet. Daraus entwickelte sich bei unseren fränkischen Vorfahren ein Heiligtum des Wettergottes Donar. Noch 1739 beklagt sich der Pfarrer von St. Wendelin, Johann Stackler, über den Mißbrauch des Begehens der sogenannten „Donnerfeste“ und versucht, dem Aberglauben durch das Feiern einer Messe an den sogenannten „Hageltagen“ (Montag und Donnerstag) zu begegnen.

Um die Beziehungen unseres hl. Wendelin zu dem Quellenheiligtum zu erklären, darf man annehmen, daß Wendelin bei seiner Missionstätigkeit eben dort gewirkt hat, um dem Volksglauben, der mit der Quelle zusammenhing, entgegenzutreten; auch kann man in dem christlichen Ritus der Brunnensegnung den Versuch erblicken, in Anlehnung an die heidnische Frühjahrs-, Quell- und Brunnenweihe den alten Glauben zu verdrängen.

Aus dem Quellenkult entwickelte sich nach und nach die christliche Wallfahrt. Der Besuch der Pilger galt zunächst einmal dem Brunnen, dessen Wasser als heilkräftig angesehen wurde. Die Wallfahrer brachten in alter Zeit als Opfergaben Erzeugnisse des Ackerbaues und der Viehzucht in Form von Wolle, Flachs, Korn, aber auch Schinken und Speckseiten.

Die Quelle war ursprünglich jahrhundertlang ein von Hecken und Bäumen eingefasstes Heiligtum. Seit wann bei dem Brunnen eine Kapelle stand, ist ungewiß. 1682 wurde am Wendelsbrunnen ein „Bethäusgen“ errichtet. Bei dem Kapellchen stand ein aus Holz errichtetes Eremitenhaus, welches der St. Wendeler Bürger Henrich Georg als Einsiedler bewohnte.

Fast nie wird in früheren Zeiten von einer Kapelle gesprochen; im allgemeinen ist die Rede vom „Wendelsbrunnen“, ein Hinweis darauf, daß die Quelle der eigentliche Gegenstand der Verehrung war. Seit 1655 gab es auch einen Opferstock am Wendelsbrunnen, der wie der Opferstock bei St. Annen häufig aufgebrochen und beraubt wurde, was auch die Eremiten nicht hindern konnten. Die Einsiedler versahen ihren Küsterdienst und lieferten von Zeit zu Zeit die Spenden und Opfergaben beim Kirchenschaffner in St. Wendel ab. Erst als die jetzige Kapelle errichtet war, schloß die

Pfarrei einen Vertrag mit den Eremiten, demzufolge sie alljährlich 18 Reichstaler an die Stadtpfarrkirche abliefern und das Wachs in der Kapelle stellen mußten. Dafür konnten sie Flachs und Hanf, die man der Kapelle opferte, sowie alle Lebensmittel behalten.

Namentlich bekannt sind außer dem 1690 genannten Henrich Georg (oder Görgen) 1703 ein Bruder Martin, 1713 der Eremit Jakob, welcher am 8. Juli sechzigjährig starb und in der Pfarrkirche begraben wurde. Von etwa 1730 bis 1753 lebte bei der Wendelskapelle ein Bruder namens Nickel Riehm, der wegen verschiedener Verstöße gegen die Eremitenregel auf Befehl des Erzbischofs seinen Platz verlassen mußte. Dann versah ein Bruder Johannes Friedrich Werner den Küsterdienst. Bruder Johannes dürfte der erste gewesen sein, der die 1755 neu erbaute Klausur bezog. Dann wohnte Bruder Robertus im Haus am Wendelsbrunnen. Er ist nachgewiesen von 1757 bis 1763. Das Totenbuch der Pfarrei vermerkt unter dem Datum vom 13. Mai 1763: „Obiit post factam a latronibus interfectionem Frater Robertus Daniel Eremita ad fontem sancti Wendelini aetatis quadraginta octo circiter (Es starb durch von Räubern verübten Mord Bruder Robertus Daniel, Eremit am Wendelsbrunnen, im Alter von ungefähr 48 Jahren)“. Es folgte ein Bruder Jakob, dann von 1773 bis zu seinem Tode 1777 Alexius Zimmermann, der zuvor Klausner bei St. Annen gewesen war, dann die Brüder Arsenius und Henrich, die von Revolutionssoldaten vertrieben wurde. Von etwa 1800 ist das Eremitenhaus bis heute fast ununterbrochen bewohnt gewesen, teils von Einzelpersonen, teils auch von älteren Ehepaaren.

1755 ließ der kurtrierische Amtmann, Hofrat Franz Ernst von Hame, die jetzige Kapelle und ihr Eremitenhaus errichten. Den Entwurf fertigte der Trierer Augustinermönch Joseph Walter; erstellt wurde der Bau von dem St. Wendeler Maurer und Steinmetz Johannes Schubmehl, der die Steine aus dem bei Alsfassen gelegenen Gemeindebruch bezog. Die Kapelle, ursprünglich als private Andachtsstätte gedacht, ging schon 1756 in den Besitz der Pfarrei über. Sie wurde am 22. September 1758 zu Ehren der hl. Margareta, Königin von Schottland, und der hl. Maria Magdalena geweiht. 1772 wurde das ebenfalls 1755 erbaute Eremitenhaus von den Von Hame'schen Erben an die Pfarrei St. Wendelin verkauft.

Das Äußere des Bauwerks wirkt schlicht und zeigt, vornehmlich am Portal, barocke Stilelemente. Erst im Innern entfaltet sich die Anmut und Leichtigkeit des Rokoko. Vor allem die Stuckdecke beeindruckt durch reizvolle figürliche Darstellungen. Umrahmt von Füllhörnern und sich auf Wolken wiegenden Putten, die Blumenkörbe tragen, erscheint auf der Mitte der Decke das strahlende Auge Gottes, von Engelsköpfen flankiert. Der dreiseitige Chorabschluß geht nach oben in den offenen Glockenturm über und zeigt in seinem Hauptfeld die auf Wolken thronende hl. Dreifaltigkeit. Wer die Decke geschaffen hat, ist nicht feststellbar.

Der Altar stammt ebenfalls aus der Epoche des Rokoko, ist aber älter als die Kapelle und von anderer Stelle hierher versetzt worden. In der Altarnische steht das Standbild des Bauernpatrons St. Wendelin in der für die damalige Zeit typischen Hirtentracht, den Hirtenstab haltend, unter dem linken Fuß die verschmähte Königskrone Schottlands. Flankiert wird die Statue von den unter einem Säulenaufbau stehenden Seuchenpatronen St. Sebastianus und St. Rochus.

Die drei genannten Figuren sind nicht die ursprünglichen. Die Kapelle wurde 1793 und 1794 stark verwüstet und verunehrt, auch ihrer Glocke beraubt. Dabei müssen die Altarfiguren verbrannt sein, denn der bereits erwähnte Klausner Henrich Schmitz erhebt einige Jahre später Anspruch auf Bezahlung der 1794 in der Wendelskapelle verbrannten und von ihm neu angeschafften Bilder der hl. Wendelin, Sebastian und Rochus.

Über dem Standbild St. Wendelins schwebt unter einer Altarkrone eine von zwei Engelchen begleitete Madonna. Die Wappentusche zu ihren Füßen zeigt einen Löwen, umkränzt von heraldischen Lilien. Die Bedeutung ist noch nicht geklärt. Es zeigt Anklänge an das schottische Wappen und an das Wappen der Pfarrei. Das Gemälde auf dem Antependium des Altartisches, welches den hl. Wendelin als Hirten in der heimischen Landschaft darstellt, wird dem Bernkasteler Maler Franziskus Freind zugeschrieben, der dem Altar im Jahre 1758 die farbliche Fassung gab.

Die sechs Fenster stellen Szenen aus der Wendelslegende dar. Geschaffen wurden sie von Glasmaler Binsfeld aus Trier im Zuge

einer 1933 vorgenommenen Restaurierung des Bauwerks. Besondere Beachtung verdient die von unbekannter Hand stammende Barockmadonna an der linken Seitenwand.

Vor der Kapelle liegt der Brunnenhof. Über dem von Sandsteinquadern gefaßten Quellbecken befindet sich ein steinernes Kreuzifix, an dessen Seite eine Figur des Bauernpatrons St. Wendelin steht. Überdacht werden Brunnen und Skulpturengruppe von einem auf Veranlassung des Hofrats von Hame 1753 errichteten Steinbaldachin. Er trägt die Inschrift: „Sancti pastoris, qui fons de rupe salutis/Scaturit, aequè homini subventi atque gregi! (Quell des heiligen Hirten, der dem Felsen des Heiles entspringt, komm zu Hilfe den Menschen und Tieren!)“ Die jetzige Mauereinfassung des Brunnens stammt aus den Jahren 1772/73. Das Standbild des hl. Johannes Nepomuk über der Quellbedachung stand ursprünglich auf der Johannesbrücke in der Brühlstraße und wurde im September 1812 von Baumeister Wenzeslaus Eichler am jetzigen Standort aufgestellt.

1977 erfolgte die letzte große Renovierung von Kapelle und Brunnenhof. So steht nun diese Verehrungsstätte des Stadtheiligen in erneuerter Schönheit da als reizvolles bauliches Kleinod in einer anmutigen Landschaft.

Jährlich zieht an zwei Bittagen der Bittwoche eine Prozession der Pfarrei St. Wendelin zum Kapellenheiligtum des Stadtpatrons, um Gottes Segen und die Fürbitte des Heiligen für Flur und Saaten zu erflehen. Am Pfingstmontag findet die jährliche Segnung der Pferde und Zugmaschinen der Bauernschaft des Umlandes an der Ka-

pelle statt: Ausdruck der Verbundenheit der Landbevölkerung zu jenem von alters her heiligen Ort. In den Sommermonaten wird an jedem Dienstag, dem besonderen dem hl. Wendelin zugeordneten Votivtag, in der Kapelle eine Messe gefeiert. Täglich reihen sich die Pilger ein in die jahrhundertlange ununterbrochene Reihe der stillen Beter, die an diesem Ort Trost erhofften und Zuversicht fanden.

Quellen und Literatur:

- I.
Dokumente des Pfarrarchivs St. Wendelin St. Wendel, Abteilungen US, KR, D und B
- II.
Backes, Dörfler-Dierken, Geiger u. a.: St. Anna – die Geschichte einer Kapelle, Hrgb. Museum St. Wendel, Ausstellungsdokumentation, St. Wendel 1993
- Bettingen Julius, Geschichte der Stadt und des Amtes St. Wendel, St. Wendel 1865
- Litz Johann, Die Verehrung der hl. Anna in der Diözese Trier, unveröffentlichtes Manuskript, Koblenz-Lützel 1944
- Müller Max, Geschichte der Stadt St. Wendel von ihren Anfängen bis zum Weltkrieg, St. Wendel 1927
- Obertreis Nikolaus: Stadt und Land des hl. Wendelin, St. Wendel 1927
- Schmitt Gerd: Die Wendelskapelle, in: St. Wendel – 650 Jahre Stadt, Hrgb. Stadt St. Wendel 1982
- Schmitt Hans Klaus, Die Wendelskapelle, 2. Aufl., St. Wendel 1975
- Schmitt Hans Klaus, St. Anna – Verehrung im alten St. Wendel, in: Gemeinde unter dem Zelt Gottes – 50 Jahre St. Anna in St. Wendel, Hrgb. Pfarrei St. Anna, St. Wendel 1980
- Selzer Alois, St. Wendelin – Leben und Verehrung eines alemannisch-fränkischen Volksheligen, 2. Aufl. Mödling 1962

Advent

Von Renate Kiefer-Siebert

Lautlos sinkt der Wintertag
in die lange Nacht.
Aus den grauen Wolken
taumelt sacht
und federleicht
die weiße Pracht.
Adveniat –
Kommen wird das Kind.
Draußen weht Dezemberwind,
deckt die Wege zu.
Fluß und Bäche sind erfroren.
Alles Leben scheint verloren –
Wär' uns nicht
das Kind geboren
und mit ihm die Ruh'
uns'rer Welt auf sich genommen.
Freue dich,
denn es wird kommen,
still

und ohne äuß're Pracht.
In der rauhen Winternacht
steht dein Haus
im Schnee versunken
in der dunklen
kalten Zeit.
Doch der Himmel öffnet weit
alle seine Pforten.
Und auf Erden allerorten
Menschenherzen sind bereit.
Brennen Kerzen.
Wundergleich
leuchtet in dem Erdenraum
der hellsten Hoffnung
Lichterbaum.
Aus des hohen Himmels Reich
klingt von Engelsharfen leise,
leise
fromme Weihnachtsweise.

Reformen in Kurtrier und ihre Auswirkungen auf St. Wendel

Von Bernhard W. Planz

Der Dreißigjährige Krieg und die Kriege Ludwigs XIV. hatten das Kurfürstentum Trier schwer getroffen. Dennoch wurden die Folgen rasch überwunden. Gleichzeitig setzte eine Reihe fähiger Landesherren Reformen in Gang, um den Kurstaat zu modernisieren.

Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg (1716 – 1729) vereinfachte den Verwaltungsapparat, ordnete das Justiz-, Steuer-, Armen- und Gesundheitswesen neu und begann mit einer Reorganisation der Trierer Universität. Unter seinen Nachfolgern Franz Georg von Schönborn (1729 – 1756) und Johann Philipp von Walderdorf (1756 – 1768) drangen durch die Mitarbeit des Leibniz-Schülers v. Spangenberg und des Professors und späteren Weihbischofs v. Hontheim erste aufklärerische Anschauungen in Regierung und Verwaltung ein, was an der Trierer Universität und an den beiden Gymnasien des Kurstaates, in Trier und Koblenz, größere Freiheit in Lehre und Unterricht mit sich brachte. Die Wahl von Clemens Wenzeslaus von Sachsen im Jahre 1768 bedeutete den Sieg der Reformrichtung. Zwar war Clemens Wenzeslaus kein „Radikalreformer“ wie sein Großcousin Joseph II. seit 1780 in den habsburgischen Erblanden, eher war er zögerlich und unentschlossen, wenn es um Veränderungen ging, aber er berief als Minister und Mitarbeiter fast durchgängig Persönlichkeiten, die reformorientiert waren.

Eine Fülle von Verordnungen ergoß sich in den folgenden Jahren, besonders Mitte der 80er Jahre, über Stadt und Land. Da waren die Maßnahmen im „weltlichen“ Bereich: die Weiterführung der Universitätsreorganisation, die Einsetzung einer staatlichen Schulkommission, die anstelle des Generalvikariates die Oberaufsicht über das Schulwesen übernahm, die Gründung eines Schulfonds, die inhaltliche und didaktische Neugestaltung des Volks- und Gymnasialschulwesens, die Einrichtung einer Lehrerbildungsanstalt („Normalschule“) in Koblenz. Da waren die Maßnahmen im

religiös-kirchlichen Bereich: die verschärfte Kontrolle des monastischen Lebens¹, die Heranziehung der Klöster im Rahmen der Finanzierung des Schulfonds, die Modernisierung des Bestattungswesens (M 1), die Reduzierung der kirchlich gebotenen Feiertage, das Verbot mancher als abergläubisch eingestufte Bräuche, das Verbot vieler Prozessionen (M 2) und insbesondere das – wenn auch aus wirtschaftlichen Erwägungen miterwachsene – Toleranzpatent des Jahres 1784, das gegen den entschiedenen Widerstand des päpstlichen Nuntius zustande kam (M 3).

Wie reagierten die „Untertanen“ auf diese Veränderungen? Mehrere Fallbeispiele aus St. Wendel, der einzigen kurtrierischen Stadt im Gebiet des heutigen Saarlandes², mögen darauf eine Antwort geben.

Das Toleranzpatent von 1784 ermöglichte Protestanten in eingeschränktem Umfang, sich im Kurstaat niederzulassen, vom Bürgerrecht aber waren sie noch immer ausgeschlossen. Ohne Bedeutung blieb in diesem Zusammenhang, daß schon in der Verordnung zur Neuaufnahme von Bürgern aus dem Jahre 1779 der einengende Konfessionsvorbehalt fehlte³. In St. Wendel empfand man offenbar das Toleranzpatent für so unpräzise, daß sich Amtmann Gatterman – entsprechend dem Schlußhinweis des Patentes – an die kurfürstliche Regierung wandte, als 1786 ein inzwischen in St. Wendel ansässiger Protestant zu wissen wünschte, „inwieweit ihm die Ausübung der protestantischen Religion (...) gestattet sei.“ Die Antwort der Regierung blieb indirekt, sie verwies lediglich auf den Fall, der bereits unmittelbarer Anlaß des Toleranzpatentes gewesen war (M 4).

Ein großes Problemfeld stellten die Volksschulen dar. (Sie befanden sich im Bereich des Hochgerichtes St. Wendel allesamt unter der Aufsicht des Pfarrers von St. Wendalin) Ihr Zustand entsprach dem in anderen Regionen des Kurstaates: höchst unbefriedigend

in der Stadt, völlig desolat auf dem Lande. Während die Stadt über einen Schulraum im Küsterhaus verfügte und einen Lehrer fest angestellt hatte (die Klasse umfaßte 1786 allerdings rund 120 Schüler!⁴, fehlte beides in den Landgemeinden. Die Schulpflicht, schon 1685 von Kurfürst Johann Hugo von Orsbeck für den Zeitraum vom 7. bis 11. Lebensjahr festgelegt, existierte für die meisten Kinder nur auf dem Papier. Gelehrt wurden Lesen, Schreiben, Katechismus und Rechnen. Wenn Pastor Bender 1786 einen der jetzt häufiger zugeschickten Fragebögen beantworten mußte, so spürt man förmlich seinen Versuch, die Dinge nicht im aller schlimmsten Licht erscheinen zu lassen, um der Pfarrei neue Kosten zu ersparen (M 5). Tatsächlich änderte sich in St. Wendel in den nächsten Jahren wenig. Der Schulfonds konnte nicht zur finanziellen Unterstützung herangezogen werden. Dementsprechend mußte sich die Schulkommission auf statistische Erhebungen und inhaltliche und didaktische Weisungen beschränken. Es dauerte bis zur französischen Ära, daß 1798/1803 eine zweite und dritte Klasse errichtet werden konnte⁵.

Ein anderer Problembereich war der Friedhof. Er lag um die Mitte des 18. Jahrhunderts noch immer rund um die Pfarrkirche (ein Nebenfriedhof für Seuchentote befand sich bei der St. Annen-Kapelle). Aber auch innerhalb der Kirche wurden Geistliche, Standespersonen, selbst einfache Bürger bestattet. Durch die neuen Erkenntnisse der Hygiene sensibilisiert, wandten sich Bürger, zumal Anlieger des Kirchplatzes, gegen diese Mißstände. Die entsprechende kurfürstliche Verordnung, die ihnen in der Auseinandersetzung mit „Traditionalisten“ hätte eine Hilfe sein können (vgl. M 1), war allerdings noch nicht herausgegeben. Als Weihbischof v. Hontheim – von dessen umwälzenden Thesen als „Justinus Febronius“ man wohl kaum wußte, den man sicher aber als erklärten Anhänger der Aufklärung kannte – am 12.8.1773 zur Firmung in der Stadt eintraf, entschlossen sich Ratsmitglieder, unterstützt von Amtmann von Hame und (halbherzig) von Pastor Braun, zu raschem Handeln: vor Ort ließen sie sich die Neuanlage eines Friedhofs binnen Jahresfrist dekretieren (Text s. unter M 1). Und um die Verlegung auch unumgänglich zu machen, begannen Einzelne bereits wenige Tage später „auf eigene Faust“ mit dem Abriß der Mauern des alten Friedhofs. Dieses „Sakrileg“ wiederum veran-

laßte die „Gegenpartei“, die sich hauptsächlich auf die Landgemeinden stützte, aus der Stadt finden sich nur drei Namen, zu einem umfangreichen Brief an den Weihbischof. (Ausformulierung und Schrift weisen darauf hin, daß man zu diesem Zweck einen gebildeten Schreiber herangezogen hat.) Die Entscheidung des Weihbischofs konnte nicht zweifelhaft sein: in seinem Antwortschreiben bestätigte er die Verlegung des Friedhofs (M 6). Ihrerseits aber mußten sich bald auch die „Neuerer“ nach Trier wenden, mit einer Darstellung der unhaltbaren Zustände, als nämlich der Nachfolger von Pastor Braun, Pastor Bender, sich wegen der ungeklärten Kostenfrage weigerte, den neuen Kirchhof vor dem oberen Tor einzuweihen (M 7). Erst nachdem diese Frage geklärt war, nahm Bender am 29.7.1779 die Einweihung vor. – Die endgültige Abtragung des alten Friedhofs hatte wiederum erhebliche Auseinandersetzungen zur Folge.⁶

Hart betroffen war St. Wendel durch die Prozessionsverordnung des Kurfürsten. Seit Jahrhunderten zogen im Sommer und Herbst, hauptsächlich in der Pfingst- und in der Patronatsoktav nach dem 20. Oktober, prozessionspflichtige Gemeinden aus nah und fern zur Grabstätte des hl. Wendel. Diese Wallfahrten waren untrennbar mit dem religiösen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben der Stadt verbunden. Aber St. Wendel war auch seinerseits prozessionspflichtig. Besonders zu Tholey, dem in früherer Zeit die St. Wendeler Kirche unterstanden hatte, waren die Beziehungen eng. Vergeblich versuchte die Pfarrei, für diese Prozession noch eine Genehmigung zu erhalten. (M 8) (M 9). Genauso vergeblich blieben die Eingaben des Stadtrates vom 7. und 21.7.1788, die die Zulassung von Prozessionen nach St. Wendel zum Inhalt hatten⁷ und weitere Eingaben in den nächsten eineinhalb Jahren. Eine Wendung trat erst ein, als Kurfürst Clemens Wenzeslaus unter dem Eindruck der Französischen Revolution eine restaurative Politik einschlug. Nach einer erneuten Eingabe von Amtmann Gatterman am 7.4.1790 genehmigte das Generalvikariat bereits am 19.4.1790 wieder die wichtigsten Prozessionen von und nach St. Wendel (M 10).

Wenn Althergebrachtes noch immer den Alltag in der Stadt bestimmte, so war seine irrationalste Form der Gespensterglauben-

Max Müller berichtet,⁸ daß auch im 18. Jahrhundert der „Hexenturm“ nichts von seinem Schrecken eingebüßt hatte. Selbst akademisch Gebildete gingen mit Keuz, Heiligenbild und Teufelsgeißel gegen angeblich herumschwirrende böse Geister vor. Und abends wagten sich viele Bürger aus Angst vor Gespenstern nicht vor die Haustür. Andererseits wird erstmals Religionskritik laut. So mußte sich das Hochgericht 1770 mit dem Fall einer vulgären Verunglimpfung des Rosenkranzes auseinandersetzen, wobei indirekt auch die Abwertung der katholischen gegenüber der protestantischen Konfession Ausgangspunkt der Anklage war. (M 11)

St. Wendel zeigte sich im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts in mancherlei Widersprüchen. Das Leben war nach wie vor von jahrhundertealten Traditionen, Lebensgewohnheiten und Vorstellungen geprägt, gleichzeitig wurde erstmals das Überkommene in Frage gestellt. Allerdings blieb diese kritisch-aufklärerische Haltung eine ganz partielle, war eher eine Sache von Einzelnen und da wieder abhängig von persönlicher Betroffenheit.

Anmerkungen

1 Im Gebiet des heutigen Saarlandes war besonders die Abtei Tholey betroffen, deren Landesherr der Herzog von Lothringen, seit 1766 der König von Frankreich, seit 1787 der Herzog von Pfalz-Zweibrücken war. Kirchenrechtlich gehörte Tholey zu Trier. Im Visitationsbericht von 1785 heißt es über die Abtei (zitiert nach J. Marx, Geschichte des Erzstifts Trier, Bd. 5, Anmerk. S. 202): „– per diversas monachorum inter se dissensiones, item per scandala in publico data, per varia inobedientiae erga superiores et laxitatis specimina disciplina in omnium oculis adeo intercidit, ut eidem nonnisi per visitationem autoritate ordinari instituendam occurri posse videatur“ (Übers. Planz: Durch Streitigkeiten der Mönche untereinander, ebenso durch das Ärgernis, das sie der Öffentlichkeit geben, durch zahlreiche Beispiele des Ungehorsams gegenüber den Oberen und der Ausschweifung ist die (klösterliche) Disziplin in den Augen aller bereits so sehr zusammengebrochen, daß dem, wie es scheint, nur begegnet werden kann, indem eine Visitation mit bischöflicher Vollmacht angeordnet wird.)

2 Merzig war zwar seit 1332 mit „städtischen Freiheiten“ privilegiert und konnte sich seit 1778 kurtrierische „Amtsstadt“ nennen, das Stadtrecht aber besaß es nicht (s. dazu J. H. Kell, Geschichte der Stadt Merzig und des Merziger Landes, Merzig 1958, S. 64–70).

3 Es hieß in dieser Verordnung: (Der Beamte hat sich zu erkundigen.) „ob der aufgenommen zu werden verlangende entweder ein genugsames Vermögen besitze oder irgendein gewisses Handwerk erlernt oder sonst auf eine andere Art sich und die Seinigen hinlänglich zu ernähren in Stand gesetzt, anebst auch ein guter Christ und wohlgezogener arbeitsamer Mensch sei.“ (Blattau, Statuta, Bd. 5, S. 278–280.) Die gleiche Formulierung „ein guter Christ“ findet sich auch in einer ergänzenden Verordnung aus dem Jahr 1782 (Blattau, Statuta, Bd. 5, S. 346–347).

4 Zum Vergleich zwei Angaben aus dem Amt Merzig: in Merzig bestand zum damaligen Zeitpunkt eine einklassige Volksschule mit 150, in Losheim eine mit 100

Kindern (J. H. Kell, a.a.O., S. 280 und 283).

5 Müller, St. Wendel, S. 610 ff; Bettingen, St. Wendel, Bd. 2, S. 492 ff.

6 Müller, St. Wendel, S. 702 ff; Bettingen, St. Wendel, Bd. 2, S. 378 ff.

7 Müller, St. Wendel, S. 593.

8 Müller, St. Wendel, S. 609.

M 1 Aus der neuen Begräbnisordnung vom 19.7.1777

„§ 1. Da das Beerdigen der Toten in die dem Dienst des Allmächtigen gewidmete Gotteshäuser nicht nur dem Gebrauch der ersten Christenheit und mehreren kanonischen Verordnungen zuwiderläuft, sondern auch nach der einstimmigen Erkenntnis aller Ärzten wegen den darin eingeschlossen bleibenden bösen Ausdünstungen der menschlichen Gesundheit äußerst nachteilig und gefährlich ist, so wollen Wir, daß solches in allen sowohl Pfarr- als klösterlich und sonstigen Kirchen sowie auch in allen geweihten Kapellen von nun an abgestellt sein und bleiben solle; (...)

§ 4. Wo in Haupt- und Nebenstädten die Kirchhöfe durch umliegende Wohnhäuser und Gebäulichkeiten allzuviel eingeschlossen oder auch nach der Anzahl der Pfarrgenossen zur Fassung der Leichen, bevorab bei einfallenden ansteckenden Krankheiten, nicht geräumig genug und eben daher durch das allzufrühzeitige Eröffnen der Grabstätten widrige Wirkungen zu besorgen sind, sollen dieselbe so, wie mit jenen unsrer Residenzstadt Koblenz bereits geschehen, entweder auf einem der freien Luft ausgesetzten bequemen Platz vor dem Stadttor oder doch an solche abgelegene Gegenden, die von den Hauptstraßen und Wohnungen weit genug entfernt sind, nach eingenommenem Rat und Gutachten der gnädigst rezipierten Ärzten, sobald nur tunlich, versetzt werden.“

Blattau, Statuta, Bd. 5, S. 231–239 (vorliegender Ausschnitt S. 232 f.).

M 2 Die Prozessionsverordnung vom 29.11.1784

„Von Gottes Gnaden, Wir, Clemens Wenzeslaus, Erzbischof zu Trier, des Heiligen Römischen Reichs durch Gallien und das Königreich Arelaten Erzkanzler und Kurfürst etc.

Jene Mißstände, so sich bei den in hiesiger Diözese eingeführten Bittgängen teils durch unrichtige Begriffe, teils durch Eigennutz verschiedener Leuten gegen die reine Absichten der heiligen Kirche nach und nach eingeschlichen haben, sind zwar unserer oberhirtlichen Wachsamkeit nicht entgangen, welchen Wir durch mehrere Verordnungen schon bei dem Antritt unserer Regierung standhaft zu begegnen uns angelegen sein ließen; diesem ohnerachtet entnahmen Wir durch einen jüngeren pflichtmäßigen Vortrag unserer Vikariate, daß wegen Vielheit derselben, auch willkürlicher Anordnung der Seelsorger mehrere Untertanen aus übertriebenem Eifer durch dergleichen entfernte Wallfahrten nebst nachteiligem Zehrungsaufwand ihre Haushaltungen acht und mehrere Tage ohne Vorstand verließen und statt der wahren Andacht und des heiligen Gottesdienstes in der Pfarrkirche ohne Erbauung und jemals zu erwartenden Seelennutzen müßig und schwärmend herumwanderten. Wir sehen uns daher geneigt, diesem Unfug mittelst einer allgemeinen Verordnung zu steuern und befehlen andurch gnädigst,

1. daß zwar die in der katholischen Kirche allgemein übliche Fronleichnamsprozession, so wie sie im Erzstift wirklich bestehet, beibehalten, hingegen keine andere mit dem hochwürdigsten Gut angestellt werden solle, als welche innerhalb der Pfarrkirchen, oder doch nur eines gewissen Bezirks des Pfarrorts, an hohen oder besonderen Fest- und Titulatur-Bruderschaftstagen de Sanctissimo¹ bereits eingeführt sind: auch

2. für die Zukunft sich gar keine Prozession mehr über eine Stunde weit erstrecke und daher jene, welche an weiter entlegene Orte üblich gewesen, von dem Seel-

sorger und Sende nach gegenwärtiger Verordnung abgeändert; jedoch vorläufig der diesfällige Bericht an die Landdechanten, von diesen aber nebst ihrem Gutachten an die Vikariaten eingeschickt werden, worüber ein Verzeichnis zu errichten und uns binnen vier Wochen zu überreichen ist. Damit nun die Absichten dieser gottseligen Handlung nicht verfehlet werden, so sollen

3. alle und jede Bittgänge durch die eigene Seelsorger oder andere von ihnen unterstellte Priester in den gewöhnlichen Chorkleidern geführt, mit Singen und Beten in möglichster Eingezogenheit wechselweis unterhalten, auch in der Kirche, wo die Prozession eintrifft, eine hohe oder Lesmesse samt kurzer, jedoch wohlgefaßter und erbaulichen Rede ohnmittelbar nach dem Evangelium gehalten werden.

4. Verboten Wir unter arbiträrer Strafe² jenen, welche mit der Bittfahrt ausgegangen sind, in oder außer dem Hause Speis oder Trank zu reichen, und

5. den Seelsorgern und ihren Pfarrgenossen nach Willkür besondere Prozessionen anzustellen, als wozu dieselbe für jeden Fall bei unseren Vikariaten die Erlaubnis vordersamst zu begehren und einzuholen haben. Unsere Vikariaten werden sich sowohl die gesetzmäßige Verkündigung als pünktliche Beobachtung dieser Verordnung angelegen sein lassen, zugleich die geistliche Fiskalen anweisen, bei jedem Übertretungsfalle die Anzeige zu machen und auf eine angemessene Strafe anzutragen.

Gegeben Ehrenbreitstein, den 29. November 1784 Clemens Wenzeslaus, Kurfürst¹

Blattau, Statuta, Bd. 5, S. 396–397 (Die alten Prozessionen wurden schrittweise und mit Auflagen im Rahmen der antiaufklärerischen Wendung des Kurfürsten seit Beginn der Französischen Revolution wieder zugelassen, vgl. Verordnungen vom 31.5.1789, 18.1.1790, 31.5.1790 in: Blattau, Statuta, Bd. 6, S. 161, 168, 191)

1 „Sanctissimus pater“ ist eine der alten Anredeformen des Bischofs. Hier also: mit bischöflicher Erlaubnis

2 Strafe nach Ermessen des Gerichts

M 3 Das Toleranzpatent vom 3.12.1784¹

„Von wegen Seiner Kurfürstlichen Gnaden dem Generalvikariat zu Trier (Offizialat zu Koblenz) hierdurch anfügen.

1. Bereits unterm 31. Oktober 1783 ist dem Generalvikariat (Offizialat) die Nachricht zugegangen, daß Ihre Kurfürstliche Durchlaucht nach dem Beispiele mehrerer katholischen Landesfürsten sich gnädigst entschlossen haben, in Höchst-dero Kurlanden eine beschränkte Toleranz, und zwar dergestalten einzuführen, daß die durch öffentliche Reichskonstitutionen geduldeten Religionsverwandten sich in selben häuslich niederlassen, sofort ihr Gewerbe und Handlung zum allgemeinen Nutzen des Staates daselbst ungestört ausüben können.

Damit nun die gnädigsten Absichten in der gewünschten Maße erreicht werden, so lassen Höchst-dieselben jene Bedingungen anfügen, unter welchen die Toleranz genehmigt ist und woraus das Generalvikariat (Offizialat) ersehen wird, was für Rechte den zu erduldenen Religionsverwandten eingeräumt und wie dieselben für die Zukunft zu behandeln sind. Höchst-sie wollen daher gnädigst, daß

2. besagter Vorteil nur auf Lutheraner und Kalviner sich erstreckte, unter denselben aber kein Unterschied in je einem Betrachte zu machen sei, also daß deren Niederlassung im ganzen Erzstifte an allen Orten, wo nur ein wahrer Nutzen für den Handel desselben nach vorläufiger Untersuchung anzuhoffen steht, keineswegs gehindert werde. Weil aber unter dem Vorwande dieser allgemeinen Gestattung jeder auch Unvermögende bemeldeter Gemeinde in das hiesige Gebiet sich einschleichen und also das eigentliche Ziel dieser Verfügung verfehlet werden könnte, so solle

3. jetzt berührte Erlaubnis nur von jenen Handelsleuten und Fabrikanten, so dem erzstiftischen Kommerze oder dem Lande einen wesentlichen Dienst zu leisten in stande sind, allein verstanden werden, jedoch daß

4. solche von dem Bürgerrechte, Magistratsstellen, von Regierungs- und Justizbedingungen ausgeschlossen bleiben, wenn nicht Ihre Kurfürstliche Durchlaucht wegen besonderen Ursachen oder vorzüglichen Verdiensten für ein oder anderes Glied eine Ausnahme hierin zu machen für rätlich finden.

5. Da denselben kein besonderes Forum für die unter ihnen entstehenden Strittigkeiten noch zur Zeit gestattet ist, so stehen sie in dieser Rücksicht unter der ordentlichen Stadt- oder Ortsgerichtsbarkeit ebenso wie die Katholischen, in deren Maße sie auch

6. eine verhältnismäßige Abgabe von ihrem Handel und Gewerbe abzureichen haben. Damit aber die Gewissenfreiheit im geringsten nicht gekränkt werde, so haben Ihre Kurfürstliche Durchlaucht

7. die Erkenntnis in Ehesachen, sofern sich ein Streit hierüber bei Reformierten ergeben sollte, der Landesregierung ausschließlich übertragen, um dieselbe nach ihren eigenen Grundsätzen zu beurteilen; auch

8. von den iuribus parochialibus², doch unter Erlegung von Stolgebühren³ an die katholischen Pfarrer, dergestalten befreit, daß

9. die Taufe, Konfirmation, Kommunion und Begräbnis in benachbarten protestantischen Örttern von ihnen nachgesucht, auch

10. für ihre Kinder ein geistlicher oder weltlicher Hauspräzeptor angenommen werden könne, unterdessen haben Höchst-dieselben

11. die Errichtung öffentlicher Bet- und Schulhäuser oder Kirhhöfe an noch untersaget und wollen nicht gedulden, daß

12. ein Geistlicher von oftberührten Gemeinden auf der Straße in geistlicher oder Kirchenkleidung erscheine, oder im Gegenteile

13. daß ein katholischer Pfarrer, besonders aber ein Ordensgeistlicher bei einem Kranken oder Sterbenden einer andern Religion sich einzudrängen suche, wenn er nach vorläufiger Anerbietung seiner Dienste nicht begehret worden sei. Weil aber aus diesen obschon geringen den Protestanten zugestandenen Freiheiten der Anlaß zum Übergange zu einer fremden Religion könnte genommen werden, so wollen Ihre Kurfürstliche Durchlaucht weiter, daß

14. eingebornen Katholiken, wenn solche gegen Verhoffen ihre Religion verlassen sollten, der Schutz nach Maßgabe des Westfälischen Friedens aufgekündigt und

15. als ein Vorzug der herrschenden Religion festgesetzt werde, daß, wenn ein Katholik eine protestantische Weibsperson zur Ehe nimmt, und im Gegenfalle, die Kinder beiderlei Geschlechts in der katholischen Religion zu erziehen sein, und

16. die Protestanten an katholischen Feiertagen von knechtischer Arbeit und von alldemjenigen abstehen sollen, was nach den Grundsätzen der Kirche an diesen Festen verboten ist. Gleichwie nun Vicariatus (Officialatus) diese auf wichtigen und wohlüberlegten Gründen beruhende höchste Verordnung aus angeführten Sätzen hinlänglich entnehmen wird, als versehen sich Ihre Kurfürstliche Durchlaucht zu demselben gnädigst, daß es zur Erfüllung derselben das Gehörige beitragen, in zweifelhaften Fällen aber die nötigen Verhaltensbe- fehle höchsten Ortes nachsuchen werde.

Ehrenbreitstein, den 3. Dezember 1784. Clemens Wenzeslaus, archiepiscopus et elector⁴

Blattau, Statuta, Bd. 5, S. 398–399. Hansen, Quellen, Bd. 1, S. 88 f.

1 Es handelt sich tatsächlich nur um ein Reskript. Zu einem öffentlichen Edikt, bei

dem Clemens Wenzeslaus die Grenzen der Toleranz noch erweitern wollte, ist es nicht gekommen.

2 Die „Jura parochialia“ (der sog. Pfarrzwang) verlangen (sonst) auch von Andersgläubigen, die Lasten der Pfarrei mitzutragen. Insbesondere müssen sie den Pfarrer um Erlaubnis fragen, wenn sie einen Geistlichen ihrer Konfession zu religiösen Handlungen heranziehen wollen.

3 vgl. dazu Anm. 1 unter M 4

4 Erzbischof und Kurfürst

M 4 Anfrage von Amtmann Gatterman, ob ein in St. Wendel zugezogener Protestant seine Religion ausüben dürfe. 24.11.1786.

„Hochwürdigster Erzbischof,

Durchlauchtigster Kurfürst,

Gnädigster Kurfürst und Herr!

Johann Psotta, Schönfärber seines Handwerks, wurde vermög gnädigsten Dekrets vom 23. März laufenden Jahres, dahier dabeigehabt, von Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht in die Zahl der Untertanen gnädigst aufgenommen. Derselbe hat sich seit einiger Zeit in hiesiger Stadt gänzlich niedergelassen und wünscht zu wissen, inwieweit ihm die Ausübung der protestantischen Religion, welcher er zugetan ist, gestattet sei, welches mich veranlasst, Höchst-dieselbe um die gnädigste Erklärung und Weisung in Untertänigkeit zu bitten.

Mit schuldigster Verehrung ersterbend Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht Untertänigst treu gehorsamster Gatterman

St. Wendel, den 24. November 1786¹

(Antwort am 12. Dezember 1786): „Er habe den Psotta nach denen hier beiliegenden höchsten Vorschriften in Betreff des Handelsmanns Böcking von dahier zu verbescheiden und zu behandeln.“

(In diesen Vorschriften vom 4. November 1783 heißt es:) „... obwohl Höchst-dieselbe noch zur Zeit Bedenken hatten, demselben das Bürgerrecht angedeihen zu lassen, so solle er dennoch eine denen Bürgern ähnliche Freiheit zu genießen haben. Seine Kurfürstliche Durchlaucht wollen demselben auch gnädigst gestatten, seine Kinder durch einen Geistlichen seiner Religion taufen und unterrichten zu lassen, auch in Sterbfällen sich und die Seinige an einem seiner Religion zugehörigen Ort beerdigen zu lassen. Jedoch sollte der protestantische Geistliche in keiner geistlichen Kleidung erkenntlich erscheinen und dem katholischen Pastor die gewöhnliche Jura stolae¹ entrichtet werden. ...“

KA St. Wendel, B 28, S. 179 – 183.

¹ Die „Stolgebühren“, die einem Geistlichen für bestimmte kultische Handlungen (z. B. die Beerdigung) zustehen.

M 5 Ausschnitt aus einem Fragebogen zur Schulsituation, den Pastor Bender 1786 zu beantworten hat

– Wie stark ist der Hauptort an Untertanen?

An Väter und Mütter 503, an Sohn und Töchter 914.

– (Desgleichen die Landgemeinden?)

Roschberg 24-55, Gehweiler 25-35, Heisterberg 8-17, Pinsweiler 10-21, Reitscheid 24-50, Hofeld 24-58, Mauschbach 17-38, Alsfassen 87-156, Breiten 35-53, Urweiler 107-197, Baltersweiler 53-89, Born 6-14, Eisweiler 10-20, Furschweiler 47-87.

– Wie stark ist die Anzahl der Kinder im Hauptort?

Ad 120. Den Sommer aber hindurch gehen wenige in die Schul, kaum 30. (...)

Alle lernen lesen, alle schreiben.

– Wie stark in der Filial?

Alsfassen und Breiten 30, Urweiler 40, Baltersweiler 20, Born 3, Eisweiler 4, Furschweiler 15, Roschberg 9, Gehweiler 6, Heisterberg 2, Pinsweiler 4, Reitscheid 12, Hofeld 15, Mauschbach 8.

– Ist nur eine oder sind mehrere Schulen in der Pfarrei?

Nur eine ständige in der Stadt, auf den Dörfern gemeinlich als Winterschulen.

– Sind sie hinlänglich, oder werden mehrere erfordert?

Mehrere werden nicht erfordert. Vor zwei Jahren wurde eine besondere Winterschule vor die drei Dörfer Urweiler, Alsfassen und Breiten angestellt in der Stadt, und in dem Amt nur zwei vor die übrigen Dörfer. Die Entfernung aber der Dörfer untereinander und die harte Winterszeit macht, daß die Kinder oft gar wenige erschiene.

– Welche werden erfordert und woher könnte man die neu anzustellenden Schulmeister besolden?

Die Pfarrei St. Wendel hat keinen ergiebigen Fonds zur Besoldung der Schulmeister neben dem gelinden Schulgeld der Eltern.

– Wer nehmet zur Schul?

Die Gemeinde stellet den Schullehrer vor, der Pfarrer prüft und benennt ihn.

– Stehen die einzelne Untertanen wohl?

Durchgehends sind sie sehr arm.

– Ist die Gemeinde reich, hat sie viel Gemeindeland, Wald, Wiesen?

Haben weder Gemeindeeinkünfte noch Güter.

(...) St. Wendel, den 10. Juni 1786

Martinus Bender, Pastor ad Sanctum Wendelinum¹

KA St. Wendel, B 28, S. 167-174.

M 6 Brief von „Deputierten“ an Weihbischof v. Hontheim mit der Bitte, das Dekret zur Neuanlage eines Friedhofs rückgängig zu machen. 6.9.1773.

„Hochwürdigster Herr Bischof

und Herr Herr,

Gnädiger Herr!

Als Eure hochbischöflichen Exzellenz den 13. Augusti geruheten, die Jugend der Stadt und Amt St. Wendel zu firmen, haben einige Bürger und Schöffen subreptitie¹ decretum von Hochdemselben im Namen der ganzen Pfarrei St. Wendel erwürket. So lautend: Sumpta superintus contentis per nosmet ipsos oculari inspectione, mandamus coemeterium parochiale de Sancto Wendelino, exiguum nimis, parochiali ecclesiae et incolis noxium, transferri, ac novum juxta muros urbis sat amplum construi, muris circumdari, et in eo cruce erigi, idque, infra anni spatium, sub poena interdicti moderni coemeterii. Datum in Sancto Wendelino, die 13. Augusti 1773

J. N. ab Hontheim

episcopus Myriophitanus suffraganeus Trevirensis²

Dies erteilte decretum venerieret³ die Pfarrei St. Wendel in tiefester Demut und ist erbietig, in alle Wege zu folgen, und bedauret die Pfarrei, daß einige Bürger dies aus ihrem Eigennutz zu erwürken ohne Vorwissen der Pfarrei sich unterstanden. Als wir Eurer Exzellenz hohe Ankunft dahier innen geworden, gingen den Abend vor der Ankunft Johannes Coenen, Joseph Wassenich, Johann Knoll und Wendel Demuth, alle an hiesigem Kirchhof wohnende, zusammen, erstellten unter Anführung altaristae⁴ Reitz eine Schrift nomine der Pfarrei, warben sich auch pastorem dahier, ließen einen Synodalen⁵ der Stadt nach dem anderen zu sich kommen, welche sie auch gewonnen, ohne den einigen Synodalen Jakob Cetto – die sechs

synodales derer Dorfschaften haben sie nicht einmal beigelesen –, brachten auch hiesigen Herrn Hofraten zu Unterschrift, den die Pfarrei doch entschuldigt, weil Dieselben von der Sache nicht informiert waren. Als diese preces⁶ subreptitie präsentiert waren, haben Ihre hochbischöfliche Exzellenz gedacht, uns Gefallen zu tun. Nichts aber beklaget die Pfarrei mehr, daß man eine so hohe Obrigkeit zu hinterkommen gesucht, als welche keine preces der gesamten Pfarrei, sondern nur derjenigen waren, welche dadurch ihren eigenen Nutzen suchten.

Als diese mit diesem gnädigen decreto versehen waren, hat man noch nicht gedacht an einen anderen Kirchhof, sondern aus Vorwand ihres neuen Pflasters ist man vermessenweise die Kirchmauer angefallen, und war der erste, so Hand an die Mauer angelegt, altarista Reitz, der mit allem Ungestüm die Decksteine niedergerissen. Ihm folgte Johann Riefer, Gerichtsbott, die dann um die Steine niederwarfen. Ja, Wendel Demuth als Bürgermeister gebot den Frönern, sie sollten die Mauern einreißen, welches die Bürger noch nicht taten, bis sie auch hierüber Ihrer hochbischöflichen Exzellenz ihre remonstrationem⁷ getan hätten. Unsere vier angedachte Schöffen gedachten nicht auszugelangen, sendeten wiederum ihren Gerichtsbotten zu Eurer hochbischöflichen Exzellenz. Was ihre preces in sich gehalten, hat man noch nicht erfahren und innenwerden können. Nach der Rückkunft des Botten hat Wendel Demuth ohne Vorweisung eines Befehls den 23. August wiederum Fröner gebotten, welche die Mauer umstürzen sollten. Die Fröner aber sprachen: die Mauer einstürzen sei eine Kirchenfronde und Maurersarbeit; sie seien davor, das Pflaster aufzubrechen, Sand zu schippen etc., nicht aber den Kirchhof einzustürzen. Darauf Wendel Demuth die Wacht mit Gewehr kommen ließe und wollte drei derer Fröner in die Wacht niederschmeißen lassen, das aber doch nicht geschehen ist. Er strafe aber doch die Leute jeden um 18 Albus, welches Geld sie auch gleich erlegen mußten. Davor stellte Demuth Tagelöhner ein, wo altarista Reitz der Bürgerschaft zu Trutz wieder der erste war, der die Steine umgestoßen. Lieget also diese Mauer wüchlich umgeworfen, und der Kirchhof stehet offen und ist S(anct) W(endelin) dem Vieh preis, und seid sie schon mit ihrem Pflaster über die fundamenta dieser Mauer gefahren. Man hat auch schon an drei Orten Stein abgeworfen, welches Verfahren sowohl des altarista Reitz als Demuth so die Pfarrei geärgert, daß man in ganzer Pfarrei zusammengegangen und diesen Mißbrauch gnädigsten decreti Eurer hochbischöflichen Exzellenz zu klagen sich vorgenommen.“ (...)

(Im weiteren versuchen die Briefschreiber, auch argumentativ nachzuweisen, daß eine Neuanlage des Friedhofs nicht notwendig ist. Den Gesamttenor trifft aber deutlicher eine Wendung wie die folgende:), „Daß aber jetzt die Impetranten⁸ die Begräbnisse unser Eltern zu Haus- und Verkaufsplätzen vor die Juden machen wollen, ist Stadt und Amt gar zu empfindlich.“

St. Wendel, den 6.9.1773. „Deputierte“ aus der Stadt und den Landgemeinden

(Antwort des Weihbischofs:)

„Da man allerorts, so weit möglich, suchet, die Kirchhöfer außer Städt und Flecken zu bringen, und dann in der Stadt St. Wendel eines Teils des Orts eigenes Wohlergehen es besonderes erfordert, anderen Teils sich ganz füglicher Gelegenheit hierzu daselbst ergibt, wie Wir selbst ein und anderes in dem hierüber eingenommenen Augenschein wahrgenommen, deshalb es bei der Verordnung vom 13. Augusti nup(er)⁹ dergestalten sein Bewenden, daß bei behöriger Gerichtsinstanz entschieden werde, auf wessen Kösten der neue Kirchhof zu erbauen und der alte zu zertrümmern sei.“

Trier, den 13. September 1773

J. N. v. Hontheim

Weihbischof Bischof von Myriophit“

KA St. Wendel, B 28, S. 40-60.

1 durch Erschleichung

2 (Übers. Planz: Nachdem wir uns mit eigenen Augen die Örtlichkeiten genau angeschaut haben, ordnen wir an, daß der Pfarrfriedhof von St. Wendel, da er allzu eng ist und eine Gefährdung für die Pfarrkirche und die Einwohner bedeutet, aus dem Bereich der Stadt verlegt, vor der Stadtmauer weiträumig genug neu angelegt, mit Mauern umgeben und mit einem Kreuz versehen wird, und das innerhalb eines Jahres. Die Nichtbefolgung wird unter Strafe gestellt. Gegeben zu St. Wendel am 13. August 1773. J. N. von Hontheim, (Titular-)Bischof von Myriophit, Weihbischof von Trier.)

3 verehrt

4 Geistlicher an einem der Altäre der Pfarrkirche; in gewissem Umfang verpflichtet, den Pfarrer zu unterstützen. Mit dem Altar verbunden war eine Pfründe, die dem Altaristen zur Nutznießung zustand.

5 Send. Mitglied des kirchlichen Sendgerichts, das die Kirchenzucht überwachte.

6 Ersuchen

7 Einwände

8 hier: diejenigen, die durch ihre einseitigen Informationen beim Weihbischof das Dekret erwirkt haben.

9 neulich

M 7 Eingabe von Vertretern des Friedhofsverbandes beim Kurfürsten, in der die Zustände des bisherigen Begräbniswesens in St. Wendel dargestellt werden. Um 1779.

„Die von dem alten Kirchhofe aufsteigenden Dünste hangen gleich einem dicken Nebel alle Morgen darüber und geben solchen Gestank von sich, daß die umwohnenden Bürgere sich heftig beschwerten und es fast nicht mehr erdulden können, zumalen die Toten wie die Häring übereinander liegen und, wann einer begraben wird, frisch begrabene Laden gefunden werden, welche zum Ekel zerschmettert werden müssen, um Platz zu machen. Zudem ist die Kirch selbst so mit Toden angefüllt, daß der ekelhafte Geschmack zu Zeiten die Kirch anfüllt und viele Ohnmachten verursacht.“

Müller, St. Wendel, S. 704.

M 8 Anfrage der Pfarrei St. Wendel beim Generalvikariat, ob die Prozession nach Tholey weiterhin gestattet ist. 16.2.1785.

„Bericht an ein hochwürdiges Konsistorium wegen denen in der Pfarrei St. Wendel üblich gewesen über eine Stund weit sich erstreckenden Prozessionen, mit Antrag, ob die Prozession auf Tholey beizubehalten.

Rmi, Illmi et Excellmi“

Es sind bishero in der Pfarrei St. Wendel zwei über eine Stund weit sich erstreckende Prozessionen üblich gewesen. Die eine nach Alswiler, einem von St. Wendel eineinhalb Stunden entfernten Dorf, feria tertia Rogationum², und die zweite aus Stadt und Amt nach Tholey, zwei Stunden von St. Wendel, am Freitag nach Pfingsten. Da aber gemäß höchster kurfürstlicher Verordnung vom 29. November 1784 für die Zukunft sich gar keine Prozession mehr über eine Stunde weit erstrecken soll, als hat Pfarrer und Send die erstere Prozession nach Alswiler vor die Zukunft abgeändert in eine Prozession nach St. Wendels Brunnen, eine in der St. Wendeler Pfarr eine Viertelstund von der Stadt entlegene Eremitage³ und Kapell. Wegen der zweiten Prozession aber nach Tholey gelangt an ein hochwürdigstes Vikariat diese unsere vorläufige untertänigste Vorstellung und Bericht. Gleichwie am Mittwoch nach Pfingsten die Tholeyer mit den Reliquien des hl. Mauritius eine feierliche Prozession alljährlich nach St. Wendel verrichten, also wurde auch bishero am Freitag nach Pfingsten alle Jahr von undenklichen Zeiten her aus der Stadt und Amt St. Wendel eine feierliche Prozession mit dem Sarg und Reliquien des hl. Wendelinus angestellt nach Tholey.“

(Es folgt eine detaillierte Beschreibung der Prozession. Ist sie künftig nicht mehr gestattet, so)

„steht zu befürchten, daß die von mehreren Jahrhunderten hier andauernde Andacht und Zulauf zu den Reliquien des hl. Wendelinus merklich abnehmen und nicht ohne großen Schaden der Stadt. St. Wendel sich verlieren möge. Aus diesen Beweggründen haben Pfarrer und Send von St. Wendel sich verpflichtet erachtet, durch gegenwärtige untertänigste Vorstellung und Bitt um die zukünftige Beibehaltung gedachter Prozession nach Tholey bei einem hochwürdigsten Vikariat in tiefester Erniedrigung anzusuchen. Eines hochwürdigsten Vikariats untertänigst gehorsamster Pfarrer und Send

St. Wendel, den 16. Februar 1785“

KA St. Wendel, B 31, S. 159-161.

1 Reverentissimi, Illustrissimi et Excellentissimi (Ehrwürdigste, ausgezeichnetste und vortrefflichste Herren)

2 am Dienstag der Bittwoche (vor Christi Himmelfahrt)

3 Klausel (an der Wendelskapelle)

M 9 Antwort des Generalvikariates auf die Bitte der Pfarrei St. Wendel mit Konkretisierung der Prozessionsverordnung. 6.3.1785.

„Extractus protocolli ad relationes pastorales das Prozessionswesen betreffend“ für St. Wendel

1. Werden die verordnungsmäßig vom Pfarrer und Send² umgeänderte Standörter zur Hinführung der Bittfahrt auf den 2ten Tag der Kreuzwoche³ und auf Pfingstfreitag dormalen auf St. Wendels Brunnen und resp. in die Stadt nächst angelegenen Eremitage⁴ und Kapelle andurch für gut gehalten.

2. Wird erklärt, daß die feria sexta Pentecostes⁵ übliche Prozession auf Tholey als verordnungswidrig hinfüro unterbleiben müsse, weshalb aber

3. andere Bittgänge, wie an allen anderen gebräuchlich in festo S. Marci⁶ und in feriis secundis et quartis Rogationum⁷ binnen den Bannbezirken angestellt und immer zukünftig beibehalten werden mögen. Soane gleich muß

4. am Kirchenpatronsfeste⁸ eine feierliche Prozession vor dem Pfardienst mit Umtragung des hochheiligen Guts und der Reliquien des heiligen Wendels innerhalb der Stadt umgeführt werden.

Trier vom Generalvikariat, den 6. März 1785

Pro extractu

Nicolaus Lochen, Pastor in Hermeskeil, des Landkapitel Wadrill Dechant“

KA St. Wendel, B 28, S. 154.

1 aus dem Protokoll zur Verwendung für die Seelsorger

2 vgl. Anm. 5 unter M 1

3 Montag vor Christi Himmelfahrt

4 Klausel (an der Wendelskapelle)

5 Freitag nach Pfingsten

6 25. April

7 Montag und Mittwoch der Bitt- (oder Kreuz-)woche (vor Christi Himmelfahrt)

8 20. Oktober

M 10 (Erneutes) Ersuchen des Amtmanns in der Prozessionsfrage. 7.4.1790

„Hochwürdigster Erzbischof,

Durchlauchtigster Kurfürst,

Gnädigster Kurfürst und Herr!

Die Pfarrei St. Wendel hat unter denen höchsten Orts zu Ende vorigen Jahrs vorgebrachten Beschwerden um die Wiederherstellung deren bis vor einigen Jahren üblich gewesenenen Prozessionen von Pfingstmittwoch und -freitag untertänigsten gebetten, wie das Protokoll Nr. 36, pag. 217 ausführlich enthält, worauf die gnädigste Verbescheidung erfolgte, daß seine Kurfürstliche Durchlaucht nach gutachtlich vernommenen Behörden die höchste Entscheidung zu erteilen geruhen würden. Da nun die Zeit, wo diese Prozessionen zu gehen pflegen, herannahet, bishero aber die gebettene Urlaubnis nicht erfolgt ist, so wurde ich um Wiederholen des untertänigsten Gesuchs angegangen, welchemnach ich mein Gutachten mit jenem des hiesigen Seelsurgers darein vereinige, daß der Pfarrei St. Wendel ihre Bitte gnädigst gewährt werden möge, indem dadurch eingeschlichener Unordnung und Unanständigkeit gesteuert wird, weil alsdann wieder die Pfarreigenossenschaft, davon viele seit Untersagung des Prozessionsgangs trutzen und paarweis nachher Tholey laufen, in Begleitung mehrerer Geistlichen hin- und hergeführt, in Ordnung und Zucht gehalten und die Gelegenheit zur Verspätung zu Tholey abgeschnitten wird. Da mehrere andere durch die erzbischöfliche Verordnung wieder nachgesehen worden sind, so würde es der hiesigen Pfarrei sehr empfindlich sein, wenn ihr jene vom Pfingstmittwoch und -freitag untersagt bleiben sollten.

Der ich in Untertänigkeit ersterbe,

Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht

untertänigst treu gehorsamster

Gatterman

St. Wendel, den 7. April 1790“

(Antwort des Generalvikariates:)

„Wird die inhaltliche Bittgänge anwiederum zu halten hiedurch per ord(inationem)¹ dergestalten gestattet, daß der Pfarrer selber jedesmal verordnungsmäßig hin- und herführe.“

Trier, am Generalvikariat, den 19. April 1790

Ex mandato²

G. Kohl“

KA St. Wendel, B 28, S. 245-247.

1 durch Verfügung

2 im Auftrag

M 11 Anklage und Verurteilung eines St. Wendeler Bürgers wegen Verunglimpfung des Rosenkranzes. Hochgericht, 29. und 31.3.1770.

29.3. „Ex officio c(ontra)¹ Johann Wagener, Wollspinner zu St. Wendel.

Als verwichenen Sonntag, den 25. dieses (Monats), in Johann Wassenichs² Haus hintersten Stübgen – in Gegenwart unterschiedlichen Leuten und Lutheranern – dieser sich soweit vergessen, unter deme geführten Diskurs über die Rosenkränze zu antworten, daß er auf selbige W(utzen?) schieße(n lasse), mithin eine solche Verschimpfung zum Abscheue anderen ohngeahndeten nicht zu belassen sei. Mit besonderen Beifügung, daß die Lutheraner noch besser wären als die Katholischen seien.“ (Es schließt sich die Befragung des Angeklagten an. Zwei der Fragen lauten:)

„5. Ob dann nicht gehort, daß der Johann Wassenich zu dem (Lutheraner) Wirtz von Oberlinxweiler gesprochen, daß einige Schiff voll Rosenkränze auf dem Weg und hoffentlich ihme auch einer zu Trier werden dürfte.“

„6. Ob Citatus³ auch mit der Prozession (am 25. März, dem Fest Mariä Verkündi-

gung) gewesen. (Antwort:) Nein, weil er unpäßig gewesen sei.“

31.3. (Im ersten Teil der Sitzung werden die grotesken Begleitumstände der Sitzung vom 29.3. untersucht, als aufgebraute Bäcker – unter ihnen Schöffen – die laufende Verhandlung erheblich störten.)

„Continuatio ex officio c(ontra) Johann Wagener, Wollspinner von hier.

Erschienen Beklagter. Vorgehend, daß er gebetten haben wollte, ihm mit den Kosten zu verschonen und eine gütliche Straf angedeihen zu lassen. Er wäre betrunken gewesen und hätte sich auf dem Diskurs, so von dene Rosenkränz gewesen, herausgelassen, er täte etlichen in ihre Rosenkränz W(utzen?) schmeißen, und ein Teil der Lutherischen täten ihre Sach besser halten als wie die Katholischen. Und dieses wäre den verwichenen Sonntagnachmittags nach der Prozession geschehen in des Johann Wassenichs Haus. Wie er nun diese Ausdrückung im Trunk gebraucht, also bät er umb Nachsicht.“

(Es werden zwei Zeugen vernommen, die die Anklage bestätigen. Urteil:)

„Da Johann Wagener, Wollspinner, nicht allein mit seiner lästerlichen Ausdrückung, sondern auch wegen deme ordnungswidrigen Trinken auf den Sonntag, sich gröblich vergessen und das noch in Gegenwart des lutherischen Wirtz von Oberlinxweiler, auch an denen Katholischen schwere Ärgernis gegeben, als wird derselbe hiermit verwiesen, daß er in Gegenwart sämtlicher bei dieser Lästerung gegenwärtig gewesen Leuten das gegebene Ärgernis abbitte und zu einer wohlverdienten Straf ad 24 Stund eingetürmet und der Kirch 2 Pfund Wachs erlegen solle mit Abtrag Kosten.“

(Es folgen die Unterschriften des Amtmanns und der Schöffen.)

StA St. Wendel, Hochgerichtliche Justiz- und Polizeiprotokolle der Stadt und des Amtes St. Wendel, 1768-1770, S 126, S. 351 ff.

1 Von Amts wegen gegen

2 Er ist offenbar identisch mit einem der Schöffen, die über Wagener zu Gericht sitzen!

3 Angeklagter

4 Fortsetzung (der Verhandlung) von Amts wegen gegen

Ungedruckte Quellen

StA St. Wendel

Stadtarchiv St. Wendel

KA St. Wendel

Kirchenarchiv St. Wendel

Gedruckte Quellen

J. H. Blattau, Statuta synodalia, ordinationes et mandata archidioecesis Trevirensis, Bd. 5, Trier 1846, Bd. 6, Trier 1847.

J. Hansen (Hg.), Quellen zur Geschichte des Rheinlandes im Zeitalter der Französischen Revolution 1780-1801, Bd. 1, Bonn 1931 (= Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde Bd. 42,1).

Literatur:

J. Bettingen, Geschichte der Stadt und des Amtes St. Wendel, 2 Bde. St. Wendel 1865.

M. Braubach, Vom Westfälischen Frieden bis zum Wiener Kongreß, in: Rheinische Geschichte, Bd. 2, hsg. von F. Petri und G. Droge, Düsseldorf 1976.

G. Kentenich (Hg.), Geschichte der Stadt Trier von ihrer Gründung bis zur Gegenwart, Trier 1915.

J. Marx, Geschichte des Erzstifts Trier, Bd. 5, Trier 1864.

M. Müller, Die Geschichte der Stadt St. Wendel von ihren Anfängen bis zum Weltkrieg, Saarbrücken 1927 (unveränderter Neudruck St. Wendel 1981).

F. Pauly, Aus der Geschichte des Bistums Trier, Bd. 3, Trier 1973.

Die Sachsen-Coburgischen Grubenbaue in Dörrenbach

Von Reimund Benoist

Das Grenzkohlenflöz

Der Ostertalort Dörrenbach liegt im nordöstlichen Teil des Saarlandes und im südöstlichen Teil des Kreises St. Wendel. Dieses Gebiet des mittleren Ostertales ist zwar durch seine reizvolle Landschaft bekannt, nicht aber als Bergbaurevier, obwohl hier fast hundert Jahre lang Bergbau betrieben wurde. Trotz der Abseitslage besteht auch – wie nachfolgend beschrieben – eine geologische Anbindung an das saarländische Kohlenrevier.

Die saarländischen Gruben liegen alle im Bereich des Saar-Kohlebeckens. Dieses verläuft sattelförmig, aus dem Warndt kommend, innerhalb eines Gebietes, das in nord-westlicher Richtung begrenzt wird durch die Linie Saarlouis-Ottweiler-Frankenholz. Bei

der Entstehung dieser Formation vor 300 Millionen Jahren im Erdaltertum (Paläozoikum) reichte ein Nordzipfel des Beckens bis in die Randgebiete des heutigen Kreises St. Wendel. Durch Aufaltungen und tektonische Verschiebungen bedingt, wurde die ursprünglich waagerechte Lage der Kohleschichten (Flöze) so verändert, daß diese heute „ansteigen“ oder „einfallen“.

Unsere Steinkohlenflöze gehören zur erdgeschichtlichen Formation des Karbon, die in die Abteilungen (Epochen) des Oberkarbon und Unterkarbon untergliedert wird. Diese wiederum werden überlagert von den Formationen des Perm, unterteilt in die Epochen Zechstein und Rotliegendes. Außerdem sind im Saarland noch die Formationen des Quartär, Trias und Devon mit den zu-

L E I T S C H I C H T E N				
Zeitalter	Formation	Abteilung	Gruppe	Schichten
E R D A L T E R T U M (Paläozoikum)	Perm	Rotliegendes	Kuseler Schichten	Altenglaner Sch.
				Remigiusb. Schichten
Karbon	Oberkarbon	Ottweiler Gruppe (Stefan)	Saarbrücker Gruppe (Westfal)	Breitenbacher Schichten
				Heusweiler Schichten
				Dilsburger Schichten
				Göttelborner Schichten
				Gemeindebann Dörrenbach

(Benoist 2/94)

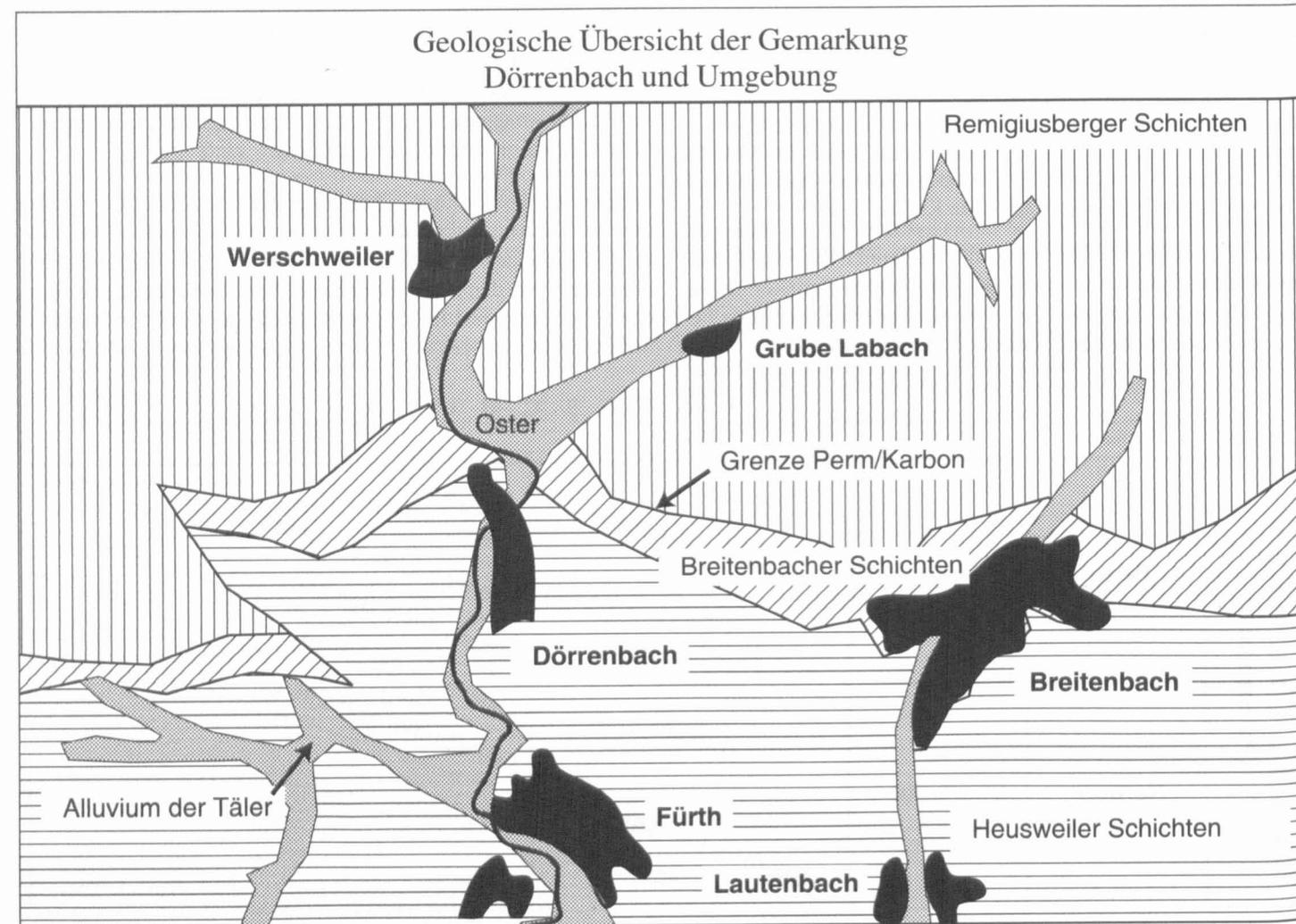
Ausgehende Leitschichten auf dem Gemeindebann Dörrenbach

gehörenden Abteilungen oder Epochen an der Oberfläche aufgeschlossen oder durch Tiefbohrungen nachgewiesen¹

Die von Südwesten nach Nordosten einfallenden Schichten des Oberkarbon werden unterteilt in die Saarbrücker Schichten (Westfal) und die diese überlagernden Ottweiler Schichten (Stefan).

Die Gemarkung Dörrenbach liegt, geologisch gesehen, im Bereich von zwei verschiedenen Erdformationen und drei verschiedenen Schichten bzw. Abteilungen:

1. dem zur Formation des Perm gehörenden Rotliegenden. Aufgeschlossen sind die zu den Kuseler Schichten gehörenden Remigiusberger Schichten



Verlauf der Breitenbacher Schichten

2. den zum Oberkarbon (Ottweiler Schichten) gehörenden
 - Heusweiler Schichten
 - Breitenbacher Schichten

Erwähnenswert ist auch, daß außer den zur Erdformation des Quartär gehörenden alluvialen Ablagerungen der Talauen der östliche Gemarkungsteil noch von einer nur wenige Meter breiten und hohen, fast oberirdisch verlaufenden Ader mit basisch-magmatischem Gestein, auch Kuselit oder Basalt genannt, durchzogen wird. Diese Ader beginnt am Höcherberg und endet zwischen Hoof und Leitersweiler.²

Die vorstehende, in Anlehnung an die „Geologische Karte des Saarlandes“³, skizzierte Darstellung der Gemarkung Dörrenbach verdeutlicht das Zusammentreffen der Erdformationen „Perm“ und „Karbon“ auf dem Dörrenbacher Gemeindebann. Sehr gut erkennbar ist der Verlauf der Oberen Ottweiler Schichten, auch Breitenbacher Schichten genannt.

Charakteristisch für die Breitenbacher Schichten sind die graugefärbten Gesteine mit Schiefertone, Sandschiefer, Konglomerate und Kohle. Die Remigiusberger Schichten des Unterrotliegenden sind dagegen rot gefärbt. In diesen Schichten sind Kalkablagerungen enthalten. In der Dörrenbacher Gemarkung „Im Grevengloch“ wurde dieses Kalkgestein bis vor hundert Jahren noch oberirdisch gewonnen bzw. durch einen „Kalkstollen“ erschlossen. In den Breitenbacher Schichten ist das

- „Breitenbacher Hausflöz“ oder
- „Hausbrand-Flöz“ oder
- „Grenzkohlen-Flöz“ genannt, enthalten.

Die Breitenbacher Schichten und das diese Schichten durchziehende Kohlenflöz bilden die Grenze des Saarkarbons zum Perm. Dies hat in der Fachliteratur zu der häufig gebrauchten Bezeichnung Grenzkohlenflöz geführt. Die Bezeichnung hat also überhaupt nichts damit zu tun, daß das Flöz Gemeinde-, Kreis- oder Landesgrenzen durchzieht.

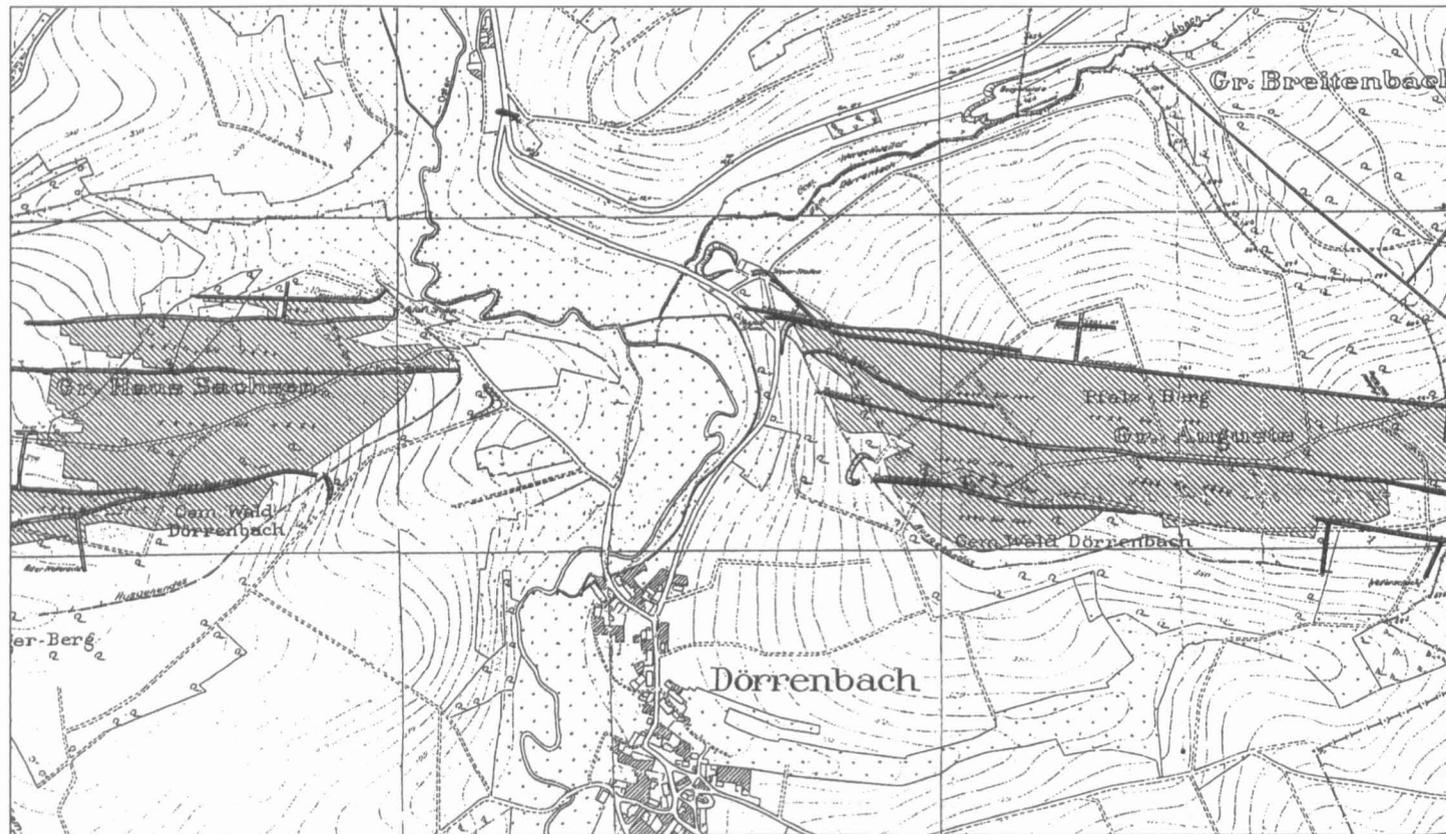
Das Grenzkohlenflöz ist das einzige auf dem Dörrenbacher Bann ausgehende⁴ bergmännisch abbaubare Kohlenflöz. Alle anderen,

von Südwesten her einfallenden Kohlenflöze des Saarkarbons liegen so tief unter dem Gemeindebann, daß auch mit der heutigen Technik ein wirtschaftlicher Abbau nicht möglich ist. Statt Grenzkohlenflöz finden wir auch häufig die Bezeichnung Hausbrandflöz. Diese leitet von den vorteilhaften Eigenschaften der Flammkohlen des Flözes ab. Diese sind schwefelarm, rußen nicht und hinterlassen im Ofen keine Schlacken, sind also für den Hausbrand hervorragend geeignet.

Die Flözmächtigkeit schwankt im Gemarkungsteil zwischen 20 cm und 45 cm und ist auf der Ostseite des Gemeindebannes stärker als auf der Westseite. Das Grenzkohlenflöz verläuft ziemlich genau in west-östlicher Richtung und fällt in nördlicher Richtung unter einem Winkel von 10° bis 12° ein. Das Ausgehende des Flözes, also der Schnittpunkt der Flözfläche mit der Erdoberfläche, verläuft von Süden kommend über Dunzweiler bis Altenkirchen und von dort in westlicher Richtung über Breitenbach bis Dörrenbach. In diesem Gebiet ist in früherer Zeit an mehreren Stellen Kohle abgebaut worden, u. a. in Dunzweiler, Altenkirchen (Grube Maximilian) und auf der zur Gemeinde Breitenbach gehörenden Grube Augustus auf der Labach.

Auf der Gemarkung Dörrenbach taucht das ausgehende Flöz erstmals südöstlich des Pfalzberges, an der Banngrenze zu Breitenbach, auf. Es verläuft dann im südöstlichen Jungenwald weiter nach Westen bis zum „Biehler Hof“ und beschreibt dann einen Bogen in Richtung Nordwesten, dem Verlauf der Oster folgend. Das Flöz „verschwindet“ in dem Bereich, wo der Labach die B 420 kreuzt. Auf der Westseite der Banngrenze, in Nähe der Eisenbahnbrücke über die Oster, „taucht“ das Flöz wieder auf. Es beschreibt dann, dem Talausschnitt des „Entenstalls“ folgend, einen Bogen nach Südwesten, bis zum höchsten Punkt des Hungerberges. Im Bereich der genannten Gemarkungsteile, im Osten in den Distrikten „Am Heizenberg“, „Am Pfalzberg“, „Im Jungenwald“ und auf der Westseite „Am Hungerberg“, „Im Entenstall“ und „Auf'm Stock“ liegen natürlich auch die Stollen der Dörrenbacher Gruben.

Die Dörrenbacher Gruben verdanken ihre Entstehung dem Zusammenwirken von mehreren, voneinander unabhängigen, Ereig-



Die Dörrenbacher Gruben Auguste und Haus Sachsen mit den zugehörigen Tagestrecken und dem Ausgehenden des Grenzkohlenflözes. Nach der „Flözkarte von dem Saarbrücker Steinkohlebezirk, Blatt 20, Dörrenbach“. Herausgegeben von „Mines Domaniales Françaises du Bassin de la Sarre“, 1923. Bearbeitet von dem Obermarkscheider Schlicker

nissen zum richtigen Zeitpunkt. Zum einen dem bereits in Kurzform beschriebenen „Ereignis“ der Entstehung des Saarkarbons und des Grenzkohlenflözes. Als zweites sind die regionalen Ereignisse nach den napoleonischen Kriegen zu nennen und drittens das Wirken der St. Wendeler Kaufmannsfamilie Cetto.

Das Fürstentum Lichtenberg

Nach der Niederlage Napoleons wurde das bis dahin zum französischen Kaiserreich gehörende linksrheinische Deutschland an

Preußen und Bayern abgetreten (1815/1816). Preußen wiederum wurde verpflichtet, von seinem Teil einen Distrikt von 69.000 Einwohnern an andere deutsche Fürsten abzutreten.

Unter diesen Fürsten befand sich auch der Herzog von Sachsen-Coburg, dem ein Landbesitz von 25.000 Einwohnern zugesagt wurde. Dieses Land wurde aus den drei Kantonen St. Wendel, Baumholder und Grumbach gebildet, zu denen insgesamt 87 Gemeinden gehörten. Die Inbesitznahme erfolgte am 11. September

1816. Das Land wurde per Dekret vom 6. März 1819 nach der Burgruine Lichtenberg bei Kusel „Fürstentum Lichtenberg“ genannt.

An der Spitze stand anfangs eine Landeskommision mit Sitz in St. Wendel. diese wurde am 12. Mai 1821 aufgelöst und durch eine neue Landesbehörde, ebenfalls mit Sitz in St. Wendel, unter der Bezeichnung „Herzoglich-Sächsische Regierung des Fürstentums Lichtenberg“ ersetzt.

Mit Staatsvertrag vom 13. Mai 1834 trat Herzog Ernst I. von Sachsen-Coburg das Fürstentum Lichtenberg gegen eine jährliche Leibrente von 80.000 Talern an Preußen ab. Das Fürstentum Lichtenberg wurde am 25. März 1835 als Kreis St. Wendel dem Regierungsbezirk Trier einverleibt.

Dörrenbach gehörte ab 1816 zum Fürstentum Lichtenberg und ab 1834 zum Kreis St. Wendel, Regierungsbezirk Trier.

Die Familie Cetto

Zur napoleonischen Zeit begann in St. Wendel die Domination der Familie Cetto, zu der im 19. Jahrhundert die einflußreichsten und vermögendsten Persönlichkeiten der Stadt gehörten. Es waren dies insbesondere die Brüder Johann Carl und Johann Phillip Cetto.

Die Geschichte der Dörrenbacher Gruben wurde fast ausschließlich durch die Mitglieder dieser Familie gestaltet. Deshalb erscheint es angebracht, an dieser Stelle die Gebrüder Cetto und ihre Nachkommen vorzustellen.⁵

(1) Johann Carl Cetto
geb. 14. 2. 1774 in St. Wendel
gest. 20. 7. 1851 in St. Wendel
Berufe:

Kaufmann und Gutsbesitzer
Ritter der Ehrenlegion
Maire der Stadt St. Wendel
Oberbürgermeister von St. Wendel
(Hauptstadt des Sachsen-Coburgischen Fürstentums Lichtenberg)
Herzoglich Sachsen-Coburgischer Rat.
Verheiratet mit Magdalena Kleutgen

(2) Johann Phillip Cetto
geb. 15. 9. 1766 in St. Wendel
gest. 31. 10. 1842 in St. Wendel
Berufe:
Kaufmann und Gutsbesitzer.
Unverheiratet

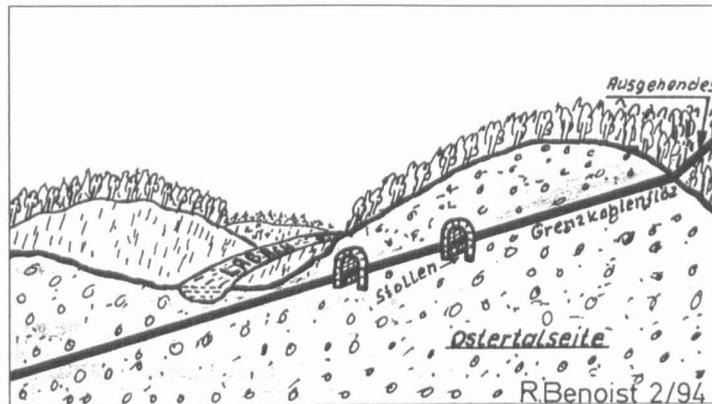


(3) Carl Phillip Cetto
geb. am 31. 5. 1806 in St. Wendel
gest. am 31. 3. 1890 in St. Wendel
Berufe:
Reichstagsabgeordneter, Inhaber des Langenfelder Hofes.
Verheiratet mit Alwine Kraut aus Saarlouis



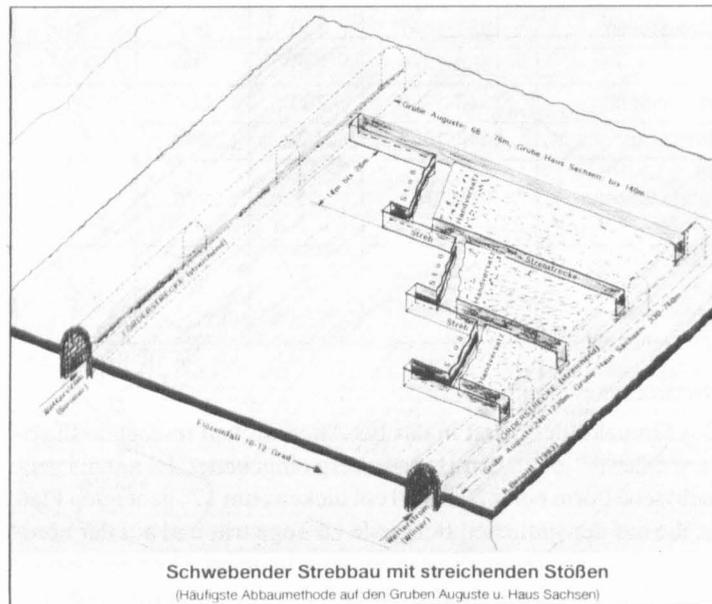
(4) Adolf Cetto
Sohn von Carl Phillip Cetto
geb. am 31. 7. 1846 in Trier
gest. am 16. 10. 1891 in St. Wendel (erschossen)
Berufe:
Ingenieur, Inhaber des Langenfelder Hofes.
Unverheiratet

Die Dörrenbacher Gruben
Nach einem napoleonischen Erlaß vom 13. September 1808 ist das saarländische Grubenfeld rüblich dargestellt und in einzelne Konzessionsfelder aufgeteilt worden. Diese wollte die französische



Schematische Schnittzeichnung durch den Pfalzberg, Darstellung des Grenzkohleflözes und Andeutung der Stolleneingänge

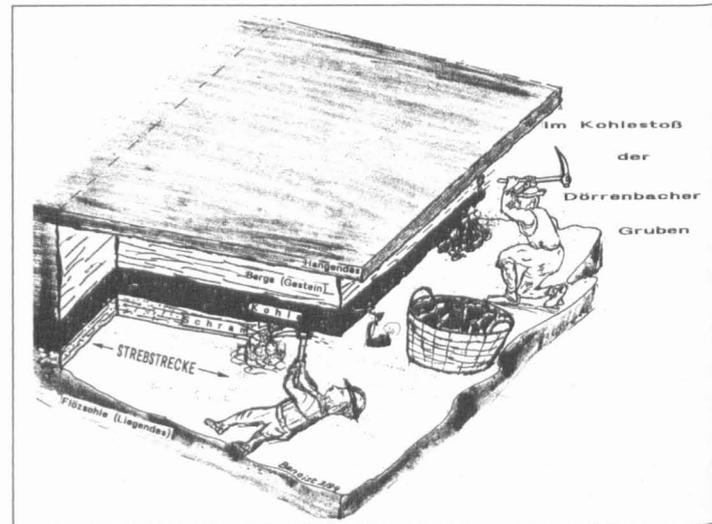
Schwebender Strebbau mit streichenden Stößen. Schematische Darstellung der häufigsten Abbaumethode auf den Dörrenbacher Gruben. (Hinweis: Darstellung im „Rückbauverfahren“. Häufiger war allerdings, aus wirtschaftlichen Gründen, das „Vorbauverfahren“)



Schwebender Strebbau mit streichenden Stößen
(Häufigste Abbaumethode auf den Gruben Auguste u. Haus Sachsen)

lich wohl zusammengehörende Bergmassiv, fast rechtwinklig durchschnitten, so daß auch an den Berghängen beidseits der Talauen das Flöz ausgeht.

In diesem Bereich des ostertalseitig ausgehenden Flözes befinden sich die Eingänge der Stollen oder Tagestrecken. Diese Strecken sind quasi streichend, d. h. wegen des Wasserabflusses und Kohlentransportes 1 – 2° steigend, dem Flöz gefolgt.



Im Berg wurden von der Tagestrecke aus im Abstand von 14 – 26 m Strebstrecken angelegt (Zeichnung gegenüber), die dem ansteigenden Flöz bis zu einer diagonal angelegten Teilstrecke oder bis zur nächst höher gelegenen Tagestrecke folgten. Zwischen den einzelnen Strebstrecken wurde in streichenden, im Abbaufortschritt gegeneinander versetzten Stößen, die Kohle abgebaut.

Zur Kohlegewinnung wurde unter dem Kohleflöz in Handarbeit ein Schram(-schlitz) angebracht. Vorteilhaft war, daß diese Flözsohle (also das Liegende unter der Kohleschicht) aus einer relativ weichen, gut schrämbaren, bituminösen Schieferschicht besteht.

Je nach der Beschaffenheit und Festigkeit des Schrames wurden von dem liegend arbeitenden Bergmann die gebräuchlichen Ge-

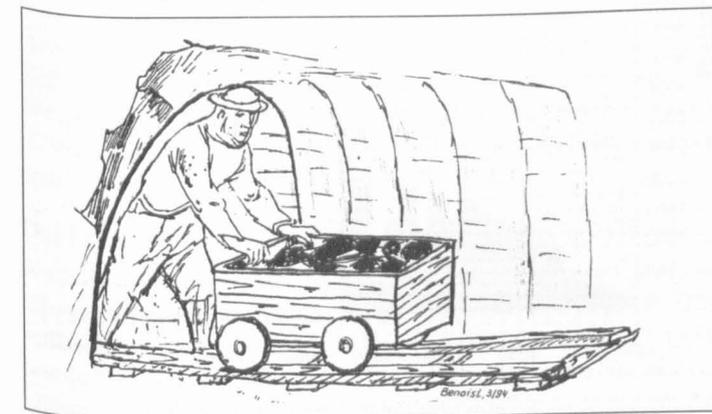
zähe eingesetzt, wie Keilhau (dem heute noch gebräuchlichen Pickel ähnlich), Schlegel, Eisen, Schramspieß (Stemmeisen).

Die unterschränte Kohle wurde mit dem Brecheisen oder Pickel hereingewonnen, mit einem korbähnlichen Gefäß in die Strebstrecke getragen oder geschleift und dort in einen Kasten verladen, dessen untere Bretter kufenförmig ausgebildet waren (Schlitten).

Danach hat der Bergmann die über dem Kohleflöz liegende Bergeschicht bis zur Mindeststellhöhe abgebaut (so daß er noch knien oder gebückt stehen konnte.) Die hereingewonnenen Berge wurden im rückwärtigen Bereich (Alter Mann) zur Sicherung des Hangenden von Hand aufgesetzt.

Mit dem Holzkasten-Schlitten ist die Kohle dann zur unterliegenden Tagestrecke gezogen, dort in einen Holzförderwagen verladen und zum Stollenausgang transportiert worden. Untergelegte Laufbretter erleichterten das Fahren. (Bild unten) Alle Arbeiten mußten von den Bergleuten mit Muskelkraft ausgeführt werden. In den Dörrenbacher Gruben hat es niemals elektrische Energie, Dampf- oder Wasserkraft gegeben. Wegen den extrem niedrigen Höhen der Tagestrecken konnten auch keine Pferde als Zugtiere eingesetzt werden.

Kohleförderung mit Holz-Förderwagen. Die Räder sind ohne Radkranz. Zur Verbesserung des Fahrtwiderstandes werden Holzbretter unterlegt. Teilweise sind in den letzten Betriebsjahren der Gruben auch Schienen verlegt und Wagen mit Radkränzen verwendet worden.



Das Geleucht

In den Dörrenbacher Gruben, mit dem tagenahen Flöz, bestand kaum Gefahr, daß sich gefährliche Grubengase bilden konnten. Deshalb konnten Leuchten mit offener Flamme verwendet werden. In der Regel dürften die mit Rapsöl betriebenen sogenannten Froschlampen oder später auch Kopfschellen oder Lampen, wie sie die Bergleute der Grube Augustus auf der Labach noch nach dem 2. Weltkrieg verwendeten, benutzt worden sein.



Bergleute der Grube Augustus auf der Labach (Breitenbach) nach der Ausfahrt mit ihrem Geleucht. Um das Zugpferd hätten sie die Bergleute der Dörrenbacher Gruben beneidet.

Foto: Archiv Dörrenbacher Heimatbund e. V.

Die Bewetterung

Die Bewetterung erfolgte auf den Dörrenbacher Gruben ausschließlich durch den natürlichen Luftzug. Dieser entstand durch den Luft- auf oder abtrieb, der in verschiedenen Höhen übereinanderliegenden und untereinander verbundenen Stollen.

In den Grubenbauen herrschte eine quasi konstante Temperatur von ca. 9° Celsius. In der kalten Jahreszeit erwärmte sich die im unteren Stollen eintretende kalte Luft bevor sie aus der oberen Tagestrecke oder einem Wetterschacht austrat. Es entstand ein Luftzug nach oben. Im Sommer wurde die warme Luft in den Gru-

benbauen abgekühlt, also spezifisch schwerer. Dadurch entstand ein Luftzug nach unten. Schlimm war es immer dann, wenn die Außentemperatur und die Temperatur in den Grubenbauen etwa gleich groß waren. Dann war die Wetterführung gleich Null.

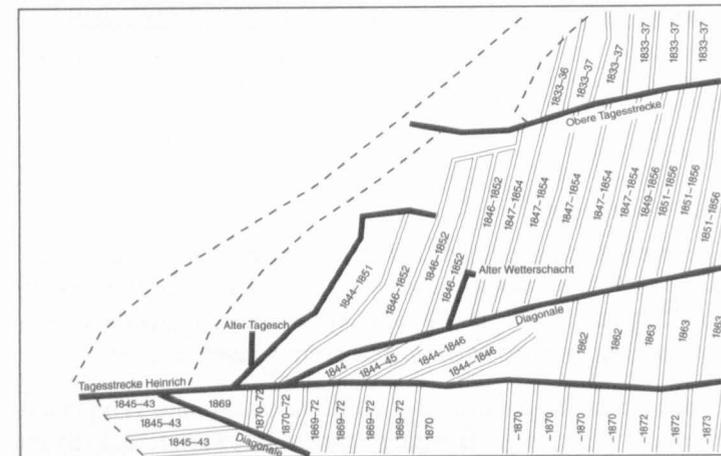
Die Förderleistung

Über die Förderleistungen der Dörrenbacher Gruben existieren nur wenige Angaben. So werden zum Beispiel für die Jahre 1848, 1849 und 1851 folgende Fördermengen genannt

Jahr	Grube Auguste (t)	Haus Sachsen (t)	zusammen (t)	Belegschaftsmitglieder	geschätzte Arbeitstage (p. J.)	Förderleistung kg/Mann und Schicht
1848	1341	1022	2362	53	300	150
1849	1058	1002	2060	44	300	156
1851	970	1133	2103	42	300	167

Nicht zu vergleichen:
Die Förderleistung auf den Saargruben lag im vergangenen Jahr bei 6.133 kg pro Mann und Schicht.

Aus der Sachsen-Coburgischen Zeit liegen keine Angaben über Fördermengen vor, aus der preußischen Zeit nur von den letzten 17 Jahren (1885 – 1903). Die durchschnittliche Jahresförderung betrug damals 1.000 t, wobei die Förderleistungen in den einzelnen Jahren zwischen 700 t und 1.750 t schwankten.

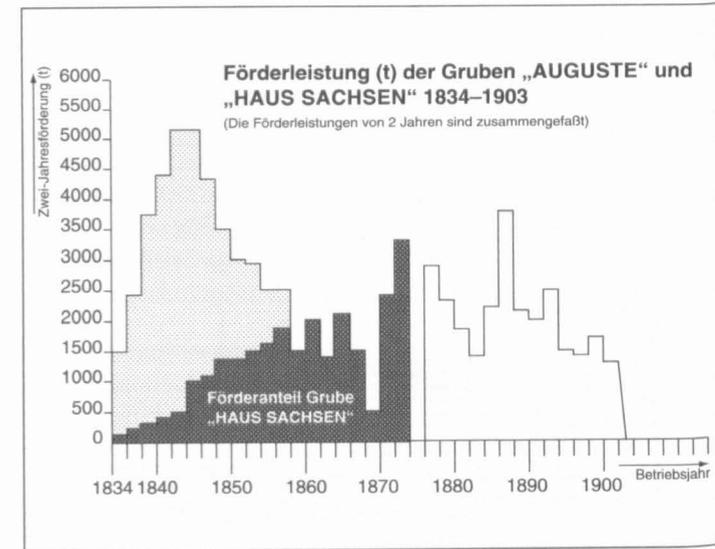


Grundriß der Grube Haus Sachsen (Ausschnitt) mit Eintragung durch den Markscheider Schlicker, welche Strebe in welchen Jahren abgebaut worden sind

Der Markscheider Schlicker hatte ab 1837 in den Grundrissen der Gruben exakt eingetragen, in welchen Jahren welche Strebe abgebaut wurden. Bernd Kunkel⁸ hat diese Streblflächen einzeln ausgemessen und für einen jeweiligen Abbauperioden von zwei Jahren aus dem Produkt aus Streblfläche x Flözstärke x Abbauperiodenverlust (20%) x spez. Gew. Kohle (1,4) für die Zeit von 1837 bis zur Stilllegung 1903 recht gute Näherungswerte über die Förderleistung der beiden Dörrenbacher Gruben erhalten.

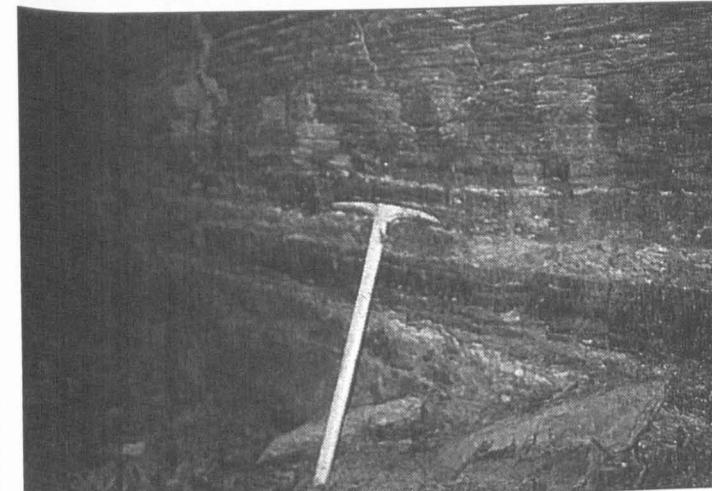
Diese Graphik zeigt aber noch mehr: Es hat auf den Dörrenbacher Gruben gute und magere Jahre gegeben. Hieran schuld waren sowohl überregionale Ereignisse wie auch betriebsbedingte Begebenheiten. So kann die Verdreifachung der Förderleistung im Jahre

1872 gegenüber dem Jahr 1868 durchaus mit dem wirtschaftlichen Aufschwung nach dem Deutsch-Französischen Krieg (1870/1871) im Zusammenhang stehen. Andererseits hängt der starke Rückgang der Förderung in den Jahren 1858, 1862 und 1868 mit Sicherheit damit zusammen, daß in diesen Jahren die Kohlefelder



der Tagestrecken Carl und Heinrich und des Adolf-Stollens ausgebeutet waren.

Die Gruben hatten in der damaligen Zeit eine enorme wirtschaftliche Bedeutung für den Ort Dörrenbach und die Region Ostertal. Außer beim Bau der Ostertalbahn (1936 – 1938) hat es kein Unternehmen mehr gegeben, bei dem so viele Menschen (bis zu 80 Personen) Arbeit fanden.



Das durch ein Bergemittel getrennte insgesamt ca. 25 cm mächtige Kohleflöz in der Oberen Tagestrecke der Grube Haus Sachsen

Außerdem konnten die Einwohner des Ostertales ihren Bedarf an Kohlen „vor der Haustür“ decken. Der weite und beschwerliche Weg mit ihren Kuh- oder Pferdefuhrwerken über äußerst schlechte Straßen zu den Gruben im Neunkirchener Raum blieb ihnen erspart.

Das Ende der Ära Cetto – das Ende der Dörrenbacher Gruben
Nach dem Tod seines Bruders Phillip Cetto (1842) war Carl Cetto alleiniger Besitzer des Langenfelderhofes und u. a. auch der Dörrenbacher Gruben. Nach dem Tod von Carl Cetto (20.07.1851) wurde sein einziger Sohn Carl Phillip Cetto Erbe und Nachfolger. Dieser wurde Reichstagsabgeordneter und brachte es zu hohem An-

sehen, hatte aber zum Ende seines Lebens erhebliche finanzielle Schwierigkeiten.

Am 1. April 1891, also nur ein Jahr nach dem Tod von Carl Phillip Cetto (31.03.1890), brachte die Nahe-Blies-Zeitung über seinen Sohn und Nachfolger Adolf Cetto folgende, die Dörrenbacher Gruben betreffende Notiz:

„St. Wendel, 30. März. Wie wir hören, hat der Kaufmann Herr F. H. Hoffmann aus Augsburg von der Konkursverwaltung Carl Cetto die noch in Betrieb befindliche Steinkohlengrube Auguste bei Dörrenbach für 3000 M excl. Kohlenvorrath und die seit Anfang der fünfziger Jahre aufgelassene Steinkohlengrube Johann Philipp bei Mainzweiler für 120 M. käuflich erworben. Erstere Grube soll nicht, wie vielfach angenommen wurde, liegen bleiben, sondern unter Leitung des Obersteigers Herrn Meyer zu Urexweiler weiter betrieben werden. Herr Adolf Cetto hatte seinerzeit 20.000 Mark dafür geboten und ist ihm dieselbe damals nicht zugeschlagen worden.“

Adolf Cetto hat sich am 16.10.1891 erschossen⁹.

Am 18.04.1891 hat der vorgenannte Augsburger Kaufmann die beiden Dörrenbacher Gruben von der Konkursverwaltung Cetto ersteigert. Er hat sie im selben Jahr an seinen Schwager, Obersteiger Jakob Meyer aus Urexweiler, für erneut 3.000 Mark verkauft. Da dieser als Angestellter der Preußischen Staatsgruben keine Privatgrube besitzen durfte, überschrieb er seinen Besitz am 05.02.1893 seinem Vater, dem Förster Johann Jakob Meyer, wohnhaft auf dem Langenfelder Hof bei St. Wendel.

Es erscheint selbstverständlich, daß der Obersteiger Meyer weiterhin die technische Leitung der Gruben innehatte. Diese lieferten in den 90er Jahren auch recht gute Erträge, bis dann um die Jahrhundertwende erhebliche Schwierigkeiten auftraten¹⁰:

1. Auf der Grube Auguste waren die wichtigsten Kohlefelder bis zur bayerischen Grenze ausgebeutet.
2. Auf der Grube Haus Sachsen hatte man wegen Lagerstättenstörung das Kohleflöz „verloren“.

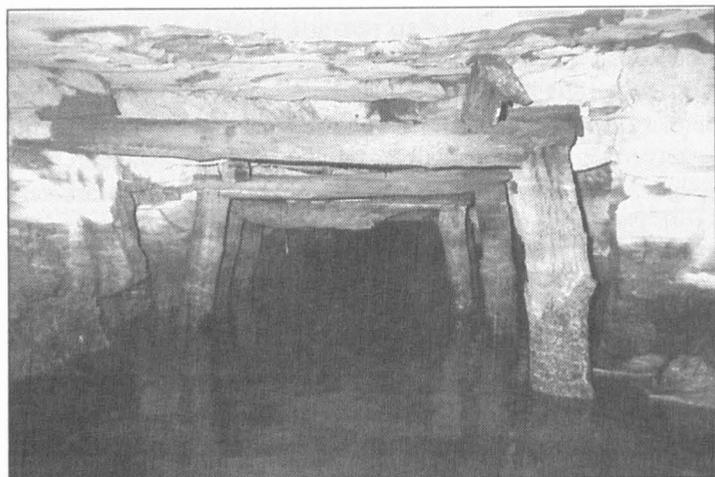
3. Die auf beiden Grubenfeldern angelegten Tiefbaustrecken mußten wegen starkem Wassereintrich aufgegeben werden.

Johann Meyer hat die Dörrenbacher Gruben am 4. Oktober 1900 zum Preise von 45.000 Mark an vier Gesellschafter aus Kaiserslautern verkauft¹¹. Ihre Namen und Berufe sind:

1. Leon Kehr, Bankier,
2. Arson Tuteur, Geschäftsagent,
3. Christian Winkelmann, Bäckermeister und
4. Friedrich Stubenrauch, Geschäftsagent.

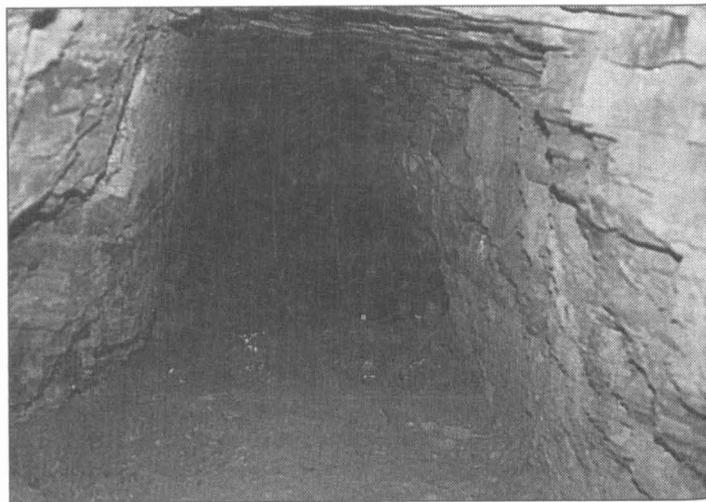
Diese gründeten eine neue Gesellschaft, die *STEINKOHLBERGWERKE AUGUSTE UND HAUS SACHSEN BEI ST. WENDEL*

Da der Kohleabbau in den eng begrenzten Feldern nicht mehr wirtschaftlich war, und vom Staat eine Erweiterung um zwei Konzessionsfelder abgelehnt wurde¹², haben die vier Gesellschafter den



Grube Auguste, Neuer Stollen - heute. Brusthoch steht das Wasser hinter dem zugeschlemmten Stollenmund-Loch. Das massive Deckgebirge wird von dem bei der Wiedereinbetriebnahme vor fast 50 Jahren gestellten Ausbau (Deutscher-Türstock für Firstdruck) sicher gehalten. Der 1880 angeschlagene „Neue Stollen“ kreuzt den „Wasserröschenstollen“ (1818) und leitet das ausfließende Wasser aus diesem inzwischen verschlossenen Stollen ab.

Foto: Klaus Zimmer



Grube Haus Sachsen, Obere Tagesstrecke - heute. Auch 90 Jahre nach der Stilllegung sind einige Teilstücke der Tagesstrecke noch in gutem Zustand - ohne Ausbau.

Foto: Reimund Benoist

Betrieb der beiden Gruben am 15. April 1903 offiziell eingestellt. Der noch zu Cettos Zeiten (am 23.03.1890) als Produktaufseher eingestellte, damals 25jährige Daniel Persch aus Hoof, war von allen Grubenbesitzern übernommen worden und verblieb auch weiterhin bei den Dörrenbacher Gruben, um einen Verfall zu verhindern.

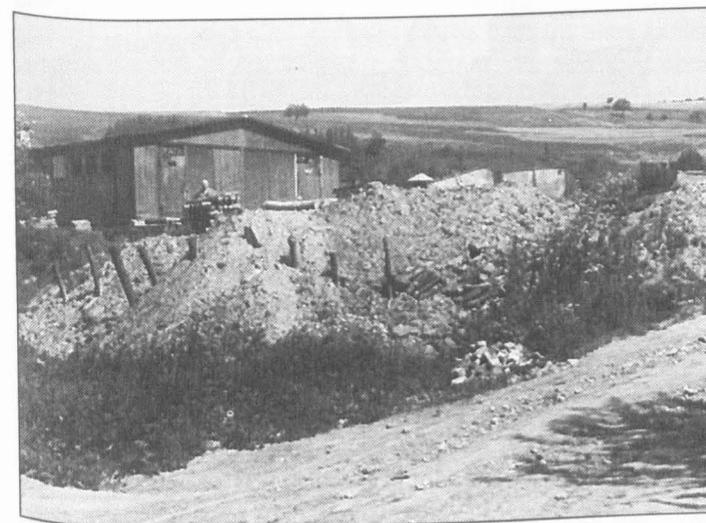
Ich konnte mich an den entsprechenden Stellen persönlich davon überzeugen, daß die vier vorgenannten Gesellschafter während ihrer Tätigkeit Darlehn in erheblichem Umfang auf die Gruben aufgenommen hatten.

So war es schon fast verwunderlich, daß die Gruben im Jahre 1903 erneut veräußert werden konnten. Käufer war der Graf Marie Camille Pierre Louis Helie von Perigord, Prinz von Sagan, Grundbesitzer zu Paris, Rue Camborn 45.

Dieser neue Besitzer hatte einen Nachteil: Er war nie in Dörrenbach. Nachforschungen nach seinem Aufenthalt durch Daniel Persch, die Gläubiger-Banken und Steuerbehörden blieben er-

folglos. Offensichtlich hat es den Prinzen von Sagan nie gegeben. Der Betrieb der Dörrenbacher Gruben ist am 28. Februar 1905 endgültig eingestellt worden.

Zum Ende des 2. Weltkrieges haben pensionierte Dörrenbacher Bergleute die alten Stolleneingänge wieder hergerichtet, um darin Schutz zu suchen, „wann die Amis komme“. Nach dem 2. Weltkrieg konstituierte sich in St. Wendel eine „Gesellschaft zu Beschaffung von Kohlen und Kalk“. Gesellschafter waren damals u. a. Landrat Dr. Paul Schütz und Amtsbürgermeister i. R. Jakob Stoll. Diese versuchten die beiden Dörrenbacher Gruben wieder in Gang zu bringen. Eine ehemalige RAD-Baracke diente als Zechenhaus. Durch niedergehendes Gestein in der Tagesstrecke Heinrich der Grube Haus Sachsen wurde am 18. September 1947 der Zimmermann Josef Nikolaus Kollmann aus Oberthal tödlich verletzt. Daraufhin ist die Arbeit in beiden Gruben endgültig einge-



Grube Augusta in Dörrenbach, die im Sommer 1947 wieder instandgesetzt wurde. Hier wurden etwa 1000 Zentner Kohlen gefördert. Im Frühjahr 1948 wurde der Betrieb geschlossen. Auf dem Bild zu erkennen: Die ehemalige RAD-Baracke, die als Zechenhaus diente, die Bergehalde, Verlade-Rampe und zwei Grubenwagen. Zwischen dem Holzstapel und der Baracke der als Steiger und amtierende Landjäger i. R. Adam Herrmann aus Werschweiler

Foto: Günter Stoll, 22. 5. 1948

stellt worden. Und nur noch wenige Stellen auf Dörrenbacher Bann, die auch nur noch wenigen Einheimischen bekannt sind, künden von der fast 150jährigen Geschichte der *SACHSEN-COBURGISCHEN GRUBENBAUE IN DÖRRENBACH*.

Anmerkungen:

- 1 Textsammlung Geologisches Museum Saarberg, Tafel 58, „Devon im Saarland“
- 2 Geologische Karte des Saarlandes, Maßstab 1:50.000, Herausgegeben vom Geologischen Landesamt des Saarlandes, Saarbrücken 1981.
- 3 Desgleichen
- 4 Karte: „Querschnitt durch das Saarkarbon“, Entwurf Dr. P. Guthörl, 1952
- 5 Heimatbuch des Landkreises St. Wendel 1967/68, Hans Klaus Schmitt: „Stammtafel des St. Wendeler Bürgergeschlechts Cetto“.
- 6 Saarbrücker Bergmannskalender 1966, Robert Waldura: „Saarbergbau im Wandel (II)“.
- 7 Heimatbuch des Landkreises St. Wendel, 1. Ausgabe 1966/67, Kurt Hoppstädter: „Vom Bergbau im Kreis St. Wendel“. 2. Ausgabe 1971/72, Bethold Stoll: „Die Steinkohlengrube (Prinzengrube) bei Leitersweiler und Urweiler“.
- 8 Wissenschaftliche Hausarbeit zur Prüfung für das Lehramt an Gymnasien, 1982, Bernd Kunkel: „Früherer Bergbau auf dem Banne von Dörrenbach im Osterthal“.
- 9 Wie Hinweis Nr. 5
- 10 Wie Hinweis Nr. 8
- 11 Festschrift zum Dörrenbacher Buchfest 1963, Günter Stoll: „Die Steinkohlengruben innerhalb der Gemarkung Dörrenbach“.
- 12 Wie Hinweis Nr. 8

Baumeister August Krekeler

Ein Nachtrag

Von Franz J. Gräff

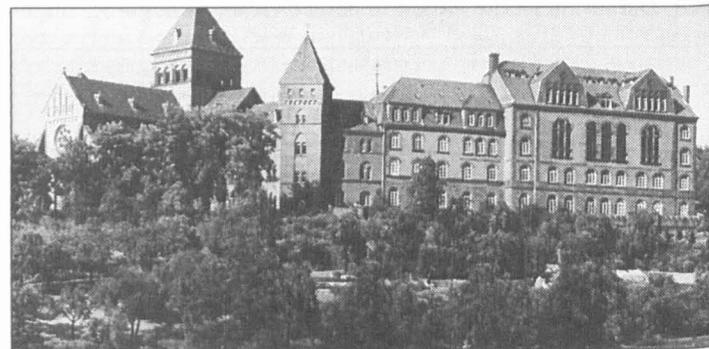
Wie wir wissen¹, hat der von 1905 bis Ende 1913 in unserer Stadt tätige erste Stadtbaumeister August Krekeler so beachtliche Bauwerke wie das „Mädchenhaus“ im Hospital (1906/07), das Hauptgebäude der Nikolaus-Obertreis-Schule (1908/09) und schließlich den Neubau des Marienkrankenhauses (1911/12), der im Sommer 1989 abgebrochen wurde, geplant und zur Ausführung gebracht.

Auch zu dem in mehreren Bauabschnitten entstandenen Missionshauskomplex der Steyler Missionsgesellschaft im Osten St. Wendels hat er einen wichtigen Beitrag geleistet. Bisher war kaum bekannt, daß der stattliche Verbindungsbau an der Südseite, zwischen der Missionshauskirche und dem östlichen Querbau, im Jahre 1913/14 nach den Plänen Krekeler errichtet wurde. Nach Überwindung einiger Schwierigkeiten konnte nach Erteilung der Baugenehmigung im Februar 1913 mit den Bauarbeiten begonnen und das Bauwerk schon im Juni 1914, also kurz vor Beginn des Ersten Weltkrieges, fertiggestellt werden. (Pater Wesche in seiner Festschrift aus dem Jahre 1923). So war es möglich, als erste Veranstaltung im Juni 1914 die Abschiedsfeier für die Missionare in der neuen Aula abzuhalten.

In diesem ausgedehnten Südflügel, mit dem eine große Baulücke geschlossen wurde, waren damals neben der Aula einige naturwissenschaftliche Kabinette mit Projektionssaal und die Hausbibliothek untergebracht. Die Fassade dieses gut gelungenen Bauwerks erinnert, wie alle Bauten Krekeler, an Historismus und Jugendstil. Die Außenmauern der beiden untersten Stockwerke, sowie alle Mauerecken, die Fensterumrahmungen und die runden Fensterstürze wurden mit behauenen Sandsteinen (Mollons) wirkungsvoll gestaltet. Die sich über zwei Stockwerke (2. und 3. Obergeschoß) erstreckende große Aula mit den entsprechend hohen Fenstern ist schon von außen als Großraum erkennbar. Die Dachgestaltung mit zwei überdimensional hohen Dachglauben

gab dem Gebäude einen charakteristischen Abschluß. Wenn man von dem neuromanischen Stil der Klosterkirche absieht, muß die von Krekeler gestaltete Außenfront des Südflügels als die baulich am besten gelungene Fassade am Gebäudekomplex des Missionshauses angesehen werden. Leider wurde vor einigen Jahren das gut gegliederte Dach mit den beiden hohen Gauben über der Aula durch eine Aufstockung egalisiert und damit das ganze Bauwerk in seiner Außenwirkung stark herabgesetzt.

Mit dieser seiner letzten Arbeit in unserer Stadt dürfte Krekeler, der am 1. Januar 1914 seine neue Stelle als Gemeindebaumeister in Eilendorf (heute Stadtteil von Aachen) antrat, sich einen würdigen Abgang verschafft haben. So ist auch verständlich, daß in der Nahe-Blies-Zeitung vom 1. Januar 1914 dem „ebenso fleißigen, wie gewissenhaften und befähigten Beamten“ ein hohes Lob



Die von August Krekeler gestaltete Südfassade des Missionshauses.

für sein mehr als acht Jahre langes Wirken in St. Wendel zuteil wurde. Krekeler war im April 1905 nach St. Wendel gekommen, um hier, wie aus zwei Zeitungsanzeigen hervorgeht, die Leitung der neuen Filiale des Ottweiler Baugeschäfts M. Krumpen zu übernehmen. Aus dieser Position war er vom Stadtrat am 1. Oktober 1905 zum Leiter des nunmehr selbständigen Stadtbauamtes berufen worden.

Anmerkung:

¹ Franz J. Gräff, Baumeister Krekeler. Architektur zwischen Historismus und Jugendstil, in: Heimatbuch des Landkreises St. Wendel XXIII, 1989/90, S. 109-116

Wie der Kreis St. Wendel die Gefallenen des Feldzugs von 1866 und des Krieges von 1870/71 ehrte

Von Franz J. Gräff

Vorwort

Da unsere Saarheimat unmittelbar an Frankreich grenzt und viele Heeresverbände, die gegen Frankreich zum Einsatz kamen, in den Sommermonaten des Jahres 1870 in unserem Raum aufmarschierten, war die ganze Bevölkerung von dem Kriegsgeschehen stark betroffen¹. Durch die schon bald nach Kriegsbeginn entbrannte Schlacht bei Spichern, deren Kanonendonner bis nach St. Wendel drang, und durch die wenig später eintreffenden Lazaretzüge mit vielen verwundeten Soldaten blieben die Kriegsergebnisse allen nachhaltig in Erinnerung. So kam es auch, daß schon wenige Monate nach Kriegsende in St. Wendel Überlegungen angestellt wurden, die Opfer des Krieges von 1870/71 unter Einbeziehung der Toten des Feldzuges von 1866 durch Errichtung eines Denkmals zu ehren.

Bau eines Kriegerdenkmals an der evangelischen Kirche

Die Initiative zum Bau eines Denkmals für die gefallenen Soldaten ging von dem am 19. Februar 1869 gegründeten „Kreis-Verein zur Pflege der im Felde verwundeten und erkrankten Krieger“, der Vorläuferorganisation des heutigen DRK-Kreisverbandes, aus. Der Vorsitzende, Landrat Karl Hermann Rumschöttel (1848 – 1885), nahm vermutlich nach Beratungen in seinem Vorstand Verbindung mit der Stadt auf, um den geeigneten Standort festzulegen.

Der Stadtrat behandelte diesen Punkt bereits in der Sitzung am 28. August 1871² und beschloß, „den hier bestatteten, für das Vaterland gestorbenen Kriegern solle aus freiwilligen Beiträgen ein Denkmal errichtet und die Grundsteinlegung mit der diesjährigen Feier (am 2. September) erfolgen“. Aus diesem Beschluß geht hervor, daß Stadt und Kreis-Verein sich schnell auf den Platz vor dem Friedhof einigten, wo dann, wie beschlossen, am Nachmittag des 1. September der Grundstein gesetzt werden konnte.

Doch dieser schnellen Grundsteinlegung sollte noch nicht so bald die Errichtung des eigentlichen Denkmals folgen. Es müssen zwischen Stadt und Kreis-Verein noch Meinungsverschiedenheiten über den richtigen Platz für das Ehrenmal aufgetreten sein. Während der Vorstand des Kreis-Vereins mit einem Teil der Bevölkerung als Standort dem Viehmarkt (Schloßplatz) den Vorzug gab, sah der Stadtrat mit einem anderen Teil der Bevölkerung den Gudesberg als den geeigneten Platz für das geplante Denkmal an. Aus diesem Dilemma befreite sie die evangelische Kirchengemeinde, indem sie einen Platz vor dem Turm ihrer Kirche unentgeltlich zur Verfügung stellte. Diesem Vorschlag, der sicher von Pfarrer Lentze, der auch als Schriftführer dem Vorstand des Kreis-Vereins angehörte, gemacht worden war, stimmte schließlich der Stadtrat, wenn auch mit Bedenken, in seiner Sitzung am 24. Mai 1875³ unter dem Vorsitz von Bürgermeister Carl August Müller (1868 – 1893) zu. Erst jetzt konnte mit Hochdruck der Bau des Mahnmals in Angriff genommen werden.

Die Auswahl des Platzes vor der evangelischen Kirche muß wohl in der Bevölkerung heftig umstritten gewesen sein, sah sich doch der damalige Königliche Kreisbaumeister Hermann (von) Gersdorff, der Mitglied des Denkmal-Komitees war (wahrscheinlich war er auch der Planer des Denkmals), veranlaßt, sich gegen Angriffe aus der Bevölkerung öffentlich zu rechtfertigen. In einer privaten Anzeige mit der Überschrift „Zur Abwehr“ weist Gersdorff darauf hin, daß die Platzwahl während seiner Abwesenheit entgegen seinem schriftlich abgegebenem Votum getroffen worden war.

Einweihungsfeier

Bedingt durch die Meinungsverschiedenheiten in der Platzfrage kam es, daß sich der Bau des Ehrenmals um mehrere Jahre verzögerte und die Einweihung erst im September 1875 erfolgen konnte.

te. Wie schon erwähnt, mußte das Denkmal-Komitee durch die späte Festlegung des Standortes mit allen Kräften an die Arbeit gehen, um das Bauwerk termingerecht zum Sedanstage fertigzustellen. Mit nachfolgendem Bericht in der Nahe-Blies-Zeitung vom 31. August 1875 wurde auf die bevorstehende Einweihung hingewiesen.

Vermischte Nachrichten.

§ St. Wendel, 29. Aug. Am nächsten 2. September Nachmittags 4 Uhr, wird die Einweihung des Kriegerdenkmals stattfinden, welches dahier zum Gedächtniß der 1870/71 in den hiesigen Lazarethen gestorbenen Krieger, sowie der in den Kriegen 1866 und 1870/71 gebliebenen Angehörigen des Kreises errichtet wird. Das nähere Programm dieser Feier gedenken wir unsern Lesern in der nächsten Nummer mittheilen zu können.

Als der Sedanstag dann gekommen war, lud der „Kreis-Verein zur Pflege der Verwundeten“ in einer großen Zeitungsanzeige die Bewohner der Stadt und Umgebung, insbesondere aber alle, die sich an der Pflege der Soldaten in Lazarethen und auf der Erfrischungsstation am Bahnhof beteiligt hatten, zur Teilnahme an der Einweihungsfeier ein. Das nebenstehende Festprogramm wurde auch auf Handzetteln verteilt und unter die Bevölkerung gebracht.

In einem ausführlichen dreispaltigen Bericht, der wenige Tage später in der „NBZ“ zu lesen war, wurde der genaue Ablauf der Feierlichkeiten geschildert und somit für die Nachwelt festgehalten.

Ein großer Festzug, der sich am Bahnhof aufstellte, bewegte sich durch die heutige Mommstraße in Richtung Brühlstraße-Luisenstraße-Schloßstraße zum Denkmal vor der evangelischen Kirche. In dem Festakt, der von Landrat Rumschöttel, dem Vorsitzenden

Fest-Programm zur Einweihung des „Krieger - Denkmals“

zu St. Wendel.
am Sedantage den 2. September 1875.

Am Vorabend und am Morgen des Festtages:

(Völlerschießen und Einläuten des Festes auf beiden Kirchen.)

Am Festtage: Nachmittags 4 Uhr Versammlung der Teilnehmer des Festzuges am Bahnhofs in der Johannisallee. Derselbe bewegt sich nach dem Festplatze in folgender Ordnung: Lehrer und Schüler der Elementarschulen und des Progymnasiums, Auswärtige Kriegervereine, Eingeladene Ehren-Gäste, Officiercorps, Geistlichkeit, Behörde, Kreis- und Gemeindevertreter, die Mitglieder des Comité's, Städtischer Gesangsverein und Gesellenverein, Orphea, Deutscher Verein, Turnverein, Kriegerverein St. Wendel und sonstige Festgenossen. Auf dem Festplatze Einweihung und Uebergabe des Denkmals an die Stadt.

Der Vorstand des Kreis-Vereins zur Pflege der Verwundeten.

des Kreis-Vereins, eröffnet wurde, gaben die Geistlichen beider Konfessionen, und zwar Pfarrer Lentze von der evangelischen Gemeinde und Kaplan Alt als Vertreter der katholischen Pfarrgemeinde (die Pfarrstelle war wegen des Kulturkampfes unbesetzt) dem Denkmal die kirchliche Weihe. Schließlich übernahm Bürgermeister Müller das neue Ehrenmal in die Obhut der Stadt.

Das Denkmal, das dem vom Bahnhof kommenden Besucher sofort in die Augen fiel, wird, wie folgt, beschrieben: „Es steht etwas erhöht und hat eine ungemein ansprechende Form. Seine Höhe beträgt 30 Fuß (etwa 4,50 m). Ein viereckiger Sockel trägt

auf drei Seiten die 110 Namen der Gestorbenen, darunter auch zwei in den hiesigen Lazarethen ihren Wunden erlegene Franzosen“. die vierte (Vorder-)Seite zeigt folgende Widmung:

Vergiß der treuen Todten nicht!

Zum ehrenden Andenken

der

in den Feldzügen 1866 und 1870-71

aus dem Kreise

und in den Lazarethen der Stadt

ST. WENDEL

verstorbenen tapfern Krieger

errichtet

von den dankbaren Bewohnern

DES KREISES.

Zur Veranschaulichung soll das nebenstehende Bild dienen.

„So gilt also das Denkmal“, wie weiter zu lesen ist, „den Kriegsoffizieren des ganzen Kreises“. Die Mittel zum Bau hatte der Kreis-Verein auch aus allen Gemeinden des Kreises, des früheren Fürstentums Lichtenberg, beschafft. Auf dem Sockel des Denkmals stand am Tage der Einweihung noch eine schlanke, kannelierte Säule, die später einen Adler mit ausgebreiteten Schwingen tragen sollte. Säule und Adler, die in einer Danziger Terrakottafabrik gefertigt wurden, waren den Unbilden der Witterung nicht gewachsen, so daß sie schon nach wenigen Jahren durch die Figur der Germania ersetzt wurden⁵. Die alten St. Wendeler kennen noch das Denkmal mit der Germania, wie es bis zum Jahre 1939 vor dem Turm der evangelischen Kirche gestanden hat und wie es uns die Aufnahme auf der nächsten Seite zeigt.



Wenn auch dieses für die Gefallenen des ganzen Kreises St. Wendel erstellte Kriegerdenkmal der damaligen Auffassung entsprechend den Charakter eines Siegesmals hatte, so vergaß man doch nicht, auch der Opfer des Kriegsgegners zu gedenken. Es war eine für die damalige Zeit beachtenswerte Geste des Denkmalskomitees, daß man neben den Namen der einheimischen Gefallenen und neben den im Lazarett zu St. Wendel verstorbenen Soldaten auch die Namen der beiden am 6. (Jean Roig) und am 17. September 1870 (Denis Noël) ihren Wunden erlegenen französischen Soldaten auf das Denkmal setzte.



Das erste Kriegerdenkmal vor der evangelischen Kirche wurde im Jahre 1875 eingeweiht. Es mußte 1939 als Verkehrshindernis abgebrochen werden. Foto: Privatarchiv August Marx

Der schwere Buntsandsteinsockel des Denkmals trug auf seinen vier Seiten Platten aus Gußeisen von 100 cm Höhe und 75 cm Breite. Auf der Vorderseite war die schon erwähnte Widmung angebracht, während an den drei anderen Seiten die Namen der neun Gefallenen des Krieges von 1866 und der 101 Toten des Krieges von 1870/71 eingetragen waren.

Hintere Seite

Es starben im Kriege von 1866:

Nikolaus Alles von Grügelborn

Jakob Werle von Leitzweile Friedrich Gassert von Ruthweiler

Vom 30. Inf. Reg.

Joh. Petry v. St. Wendel v. 40. Füs. R. Karl Molter v. Bliesen v. 40. Füs. R.

J. Witting v. Oberreidenbach v. 40. Füs. R. , Fewinger v. Nahbollenbach v. 65. I. R.

Joh. G. Six v. Remmesweiler v. 70. L. R. M. Schröder v. Gronig v. 8. Fest. Art. Reg.

In Folge des Krieges von 1870 – 71 starben:

J. Schmitt v. Alsfassen v. 2. G. R. z. F. P. Bettinger v. Hauersweiler

J. Werle v. Rückweiler v. 2. G. Gren. R. Joh. Caspari v. St. Wendel

V. Gross v. Mainzweiler Friedr. Schneider v. Werschweiler

Peter Alt v. Bubach Peter Kloos v. Urexweiler

Jakob Naumann v. Namborn Ph. Pet. Jung v. Buborn

Ad. Maurer v. Wiesweiler Jak. Schneeberger v. Sien

Vom 4. Garde Reg.

Jakob Rackowsky v. Gross-Kleeberg v. 4. Gren. Reg.

Karl Brand v. Kumatshen v. 3. Gr. R. H. Klostermeyer v. Falkendick v. 16. I. R.

Wilh. Karbe v. Neu-Wutzow v. 8. Gr. R. Joh. Tonn v. Glubdschi v. 21. Inf. Reg.

Fried. Rosshoff v. Sorau v. 12. Gr. R. Joh. Kerp v. Bergheimdorff v. 28. I. R.

Herm. Lindemann v. Asbeck v. 13. I. R. W. Winkel v. Kerpen v. 28. I. R.

J. Fried. Meyer v. Holsen v. 15. Inf. R. Pet. Welter v. Urfeld v. 28. Inf. Reg.

Albert Stoppel von Wilsingen v. 29. Inf. Reg.

Rechte Seite

Es starben ferner im Krieg 1870 – 71:

A. Michalsky v. Alt-Gortzig v. 18. Ld.R. Ph. Knapp v. Weierbach v. 28. Landw. Reg.

Nik. Langendörfer v. St. Wendel Karl Ruppenthal v. Reichenbachz

Joh. Langendörfer v. St. Wendel Fr. Bach v. Pfeffelbach

J.G. Butz v. Remmesweiler J. Mohrbacher v. Freisen

Christ. Reis v. Steinbach Karl Dietrich v. Grumbach

Conr. Schneider v. Werschweiler Phil Schneider v. Oberjeckenbach

W. Bruecker v. Leitersweiler J. P. Scherer v. M. -Bollenbach

Vom 30. Landwehr Reg.

Wend. Vollmann v. Urweiler v. 70. Landwehr Reg.

H. Schmitt v. Hoyerhagen v. 9. Drag. R. Otto Engel v. Grussow v. 2. Jäg. Bat.

Ant. Schiffer v. Holzweiler v. 7. Ul. R. Phil. Kohl v. Wiesweiler v. 8. Jäg. Bat.

W. Schauenburg v. Mühlheim a/H. v. 7. F. Art. R. Em. Simon v. Niederalben v. 8. Jäg. Bat. R. Bat.

M. Thiel v. Mambaechel v. 8. reit. Feld-Art. R. Pet. Weller v. Merkelbach v. 11. J. Bat.

M. Hab v. Roschberg v. 8. Feld-Art. R.

Mich. Volz v. Mainzweiler v. 1. Sanitäts-Det. 8. Armee-Corps

J. N. Scheidhauer v. Wellesweiler v. 8. Feld.-Art. R.

J. A. Heinz II. v. Niedereisenbach Dto Jakob Hoffmann von Theley Dto.

Pet. Bild v. Alsfassen v. 8. Fest. Art. R. N. Diehl v. Eckersweiler v. 2. Prov.-Col. 8. A. C

L. Obertreis v. (Nieder-)Linxweiler vom G.Sch.Bat. W. Stolte v. Potsdam Int. Secretär

Jean Roig v. St. Nazaiere vom 67. fr. Lin. Rg.

Denis Noël v. Saucier vom 40. fr. Lin. Rg.

Linke Seite

Es starben ferner im Krieg 1870 – 71:

Mart. Colling v. St. Wendel

Jak. Schneider v. Werschweiler Jak. Kohl v. Erzweiler

J. N. Burkholz v. Imweiler Karl Grimm v. Baumholder

Johann Wilhelm v. Gronig Joh. Schug v. Mambaechel

P. Weiland v. Winterbach H. Aulenbacher v. Burglichtenberg

Nik. Scheid v. Imweiler Nik. Becker v. Freisen

Nik. Stabler v. Baltersweiler Jak. Alles v. Rückweiler

Mart. Monz v. Namborn Dan. Dekcer v. Breisesterhof

Jak. Junk v. Namborn Joh. Ad. Bauer v. Pfeffelbach

Jak. Schwenk v. Breungenborn Karl Kelling v. Nahbollenbach

Fr. Ruppenthal v. Ruschberg F. W. Maurer v. Kefersheim

Vom 30. Inf. Reg.

Pet. Diesinger v. St. Wendel v. 39. F. Reg.

Franz Kockler v. St. Wendel Wend. Recktenwald v. Marpingen

Jak. Ulrich v. Steinbach Jak. Bender v. Kirrweiler

Jak. Marx v. Guidesweiler J. Bamberger v. Nahbollenbach

Steph. Meisberger v. Marpingen Jak. Zang v. Nahbollenbach

Vom 40. Füs. Reg.

Wilh. Link v. Kingitten v. 41. Inf. Reg.

F. Lewandowsky v. Turowitz v. 45. I. R. J. H. Windels v. Diepholz v. 73. Füs. R.

Gust. Walter v. Seritz v. 52. Inf. R. Conr. Meyer v. Wehze v. 73. Füs. R.

Wilh. Beyer v. Zerst v. 67. Inf. R. F. W. Wiegmann v. Warrel v. 74. Füs. R.

Heinr. Ulke v. Steeg v. 68. Inf. R. Ad. Werner v. Niederalben v. 88. I. R.

Ad. Schulz v. Werschweiler v. 70. I. R. O. Mauersberger v. Zahsbach v. 100. I. R.

Joh. Hollinger v. Freisen v. 70. I. R. Herm. Säugling v. Leipzig v. 108. I. R.

Wenn man die Namen der Gefallenen mit ihren Herkunftsorten liest, findet man viele Ortsnamen, die uns heute, nach der Abtrennung der früheren Kreisgemeinden nach dem Ersten Weltkrieg, kaum noch vertraut sind. Verschiedene von ihnen sind auch bei der Errichtung des Truppentübungsplatzes Baumholder untergegangen. Fremd sind uns aber auch viele Ortsnamen aus dem Osten des früheren Deutschen Reiches, die heute zu Polen oder Rußland gehören. Zu erwähnen sei hier noch, daß die Namen von zwei Soldaten (Paul Giehl aus Geuer und Franz Stein aus Koblenz), die im Sterberegister der Stadt St. Wendel eingetragen sind, nicht auf dem Denkmal aufgezeichnet wurden. Insgesamt wurden beim hiesigen Standesamt in den beiden Kriegsjahren 1870 und 1871 die Namen von 31 bzw. acht Soldaten registriert, die alle im „Militär-Lazareth“ des Hospitals ihren Kriegsverwundungen oder Erkrankungen erlagen. Max Müller berichtet, daß die verstorbenen Soldaten vom Hospital mit einem Leichenwagen, der mit dem Säbel, dem Helm und einem Lorbeerkranz geschmückt war, zum Friedhof geleitet und dort unter Abgabe von drei Ehrensalven der Erde übergeben wurden.

Als Verkehrshindernis abgebrochen

Der Wunsch, der bei der Einweihung des Denkmals ausgesprochen wurde, daß es als eine Zierde der Stadt viele Geschlechter überdauern möge, sollte nicht in Erfüllung gehen. Knapp 64 Jahre, von 1875 bis 1939, stand das Denkmal im Blickpunkt der Bahnhofstraße, ehe es im Sommer 1939 aus verkehrspolizeilichen Gründen abgebrochen wurde. Die noch am 14. August 1939 in der Zeitung geäußerte Absicht der Stadt, das Denkmal bald wieder an einer anderen Stelle aufzubauen, ist wohl durch den Beginn des Zweiten Weltkrieges vereitelt worden. Mit dem Abbruch sollten sich auch die Bedenken derer bestätigen, die sich bei der Planung gegen den Platz in der Stadtmitte ausgesprochen hatten.

Ein neues Kriegerdenkmal entsteht

Nach dem Abbruch des Denkmals wurden die einzelnen Teile auf dem früheren Bauhof in der Urweilerstraße gelagert, während die Figur der Germania aus kriegsbedingten Gründen eingeschmolzen worden sein soll. In den sechziger Jahren wurden die Schriftplatten auf dem Bauhof gefunden. Hans Klaus Schmitt, der damals

Leiter des Kulturamtes war, machte Bürgermeister Gräff auf den Fund aufmerksam. Um die Platten vor dem Untergang zu bewahren, wurden sie dann von den städtischen Arbeitern an einer freien und alleinstehenden Grabstele, die etwa der Größe des abgebrochenen Denkmals entsprach, angebracht. Es handelt sich um das etwa drei Meter hohe, von Efeu umrankte Grabmal des am 11. Juli 1822⁶ auf einer Dienstreise nach St. Wendel ganz plötzlich im Alter von 50 Jahren verstorbenen coburgischen Kammerpräsidenten Christoph Arzberger⁷. Das stattliche Grabmal schuf der coburgische Baumeister Martin Fladt⁸.

Grabstelle auf dem Friedhof, an der die Gußplatten des 1939 abgebrochenen Kriegerdenkmals von 1870/71 angebracht wurden.



Diese Stele, in der Mitte des unteren Friedhofsteiles gelegen, stellt somit das älteste Kriegerdenkmal in St. Wendel dar.

Gräberfeld von 1870 – 71

Hier sollte auch noch erwähnt werden, daß sich im Jahre 1875 noch 35 Kriegergräber, darunter auch die Gräber der beiden französischen Soldaten, auf unserem Friedhof befanden. Für die Pflege der beiden französischen Gräber wurde der Stadt vom preußischen Staat eine jährliche Entschädigung von 120 Mark gezahlt.

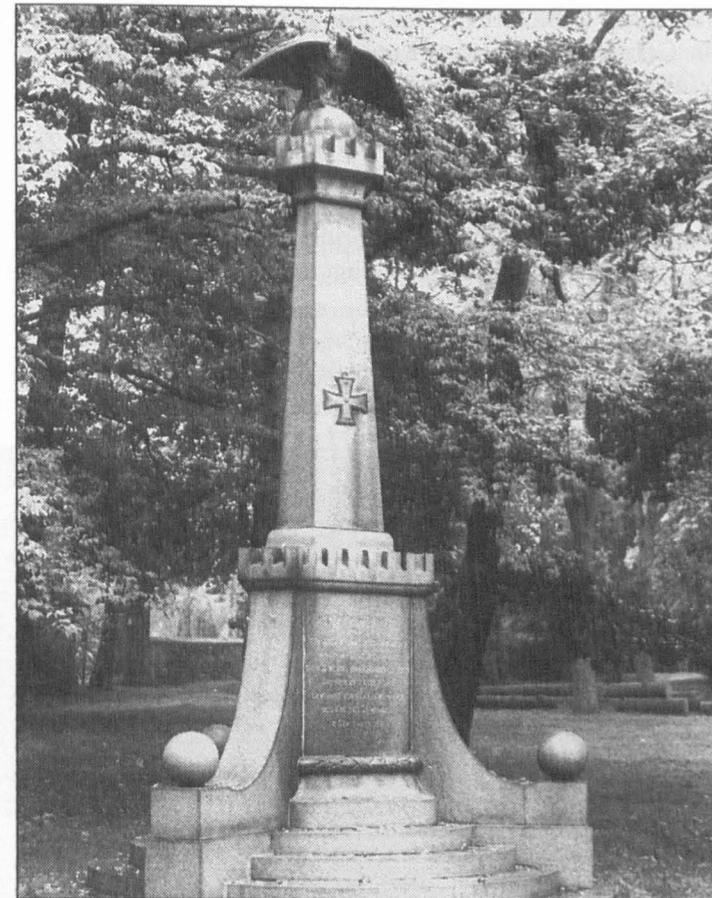
Heute sind nur noch 13 Gräber auf dem Friedhof zu sehen, von denen besonders das mit einer gußeisernen Platte versehene Grab des am 28. September 1870 verstorbenen Oberjägers Otto Engel zu erkennen ist. Die Namen auf den 12 übrigen Kreuzen sind so stark verwittert, daß man sie kaum noch entziffern kann; der Name des französischen Soldaten Denis Noël ist gerade noch lesbar.

Denkmal vor dem Friedhofseingang am „Dessauer Tor“⁹

Es sollten noch viele Jahre ins Land gehen, bis 40 Jahre nach dem Ende des Krieges der schon 1871 vor dem Friedhof gelegte Grundstein seine Verwendung finden sollte. Mit öffentlichen Mitteln und mit Geldern einer Sammlung aus dem ganzen Kreisgebiet wurde das in den Anlagen vor dem Friedhof, am „Dessauer Tor“, stehende Kriegerdenkmal am 3. September 1911 eingeweiht. Die Übergabe an die Öffentlichkeit fand unter großer Beteiligung der Kreisbevölkerung im Rahmen eines außerordentlichen Kreiskriegerverbandstages statt¹⁰.

Das Denkmal, ein Werk des Ingenieurs Paul Burger aus Baumholder, stellt einen dreiseitigen Obelisken mit dem preußischen Adler als Krönung dar. Auch bei diesem Ehrenmal, das man als ein „Denkmal zum Zeichen der Versöhnung“ nennen kann, vergaß man die französischen Soldaten nicht. Die Inschrift lautet:

„Dem ehrenden Andenken an die deutschen und französischen Krieger aus dem Feldzug 1870/71, die in St. Wendel ihren Wunden erlagen und hier bestattet sind. Gewidmet von den Bewohnern des Kreises St. Wendel 2. September 1911“.



Das Kriegerdenkmal vor dem Friedhof wurde am 3. September 1911 vom Kreis St. Wendel aufgestellt

Foto: Blitz

Schlußbemerkungen

Die Anregung zum Bau dieses zweiten Denkmals, das nur den in St. Wendel verstorbenen deutschen und französischen Soldaten gewidmet sein sollte, ging von dem damaligen Landrat Otto von Aschoff aus, der sich ebenso wie seine Frau aktiv als Vorsitzende in den Rot-Kreuz-Organisationen (Zweig-Verein vom Roten Kreuz und Vaterländischer Frauen-Verein) betätigten.

Vermutlich sollte auch der Bau eines gemeinsamen Denkmals für alle Gefallenen des ganzen Kreises das Zusammengehörigkeitsgefühl des willkürlich zugeschnittenen Kreisgebietes fördern.

Abschließend sei noch bemerkt, daß beide Denkmäler in einer Zeit entstanden sind, als in Deutschland Frankreich noch als der vermeintliche Erbfeind betrachtet wurde. Tatsächlich aber strahlen beide Mahnmale mit ihren Inschriften, die sicher nicht zuletzt durch unsere Grenzlandlage bedingt waren, den Geist der Fairness und der Versöhnung aus.

Anmerkungen:

1 Max Müller, Die Geschichte der Stadt St. Wendel, 1927, S. 254;

2 Max Müller, ebenda, S. 267;

3 Protokollbuch der Stadt St. Wendel vom Jahre 1875;

4 Nahe-Blies-Zeitung (NBZ) vom 7. September 1875, Stadtarchiv St. Wendel

5 Max Müller, ebenda, S. 268;

6 Sterbebuch des Standesamtes St. Wendel, Nr. 31/1822;

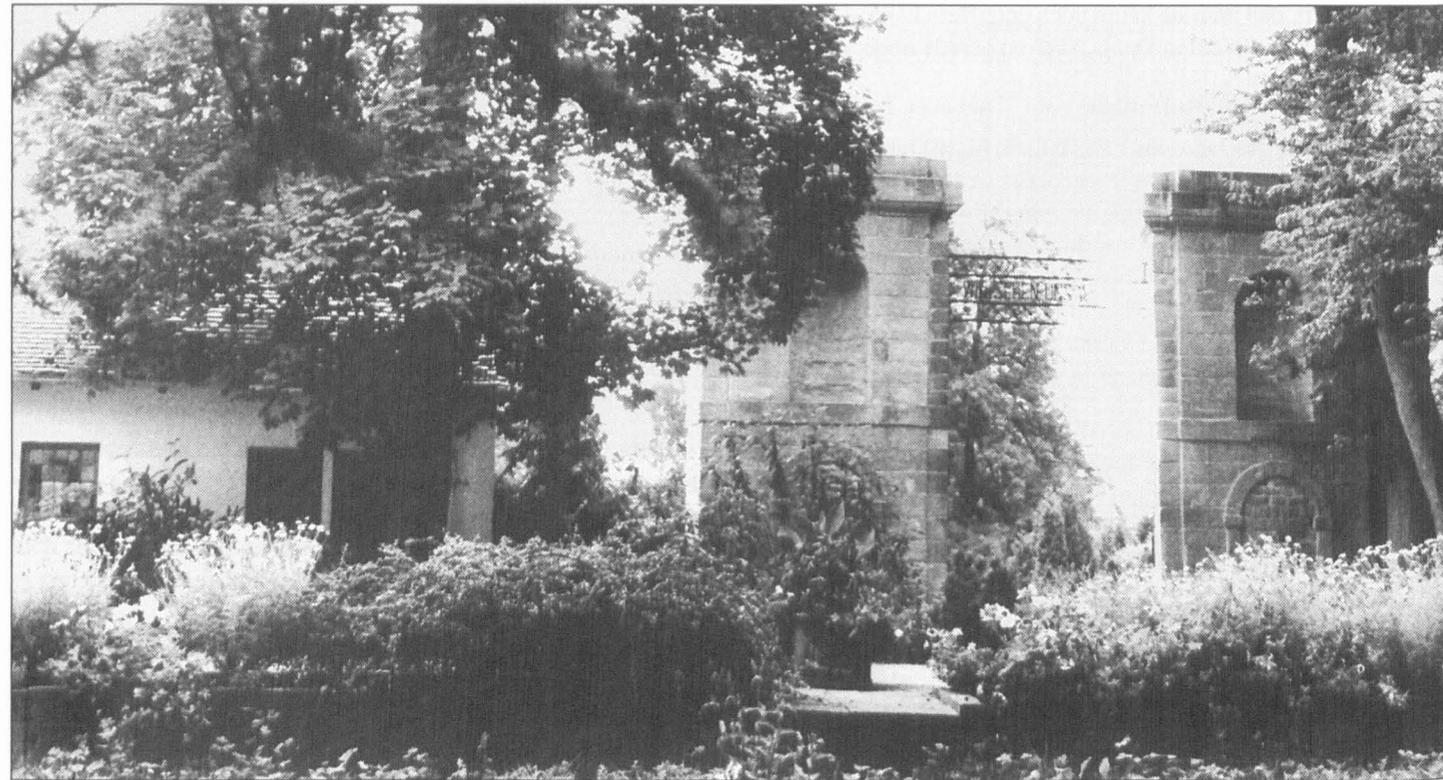
7 Nikolaus Obertreis, Stadt und Land des hl. Wendalin, 1927, S. 61–62;

8 Heimatbuch des Landkreises St. Wendel, 1975/1976, S. 58 und 66;

9 Saarbrücker Zeitung vom 20./21. November 1991 (Beilage) Stadtarchiv St. Wendel;

10 Neunkircher Zeitung vom 5. September 1911, Stadtarchiv Neunkirchen;

In Ergänzung zu den Anmerkungen wird auf die von der St. Wendeler Volksbank 1991 herausgegebene Dokumentation: „Die Kriegerdenkmäler in der Kreisstadt St. Wendel“ hingewiesen, Stadtarchiv St. Wendel.



Das Dessauer Tor am St. Wendeler Friedhof

St. Wendel als Garnisonsstadt von 1938 bis heute

Von Dieter Robert Bettinger

Der Aufbau der deutschen Wehrmacht

Reichspräsident *Paul von Hindenburg* berief am 30. Januar 1933 den Führer der NSDAP, *Adolf Hitler*, zum Kanzler des deutschen Reiches. Zusammen mit den Deutschnationalen und Mitgliedern des STAHLHELMS, des 1918 gegründeten Bundes der Frontsoldaten, bildeten die Nationalsozialisten eine neue Reichsregierung. Die neue politische Führung des Reiches war gewillt, Deutschland wieder zu einem Machtfaktor werden zu lassen, der der geopolitischen Lage und Wehrkraft des Landes entsprechen sollte. Neben dem Aufbau einer leistungsfähigen Wirtschaft, war auch eine starke und gut ausgerüstete Wehrmacht Voraussetzung, dieses Ziel zu erreichen. Für den Aufbau der Wehrmacht unterbreitete u. a. auch die Führung der Reichswehr einen Vorschlag, dem *Hitler* zustimmte. Dem Plan entsprechend, sollte die künftige Wehrmacht auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht mit der Reichswehr als Kern aufgebaut werden. Am 16. März 1935 wurde die allgemeine Wehrpflicht in Deutschland eingeführt. Der Aufbau der Wehrmacht sah zunächst 12 Korpskommandos mit insgesamt 36 Divisionen vor. Dies war mit umfangreichen neuen Aufgaben verbunden, die nicht in kürzester Zeit zu verwirklichen waren. Die neue Wehrmacht gliederte sich in Heer, Kriegsmarine und Luftwaffe, die jeweils eigenen Oberbefehlshabern unterstanden. Oberste Kommando- und Verwaltungsbehörde der jeweiligen Wehrmachtteile waren deren Oberkommandos. Als Staatsoberhaupt war *Hitler* auch „Oberster Befehlshaber der Wehrmacht“. Mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Deutschland wurde die dem Oberbefehlshaber des Heeres unterstehende Heeresverwaltung bedeutend erweitert. Zu ihren Aufgaben gehörten u. a. auch der Erwerb von Grundstücken und Liegenschaften, sowie die Durchführung von Baumaßnahmen.

Der Bau der Kasernen in St. Wendel

Unter Mißachtung entsprechender Bestimmungen des Vertrages von Versailles aus dem Jahre 1919 marschierten am 7. März 1936

deutsche Soldaten in die bis dahin entmilitarisierte Zone des linken Rheinlandes ein und stellten hier die „deutsche Wehrhoheit“ wieder her. Noch im gleichen Jahre ordnete die Reichsregierung den Bau einer neuen Kaserne in der Kreisstadt St. Wendel an.² Der Bürgermeister *Eichner* erhielt am 29. Oktober 1936 die Mitteilung, daß St. Wendel mit Sicherheit Garnisonstandort werde. Daraufhin berief der Bürgermeister noch am gleichen Tage eine Sitzung der Ratsherren ein. Sie billigten die Aufnahme eines Darlehens zur Finanzierung des Baues der Wasser- und Energieversorgungsanlagen zu den Kasernen.³

Bereits am 1. September 1936 war in Kaiserslautern das Heeresneubauamt gegründet worden. Die Leitung hatte Regierungsbaurat *Gruhl* übernommen. Ihm zur Seite standen zunächst Oberinspektor *Bernd Stengel* und ein Angestellter. Die Reichsregierung erteilte dem Heeresneubauamt Kaiserslautern am 5. November 1936 den Auftrag zum Bau einer Doppelkaserne für Soldaten der Infanterie und der Artillerie in St. Wendel. Zum örtlichen Bauführer wurde *Ernst Jung* ernannt. Er sprach bereits am 6. November 1936 mit Bürgermeister *Eichner*, der seitens der Stadt zwei Geländebereiche für den Bau der Kasernen anbieten konnte. Von ihnen lag einer ostwärts von der Stadt in der Nähe der späteren Tabakfabrik *Marschall*, ein zweiter im Westen von St. Wendel in Richtung Winterbach. Für dieses Gelände entschied sich der kommandierende General des XII. Armeekorps (XII. AK), General der Infanterie *Walter Schroth*, am gleichen Tage.

Zunächst war aber das Gelände noch belegt. Bereits am 13. März 1935 war ein Vorkommando des Reichsarbeitsdienstes in Stärke von 40 Mann nach St. Wendel gekommen, um auf dem Tholeyberg ein Barackenlager zu errichten. Am 16. April 1935 war das Lager bezugsfertig und wurde mit der Abteilung 9/277 belegt. Das Lager erhielt den Namen *Jakob Johannes* und erinnerte damit an

eine von französischen Soldaten im Jahre 1919 durchgeführte Hinrichtung im Kreis St. Wendel. Zum 1. April 1937 wurde die Abteilung des Reichsarbeitsdienstes um einen weiteren Zug auf etwa 300 Mann verstärkt. Die Abteilung unter dem Kommando von Oberfeldmeister *Strässer* erhielt damals eine weitere Baracke und die neue Nummer 6/322. Sie war vorwiegend beim Bau von Feldwirtschaftswegen tätig geworden.

In den Herbst- und Wintermonaten 1937/38 mußte das Lager des Reichsarbeitsdienstes dem Bauhof für die Kasernenbauten weichen und wurde an der Straße St. Wendel-Niederkirchen neu errichtet. Im Oktober 1938 kam die Abteilung 8/142 zusätzlich nach St. Wendel. Die beiden Abteilungen unterstanden mit acht weiteren Reichsarbeitsdienst (RAD) – Abteilungen der RAD-Gruppe 243 mit dem Sitz in der Landesfrauenschule, Hans-Schemm-Straße, in St. Wendel. Die Gruppe gehörte zu dem in Bad Kreuznach untergebrachten Abschnitt Pfalz-Nord des Reichsarbeitsdienstes innerhalb des von Generalarbeitsführer *Glockner* geleiteten Arbeitsganges XXXII. Sitz der Arbeitsgauleitung war Bad Münster am Stein. Ab Juni 1938 waren auch die RAD-Abteilungen in St. Wendel vorwiegend beim Bau der deutschen Westbefestigungen eingesetzt, arbeiteten aber auch an zivilen Objekten weiter. In den Jahren 1938/39 richtete man an der Urweiler Mühle auch ein Lager für den weiblichen Arbeitsdienst ein.⁴

Inzwischen war an der Straße von St. Wendel nach Winterbach eine Großbaustelle entstanden. Für die beiden Kasernen wurde jeweils Gelände in einer Fläche von 250 m x 250 m benötigt. nach den Vorstellungen des Reichskriegsministeriums sollten hier Infanterie- und Artillerietruppen sowie zusätzlich ein Festungspionierstab Aufnahme finden. Hinzu kamen umfangreiche Nebenanlagen wie Fahrzeughallen, Werkstätten, Lager- und Sporthallen sowie Exerzierplätze. Eingeplant wurde damals auch eine Brief-taubenstation. Nordostwärts von der Kasernenanlage war zwischen den Straßen St. Wendel-Winterbach und St. Wendel-Bliessen ein 180 ha großes Gelände als Übungsplatz mit Schießstand und Munitionslager ausgewiesen worden. Die gesamte Fläche, landwirtschaftlich wertvoller Boden, befand sich in Privatbesitz. Noch am Nachmittag des 6. November 1936 sprach *Ernst Jung* zu

diesem Problem mit Vertretern der Ortsbauernschaft. Im Schnellverfahren wurden die infragekommenden Landwirte enteignet und auch entschädigt. Die Bauunternehmung *Peter Zeyer* aus St. Wendel wurde mit der Leitung der Baumaßnahmen betraut, zäunte zunächst das gesamte Baugelände ein und errichtete auch das Baubüro. Hochkonjunktur erwartete die St. Wendeler Ziegelei *Halseband*. Neun Millionen Ziegelsteine waren von ihr herzustellen und an der Straße nach Winterbach entlang in 200 Stapeln aufzusetzen. Ziegeln lieferten auch die Ziegeleien *Birkenbach* (1 Million) und *Concordia* (200000) aus St. Wendel. Als bei der Abrechnung 50000 bereits bezahlte Ziegelsteine fehlten, die irgendwie abhanden gekommen waren, wußte der Bauleiter Rat: Man hatte sie zum Befestigen einer Sumpflinse im Kasernenbereich benötigt.

Der Bau der Kaserne bedeutete auch einen Großauftrag an die Unternehmer für Transporte aller Art: *Gillen, Vollmann, Bollig* und *Sauer* aus St. Wendel, sowie an den Fuhrunternehmer *Mohr* aus Winterbach. Eine ganze Reihe namhafter Firmen aus dem Saarland und darüberhinaus wurde mit den Bauarbeiten an den St. Wendeler Kasernen betraut. Die Erdarbeiten teilten sich die Firmen *Lenhard*, Saarbrücken und *Albert*, Neunkirchen, *Groß* aus St. Ingbert, *Friedrich Sick & Söhne* aus Ottweiler, eine Firma *Witt*, Firma *Kurt Hoffmann* aus Neunkirchen und die Firma *Fleckenstein* aus Frankfurt/Main. Zu errichten waren im Bereich der Infanterie-Kaserne 1 Stabs- und 4 weitere Unterkunftgebäude, 2 Wirtschaftsgebäude, Stallungen und Reithalle, Krankenstall und Schmiede, Ausbildungs- und Fahrzeughallen sowie 1 Gashäuschen. Für die Artillerie-Kaserne waren 1 Stabsgebäude, 2 Unterkünfte mit flachem Dach, 1 weiteres Unterkunftgebäude, 4 Wirtschaftsgebäude, 4 Fahrzeughallen sowie je eine Instandsetzungs- und Ausbildungshalle zu errichten.

Getrennt von diesen Bauten waren für den unterzubringenden Festungs-Pionierstab (FestPi-Stab) 1 Verwaltungsgebäude, 1 Halle für Panzerteile für die Westbefestigungen und 3 Fahrzeughallen zu bauen. Die Halle für die Panzerteile sollte 130 m lang, 30 m breit und 25 – 30 m hoch werden. Diese Halle ist bis heute erhalten geblieben. Nach § 2 des saarländischen Denkmalschutzgesetzes steht dieser Stahlbetonskelettbau als Kulturdenkmal unter

Schutz. Im Innern dieser Schwerlasthalle des FestPi-Stabes 2 befand sich bis kurz nach 1945 ein Kran, den die Franzosen mit allen Motoren ausgebaut und abtransportiert haben. Alle Gebäude für den FestPi-Stab wurden von der Bauabteilung der Pioniere errichtet. Für den gesamten Kasernenkomplex wurde eine Anlage zur Versorgung mit elektrischer Energie, ein Umspannwerk, vorgesehen. Mitte Dezember 1936 übernahm Regierungsbaurat *Fischer* die Bauleitung am Kasernenprojekt St. Wendel. Eine Bürobaracke wurde unmittelbar an der Baustelle aufgestellt. Zuständig für alle Baumaßnahmen war ab Dezember 1936 das Heeresneubauamt in Idar-Obertstein. Die Gesamtaussumme der St. Wendeler Kasernen, ohne Nebenkosten, belief sich auf rund 10,5 Millionen Reichsmark. Im Vergleich dazu kostete 1936/37 ein Einfamilienhaus rund 10.200 Reichsmark. In den Brühlwiesen entstanden nach und nach auch die Wohnungen für die Offiziere, näher bei den Kasernen die Wohnungen für die Unteroffiziere, der in St. Wendel unterzubringenden Einheiten. Die Bauarbeiten kamen in St. Wendel schnell und gut voran. Bereits im Mai 1937 konnte in der „Mott“ im Stadtbereich von St. Wendel das Richt-

Die Richtkrone für die Artillerie-Kaserne in St. Wendel auf einem Fahrzeug der Bauunternehmung *Fr. Sick und Söhne* aus Ottweiler am 15. Dezember 1937

Foto: Ernst Jung

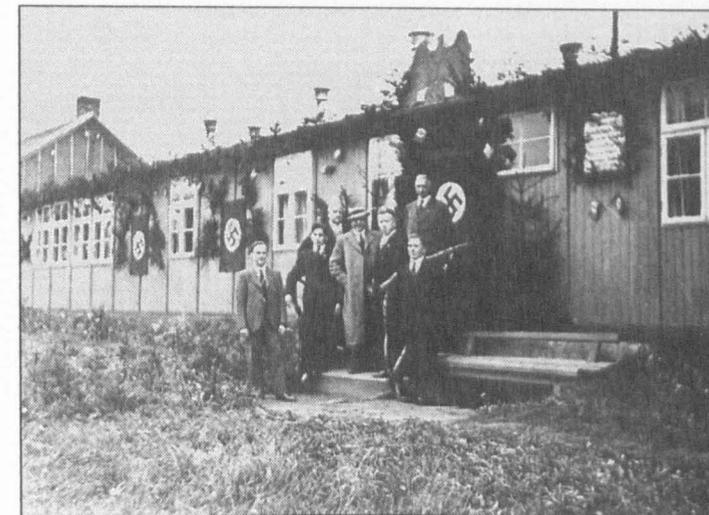


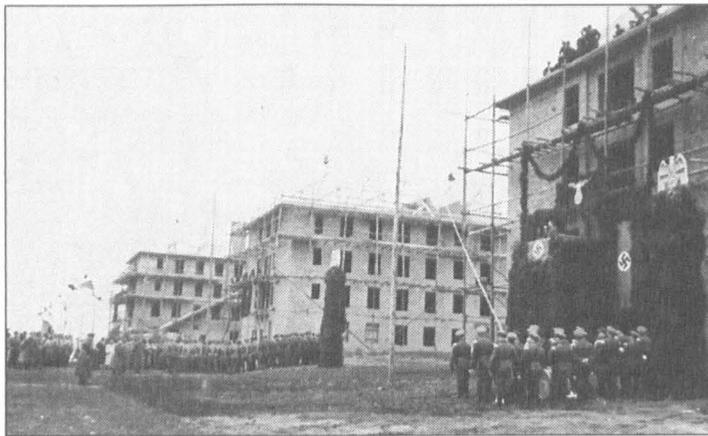
Festzug aus Anlaß des Richtfestes für die Artillerie-Kaserne in St. Wendel am 15. Dezember 1937

Foto: Ernst Jung

Die Baracke der Bauleitung für die Kasernen in St. Wendel am 15. Dezember 1937

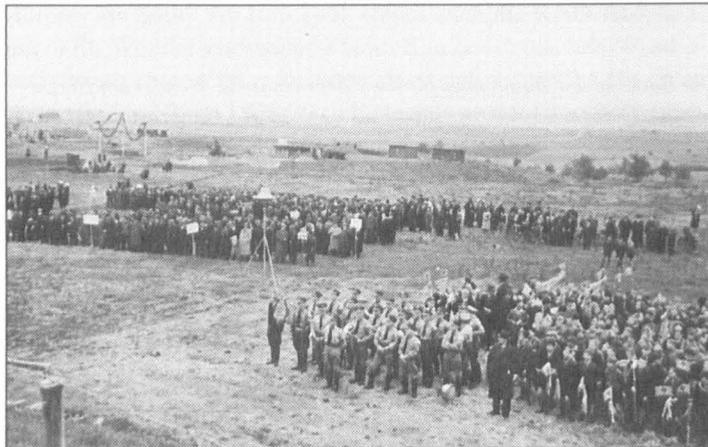
Foto: Ernst Jung





Richtfest an der Artillerie-Kaserne am 15. Dezember 1937
Foto: Ernst Jung

Gäste beim Richtfest für die Artillerie-Kaserne Foto: Ernst Jung



fest für die Infanterie-Kaserne gefeiert werden. Ein gutes halbes Jahr später sprach Regierungsbaurat *Geißler* am 15. Dezember 1937 aus Anlaß des Richtfestes für die Artillerie-Kaserne, das sogenannte Bauwerk Nr. 124 079. Regierungsbaurat *Geißler* kam aus Idar-Oberstein.

Der Einzug der Soldaten in St. Wendel
Der Festungspionierstab 2 (FestPi-Stab 2)

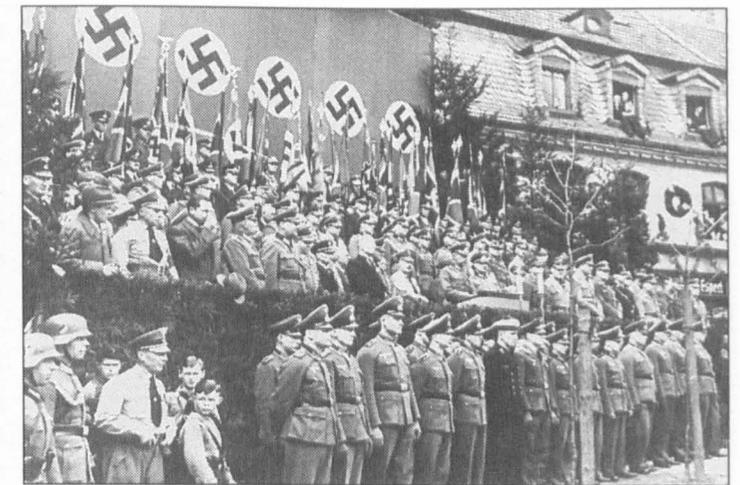
Aus der bisherigen Festungsbaugruppe Königsberg-Nord wurde am 1. März 1936 der FestPi-Stab 2. Er unterstand der am 1. Oktober 1934 gegründeten Festungsinspektion I in Königsberg innerhalb der Inspektion der Ostbefestigungen in Berlin. Kommandeur des Stabes war Major *Bläß*. Mit dem Bau der deutschen Westbefestigungen im Jahre 1936 wurde nach und nach auch eine Verstärkung der Festungspioniere im Westen notwendig. Bereits am 15. Dezember 1936 regelten Vorkommandos im Auftrag der in Wiesbaden eingerichteten Inspektion der Westbefestigungen (InWest) u. a. auch die Neueinrichtung des Dienstsitzes der Festungsinspektion V (FestInsp V) in Kaiserslautern. Mit Schreiben vom 4. Januar 1937 kündigte das Oberkommando des Heeres die Verlegung des FestPi-Stabes 2 von Königsberg nach St. Wendel an. Demnach hatten sich 1 Vorkommando, bestehend aus 1 Offizier, 1 Beamten und 2 Angestellten am 15. Januar 1937 mit PKW bei der InWest in Wiesbaden zu melden. Der gesamte FestPi-Stab 2 mußte zum 1. Februar 1937 in St. Wendel eingetroffen sein. Mehrere Mitarbeiter des Stabes blieben in Ostpreußen und wurden dort von den FestPi-Stäben 1 und 3 übernommen. Die technischen Angestellten des FestPi-Stabes 2 wurden offenbar vor ihrer Versetzung in das Saarland befragt. Soweit sie mit dem Umzug einverstanden waren, wurden sie zum 1. Februar 1937 nach St. Wendel versetzt.

Da die Kasernen auf dem Tholeyer Berg zu diesem Zeitpunkt noch im Bau waren, wurde der FestPi-Stab 2 im St. Wendeler Lyzeum an der Wilhelm-Gustloff-Straße untergebracht. Im Herbst 1938 bezog der Stab das für ihn errichtete Kasernengebäude in Richtung Winterbach links von der Straße, wo noch heute eine entsprechende Inschrift auf die frühere Nutzung des Gebäudes verweist. (Vgl. Heimatbuch des Landkreises St. Wendel, XXIV. Ausgabe 1991/92, Seite 139.) Der FestInsp V in Kaiserslautern unterstellte, erstreckte sich der Arbeitsbereich des FestPi-Stabes 2 auf den Bau der Westbefestigungen entlang der Saar von Besseringen bis Völklingen. Nach der Umgliederung des FestPi-Korps unterstand der Stab der FestInsp VIII in der Hornkaserne in Trier. Nach dem Befehl *Hitlers* vom 28. Mai 1938 zum verstärkten Ausbau der deut-

schen Westbefestigungen übernahm das Heeresgruppenkommando 2, Oberbefehlshaber General *Wilhelm Adam* in Kassel und später in Frankfurt am Main, die Oberbauleitung über die Bauarbeiten. Der FestPi-Stab 2 unterstand fortan dem Generalkommando (GenKdo) der Grenztruppen Saarpfalz, Kommandierender General, General der Pioniere *Kuntze*, in Kaiserslautern. Mit der Mobilmachung und dem Beginn des Krieges am 1. September 1939 wurde auch der FestPi-Stab 2 Heeresgruppe. Das GenKdo der Grenztruppen Saarpfalz unterstand dem Armeeoberkommando (AOK) 1, Oberbefehlshaber General *Erwin von Witzleben*. Nach Neugliederungen unterstand der FestPi-Stab 2 in St. Wendel im Rahmen seiner bisherigen Aufgaben dem GenKdo XXX. Armeekorps (AK) in Wadern. Kommandierender General war dort General der Artillerie *Otto Hartmann*. Im Verband des XXX. AK begann am 14. Juni 1940 der Angriff gegen die Maginotlinie südlich von Saarbrücken. Im Jahre 1944 war der FestPi-Stab 2 im Verband der Heeresgruppe E auf dem Balkan eingesetzt, 1945 war er in Kroatien.

I. Bataillon Infanterie Regiment 70 (I./InfRgt 70)

Das I./InfRgt 70 wurde am 6. Oktober 1936 in seinem Friedensstandort Kaiserslautern aufgestellt. Am 12. Oktober 1937 kam es zu einer Neuaufstellung des Bataillons, weil die bisherige Einheit einer anderen Verwendung zugeführt wurde. Die Soldaten des I./InfRgt 70 lernten zunächst Notunterkünfte in Saarbrücken kennen. Die für sie vorgesehenen Kasernen in St. Wendel waren zum damaligen Zeitpunkt noch nicht fertiggestellt. Mit der Aufstellung des InfRgt 70 schloß man an eine militärische Tradition an: Bereits am 5. Mai 1860 wurde das preußische Infanterie Regiment 70 als 8. Rheinisches Infanterie Regiment Nr. 70 aufgestellt. Es war dann viele Jahre lang in Saarbrücken untergebracht. Nach einem zwölf-tägigen Aufenthalt auf dem Truppenübungsplatz Wahn bei Köln und nach achtstündiger Bahnfahrt traf das I./InfRgt 70 am 2. Mai 1938 auf dem Bahnhof in St. Wendel ein. Angeführt vom Kommandeur der 36. Infanterie Division (ID) Generalleutnant *Georg Lindemann*, vom Kommandeur des InfRgt 70, Oberst *Habenicht* und von Bataillonskommandeur Major *Klaus Mueller-Bülow* stellten sich die Soldaten in einem langen Zug durch die Innenstadt der jubelnden Bevölkerung vor.



Beim Einzug des I./InfRgt 70 in St. Wendel am 2. Mai 1938
Foto: Aus dem Besitz von Friedrich Klöpfer

In St. Wendel waren die Straßen festlich geschmückt. Ehrenportalen waren errichtet worden, tausende von Menschen säumten die Straßen bis zu den Kasernen, um „ihre“ Soldaten zu begrüßen.

Das I./InfRgt 70 bezog die Kasernen für die Infanterie, in Richtung Winterbach rechts von der Straße. Das Bataillon bestand aus fünf Kompanien einschließlich einer Stabskompanie und hatte eine Gesamtstärke von 800 Mann. Neben Handfeuerwaffen besaßen die Soldaten auch leichte und schwere Maschinengewehre des Typs 34. Diese Waffen waren zur Abwehr von Fliegerangriffen zum Teil auf Doppellafetten montiert worden. Darüberhinaus verfügten die Soldaten über Granatwerfer der Kaliber 5 cm und 8 cm. Die Gebäude für die Infanterie erhielten den Namen Hutier-Kaserne. General *Oskar von Hutier* war im Jahre 1915 Kommandierender General des ursprünglich in Saarbrücken beheimateten XXI. preußischen Armeekorps. Das Korps war damals in Rußland eingesetzt. Ende August 1939 wurde das I./InfRgt 70 im Raum Niederwürzbach-Zweibrücken-Hornbach im Verband der 36. Infanterie Division (ID) zur Abwehr etwaiger französischer Angriffe eingesetzt. Kommandeur der 36. ID war Generalleutnant *Georg Lindemann*. Auf der Höhe über Wattweiler hatte das Bataillon die

St. Wendel wird Garnisonsstadt

Ein Zeitzeuge berichtet

Von Günter Stoll

Mein Vater diente von 1905 – 1907 aktiv beim 8. Rheinischen Infanterie-Regiment Nr. 70 – in der 7. Kompanie – in Saarbrücken. Er hatte den Ersten Weltkrieg als Frontsoldat an der West- und an der Ostfront (Rußland) erlebt.

Das war für ihn der Grund, daß er mit uns – seinen beiden elfjährigen Söhnen – am 2. Mai 1938 per Fahrrad nach St. Wendel fuhr, um als Zuschauer den Einzug des I. Bataillons des Inf. Rgt. 70 in der Kreisstadt zu erleben.

Die Straßen der Stadt waren mit Girlanden und Fahnen geschmückt. Auf einer Tribüne saßen die Ehrengäste. Viele Schaulustige säumten die Straßenzüge, durch die die „neuen“ Soldaten zogen. Man sah auch Fähnchen schwingende Menschen. Nach Kompanien geordnet, zogen die Soldaten vorbei. Vor jeder Kompanie „hoch zu Roß“ der Hauptmann als Kompanieführer, dahinter im Marschritt die Soldaten zu Fuß. An der Spitze eines Zuges die Zugführer, an der Spitze einer Gruppe Unteroffiziere als Gruppenführer. Vor dem Bataillon das Musikkorps mit einem wunderbaren Schellenbaum.



Einzug des I. InfRgt in St. Wendel am 2. Mai 1938 – Fotos: Hans Herbert Traub, aus dem Besitz von Friedrich Klöpfer

Hinter jeder Kompanie auch bespannte Fahrzeuge. Bagagewagen (mit Holzrädern und eisenbereift), sogenannte „Gefechtswagen“ (mit gummibereiften Rädern). In den Bagagewagen befanden sich die Kisten mit dem Gepäck der Offiziere und die Ausrüstung der Schreibstube. In den Gefechtswagen wurden u. a. Waffen und Munition transportiert. Natürlich waren auch „Gulaschkanonen“, Feldküchen, im „Festzug“ zu sehen.

Mein Vater, mein Zwillingbruder Heinz und ich standen auf den ersten Treppenstufen zwischen dem alten Rathaus und dem Kaufhaus Stier.

Den Abschluß der langen Kolonne bildete ein Bagagewagen. Da wurden mein Bruder und ich plötzlich sehr aufmerksam, weil wir den „Fahrer auf dem Bock“, den Pferdelenker kannten. Es war Hans Kolling aus Lautenbach, der vor seiner Soldatenzeit als Knecht in Dörrenbach in einem Bauernhaus (Stolle) diente.

Wir winkten ihm zu. Aber er hatte keine Zeit für uns; denn es ging bergab, er mußte seinen Wagen abbremsen und zudem scheute eines seiner Pferde und wollte zur Seite drängen; er stand von seinem Sitz auf und hatte die Zügel fest in der Hand, um die Pferde zu bändigen.



ersten Toten zu beklagen. Im Verband der 36. ID stieß es am 10. Mai 1940 über die Brücke von Echternach durch Luxemburg und Belgien nach Sedan vor. Beim Angriff auf die Isle-Ferme verlor das I./InfRgt 70 40% seiner Soldaten durch Tod oder Verwundung. Die 36. ID hatte durch ihren Vorstoß auf Verdun bis Neufchâteau erheblichen Anteil an der Einkesselung der französischen Verbände in Lothringen.

Bei der Rückkehr nach St. Wendel im September 1940 wurden die Soldaten des I./InfRgt 70 von der Bevölkerung in Saarbrücken und St. Wendel stürmisch gefeiert. Aufgefrischt durch Rekruten verblieb das InfRgt 70 bis zum 1. November 1940 im Verband der 36. ID, die ab diesem Zeitpunkt bis zum 1. Mai 1941 in die 36. ID (mot) umgewandelt wurde. Sie gab das InfRgt 70 an die 111. ID ab. Ihr Divisionskommandeur war damals Generalleutnant Otto Stapf. In den Jahren 1941 bis 1945 kam das InfRgt 70 im Verband der 111. ID nach Kiew, Rostow, zum Kaukasus, Taganrog, Nikopol, zur Halbinsel Krim, nach Sewastopol und schließlich nach Bessarabien, um nur einige Stationen im Osten zu nennen. Die ehemaligen „70er“ kommen heute noch gerne nach St. Wendel. Zu einem Meilenstein in der Geschichte der deutsch-französischen Freundschaft wurde das Kameradschaftstreffen im September 1985 unweit der Kasernen in St. Wendel.⁶

I. Abteilung Grenz-Artillerie-Regiment 105 (I./GrzArtRgt 105)

In den Bereichen des Westwalles und des Oder-Warthe-Bogens wurden im Herbst 1938 erstmals Grenztruppen aufgestellt. Sie waren als bodenständige Truppen aktive Verbände des Friedensheeres und im Kampf um Befestigungen besonders geschult. Ihre Aufgabe bestand auch darin, moderne Befestigungsanlagen bei einem überraschenden gegnerischen Angriff zu halten. Grenztruppen gab es bei der Infanterie, der Artillerie, den Pionieren und den Nachrichtenverbänden.

Es war geplant, die Grenztruppen im Herbst 1939 in Infanterie-Divisionen umzugliedern. Am 10. November 1938 begannen in der Artilleriekaserne in St. Wendel, in Richtung Winterbach auf der linken Straßenseite, die ersten Maßnahmen zum Aufbau der I./GrzArt Rgt 105. Der Kader der Abteilung bestand aus ehemali-



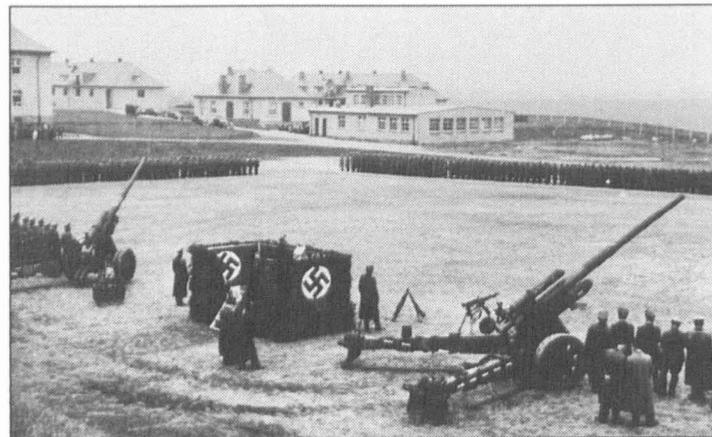
Marsch zur Vereidigung der Rekruten der I./GrzArtRgt 105 im November 1938
Foto: Gerhard Marschlanka

gen Soldaten der Reichswehr. Sie kamen zumeist aus Sachsen und aus Ostpreußen, sowie aus dem Raum Trier. Die ersten Rekruten kamen etwa ab 20. November 1938 nach St. Wendel.

Sie stammten aus dem Saarland, von der Mosel, aus dem Hunsrück und aus dem Sudetenland. Für den Aufbau des GrzArtRgt 105 hatte man zunächst die Kasernen in Lebach vorgesehen, doch waren diese im Herbst 1938 noch nicht bezugfertig, so daß nun St. Wendel Friedensstandort für die I. Abteilung wurde. Die I./GrzArtRgt 105 unterstand als schwere motorisierte Abteilung dem Artilleriekommandeur beim Generalkommando der Grenztruppen Saarpfalz in Kaiserslautern. Erster Abteilungskommandeur war Major von Hertlein. Die Abteilung verfügte über drei Batterien:

1. Batterie mit schweren Feldhaubitzen (SFH) 18 Langrohrgeschützen vom Kaliber 10 cm,
2. batterie mit schweren Feldhaubitzen (SFH) 18 Langrohrgeschützen vom Kaliber 15 cm,
3. batterie mit schweren Feldhaubitzen (SFH) 18 Langrohrgeschützen vom Kaliber 15 cm.

Die einzelnen Geschütze wurden von 11-Tonner-Zugmaschinen gezogen. Die Rekruten der GrzArtAbt wurden in der Umgebung von St. Wendel intensiv ausgebildet und übten den Einsatz im scharfen Schuß auf dem Truppenübungsplatz in Baumholder. Zusammen mit dem Abteilungstab kamen die drei Batterien auf eine

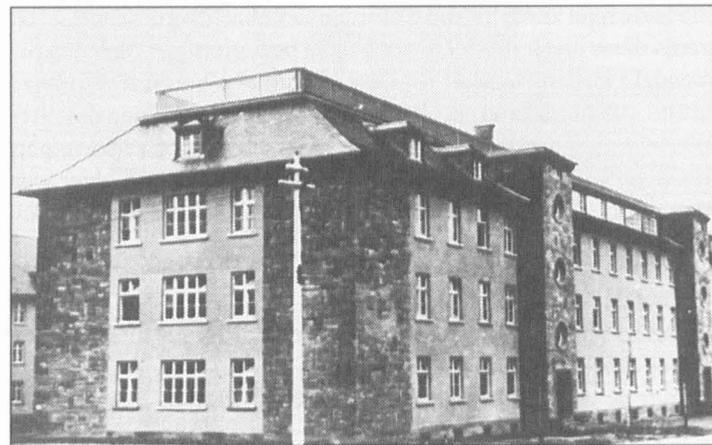


Die Verteidigung der Rekruten der I./GrzArtRgt 105 im November 1938 im Bereich der Infanterie-Kaserne in St. Wendel. Die aufgestellten Geschütze sind Langrohrgeschütze SFH 18 Kaliber 10 cm der 1. Batterie/GrzArtRgt 105

Foto: Gerhard Marschlanka

Teil der Kaserne der I./GrzArtRgt 105 in St. Wendel

Foto: Gerhard Marschlanka



Gesamtstärke von fast 800 Mann. Am 9. Januar 1940 wurde die I. GrzArtRgt 105 der 10. Panzer-Division unterstellt und mit dieser ab 10. Mai 1940 beim Westfeldzug eingesetzt. Aus dem Bereitstellungsraum Morbach-Bernkastel stieß die Abteilung durch Südbelgien bis nach Calais vor und beteiligte sich an der Verfol-

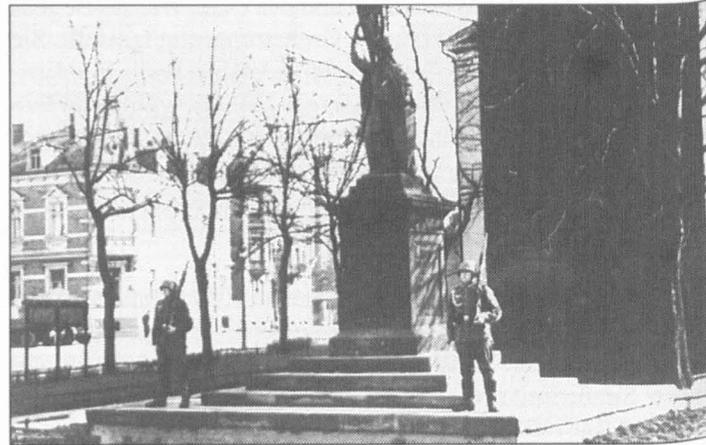


Von links: Leutnant Möller, Hauptman Andrea und Leutnant Abt von der I./GrzArtRgt 105 im Mai 1939

Foto: Gerhard Marschlanka

Ehrenwache mit Soldaten der I./GrzArtRgt 105 am Kriegerehrenmal vor der evangelischen Kirche in St. Wendel aus Anlaß des „Heldengedenktages“ am 5. März 1939

Foto: Gerhard Marschlanka



gung der gegnerischen Truppen bis in den Raum Bordeaux. Nach der Rückkehr aus dem Westfeldzug erlebten die Artilleristen aus St. Wendel einen triumphalen Empfang in der Heimat. Am 1. Februar 1941 wurde die I./GrzArt Rgt 105 III. schwere Abteilung des ArtRgt 90 der 10. Panzerdivision (PD). Divisionskommandeur war damals Generalleutnant *Ferdinand Schaal*. Nach Kämpfen um Minsk, Smolensk, Wjasma, Moskau und Juchnow kam die 10. PD im Mai 1942 nach Frankreich und ab Dezember 1942 in den Raum Tunis. Hier wurde sie im Mai 1943 bei den schweren Kämpfen um Tunis vernichtet.

In St. Wendel war auch die Grenz-Sanitätsabteilung 52 unter der Leitung von Oberstarzt *Dr. Danielsen* mit der Grenzstaffel des Stabsarztes *Albers* untergebracht.

Im Juni 1938 war die Festungsflakabteilung 32 nach St. Wendel gekommen. Sie wurde zunächst im Missionshaus, in einem der Gymnasien und in Bürgerquartieren untergebracht. Später zog die Abteilung zum größten Teil in die inzwischen errichteten Baracken hinter der Tabakfabrik *Marschall* um. Offiziell empfangen wurde die Abteilung erst am 14. Juli 1938.

Im Zuge der Bauarbeiten an den deutschen Westbefestigungen entstanden im Verlauf der Luftverteidigungszone West auch Befestigungsanlagen, die weiträumig die Kasernen und den Sitz des Generalkommandos XII. AK im Harschberger Hof einschlossen.

Wie bereits geschildert, blieb der neuen Garnison in St. Wendel relativ wenig Zeit, sich mit der Stadt St. Wendel und der Bevölkerung aus der Umgebung anzufreunden. Noch im Herbst des Jahres 1938 zogen viele Familien den Vätern, die in St. Wendel als Soldaten oder Zivilpersonen Dienst taten, nach und fanden Aufnahme in den der Stadt benachbarten Gemeinden. Freundschaften entstanden, Ehen wurden geschlossen. Am 24., 25. und 26. Juni 1939 feierten Garnison und Bevölkerung ein Gemeinschaftsfest, zu dessen gutem Gelingen die vereinigten Musikkorps des I./InfRgt 70 und der FestFlakAbt 32 nachhaltig beitrugen. Sie standen unter der Leitung von Musikmeister *Koch*. Aus Anlaß des damals gleichzeitig begangenen Tages des deutschen Liedes sangen die Männerchöre der Stadt unter der Leitung von *Felix Warken*.

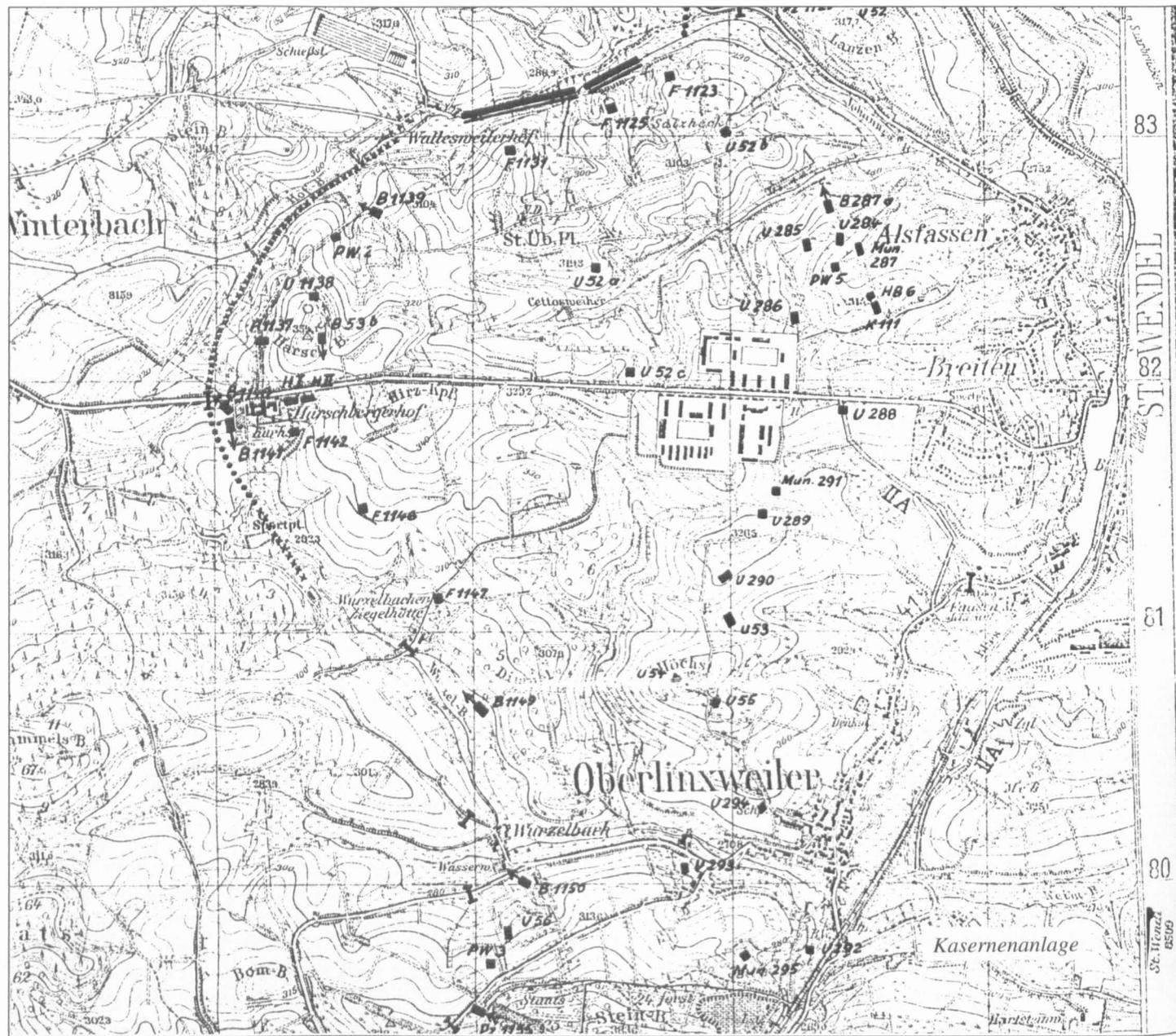
Nach dem Frankreichfeldzug, der am 25. Juni 1940 durch einen Waffenstillstand beendet wurde, kamen, wie bereits geschildert, die Soldaten des I./InfRgt 70 und der I./Art Rgt 105 im September bzw. Oktober 1940 in die Kasernen über der Stadt St. Wendel zurück. Am 23. März 1941 feierten Soldaten und Bevölkerung gemeinsam den „Tag der Wehrmacht“. Dabei war es auch möglich, die Kasernen an der Straße nach Winterbach zu besichtigen. Hier waren inzwischen Rekruten eingerückt, die, nach ihrer Ausbildung, die Lücken in den Truppenteilen ausfüllten, die Tod und Verwundungen gerissen hatten. Am 22. Juni 1941 begann der deutsche Feldzug gegen die Sowjetunion. Nachdem die bisher in St. Wendel stationierten Soldaten die Garnison verlassen hatten, nahmen Ersatztruppenteile ihre Stellen ein. Die Verbindung der St. Wendeler Bevölkerung mit den Soldaten an der Front riß nicht ab. 1941 erhielt u. a. das InfRgt 70 von St. Wendel aus Weihnachtspakete⁸.

Lazarett und Hauptverbandplatz

Als St. Wendel Garnison wurde, erhielt das Marienkrankenhaus in der Stadt die Funktion eines Garnison-Lazarettes. In den Jahren 1939/40 war im Krankenhaus das Feldlazarett 5/592 untergebracht. Zusammen mit Räumen in den Infanterie- und Artilleriekasernen nahm es im August 1941 ein Reservelazarett auf, das im September 1944 nach Heidelberg verlegt wurde. Notlazarette wurden vor allem in Schulen eingerichtet. Im Winter 1942/43 waren auch die Räume in den Kasernen mit Verwundeten und Kranken überfüllt. Viele Soldaten hatten schwere Erfrierungen in Rußland erlitten. Mütter und Ehefrauen aus allen Teilen Deutschlands kamen nach St. Wendel, um hier ihre Angehörigen zu besuchen.

Über ihren Einsatz als Rotkreuz-Schwester berichtet *Gerda Zimmer geb. Bickelmann* aus Dörrenbach:

Im Februar 1942 wurde ich mit anderen Rotkreuz-Schwester aus den Ortschaften des St. Wendeler Landes in die Infanterie-Kaserne nach St. Wendel beordert. Aus meinem Heimatort Dörrenbach waren damals ebenfalls dabei: Hilde Bickelmann, Hilde Zimmer, Ilse Zimmer, Gertrud Guth und Erna Stoll. Aus Werschweiler kamen u. a. Luise Zimmer und Ilse Feuchtner. Mit einer Gruppe von Sanitätssoldaten mußten wir die Kasernengebäude zu einem



Lazarett „umfunktionieren“. Wir mußten alle Räume gründlich reinigen und die Betten beziehen. Die fünf Kasernengebäude wurden in Blöcke von I bis V eingeteilt. Jeder Block war eine Verwundeten-Krankenstation für sich. Im ersten Kasernengebäude, in Richtung Winterbach auf der rechten Straßenseite, waren das Hauptgeschäftszimmer und die Verwaltung untergebracht. In diesem Gebäude befanden sich weiterhin: Wache, Zahlmeisterei, Kleider- und Wäschekammer, Poststelle und Bibliothek. Jede Station in den Blöcken II bis V unterstand einem ärztlichen Leiter. Chefarzt war zur damaligen Zeit Stabsarzt Dr. Scherrer aus Landau. Rotkreuz-Schwester und Sanitätssoldaten wurden im Pflegedienst eingesetzt. Die Leitung der Rotkreuz-Schwester hatte Frau Neu aus Steinbach. In jedem Block befanden sich gut eingerichtete Verbandzimmer. Da Ilse Feuchtnr und ich die Handelsschule besucht hatten und Schreibmaschine schreiben konnten, versahen wir unseren Dienst in den Stationsgeschäftszimmern in den Blocks IV und V. Später kam ich in das Hauptgeschäftszimmer in Block I. Ein Sanitätssoldat und ich mußten dort die Aufnahmeformalitäten erledigen. Leiter der Hauptgeschäftsstelle war Sanitätshauptfeldwebel Schäfer.

Täglich waren die Sanitätskraftwagen (Sankas) unterwegs, um Verwundete aus den Lazarettzügen vom Bahnhof zu den Kasernen zu bringen. Vor allem Personal und Kraftfahrzeuge der Wehrmacht waren hier im ständigen Einsatz. Für viele Kranke und Verwundete wurde das Lazarett in den Kasernen in St. Wendel zur letzten Station ihres Lebens. Die Verstorbenen wurden in einem mit Pferden bespannten Leichenwagen in aller Frühe eines anbrechenden Tages zum Friedhof der Stadt gebracht. Vier Genesene begleiteten die letzte Fahrt und schossen über den Gräbern den Ehrenschatz. Auf dem an der Werschweilerstraße gelegenen Friedhof der Stadt St. Wendel haben insgesamt 650 Kriegstote eine letzte Ruhestätte gefunden.

Nach der alliierten Invasion am 6. Juni 1944 und den folgenden schweren Kämpfen in Frankreich waren die Kasernen in St. Wendel Kriegs-lazarett. Dieses nahm in jenen Jahren im Durchschnitt etwa 4.000 Kranke und Verwundete pro Jahr auf. Im Januar 1945 schließlich wurde das Lazarett in den Kasernen Hauptverbandplatz



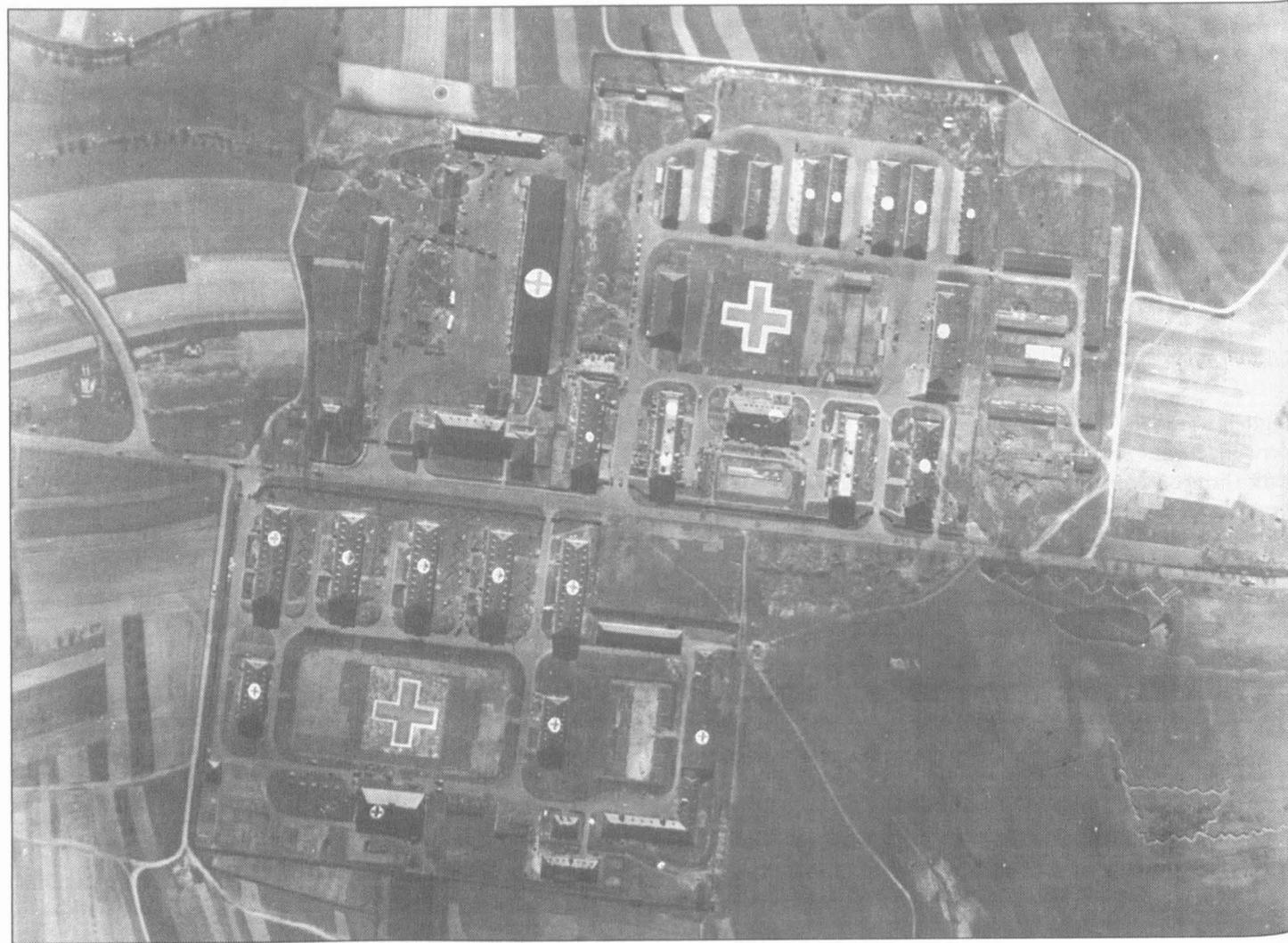
Rotkreuz-Schwester vor der Infanterie-Kaserne in St. Wendel im Jahre 1942. 1. Reihe: Bildmitte: Frau Neu, die Leiterin der Einsatzgruppe der Rotkreuz-Schwester; 2. Reihe von links: Ilse Feuchtnr und Luise Zimmer aus Werschweiler; 2. Reihe hinter der Leiterin nach rechts: Gerda Bickelmann, Ilse Zimmer und Hilde Bickelmann aus Dörrenbach
Foto: Aus dem Besitz von Gerda Zimmer

Gräber deutscher Soldaten auf dem Ehrenteile des Friedhofes in St. Wendel im Sommer 1993
Foto: Dieter Bettinger



Luftaufnahme der Kasernen in St. Wendel. Überall sind im Kasernenbereich die Zeichen des Roten Kreuzes zu erkennen, die den Komplex als Kriegslazarett kennzeichnen.

Foto: © British Crown copyright 1994/MOD. Published with the permission of the Controller of Her Britannic Majesty's Stationery Office. Das Foto wurde freundlicherweise von Herrn Roland Geiger, St. Wendel, zur Verfügung gestellt.



für die inzwischen in den Bereich des Saarlandes vorgeschobene Westfront. Als am 15. März 1945 der amerikanische Großangriff von der Mosel her begann, räumten die deutschen Truppen den Hauptverbandplatz in den Kasernen auf dem Tholeyer Berg. Nur einige Schwerverwundete und Betreuungspersonal blieben an Ort und Stelle zurück.

Am 18. März 1945 erschienen die amerikanischen Angriffsspitzen, Soldaten der 10. US-PD, Kommandeur General William H. H. Morris jun., nördlich und westlich von St. Wendel, drangen aber in der Nacht nicht weiter vor. Als dann die Amerikaner am 19. März 1945 weiter auf die Stadt vorstießen, empfing sie der als Bürgermeister amtierende Beigeordnete Tholey mit einer Abordnung aus der St. Wendeler Bevölkerung an den Kasernen mit einer weißen Fahne und erklärte die Übergabe der Stadt, die anschließend kampfflos besetzt wurde. In den Kasernen richteten die Amerikaner ein Feldlazarett ein und brachten in den Gebäuden Nachschubtruppen unter. Am 10. Juli 1945 ging die Regierungsgewalt im Saarland auf die französische Armee über.

Französische Soldaten in St. Wendel

In St. Wendel lösten die Franzosen die Amerikaner vermutlich schon am 9. Juli 1945 ab. Als Truppenstandort hatte die Stadt einen Commandant d'Armes, einen Platzkommandanten. Diese Funktion übte in den Jahren 1945/46 Major Tabouis aus. Die Franzosen gaben der Militärunterkunft den Namen „Jena-Kaserne“, wohl in Erinnerung an eine Schlacht Napoléons, und brachten hier zunächst eine Einheit der Infanterie unter. Bereits im März 1946 löste eine französische Panzereinheit die Infanterie ab. Zu dieser Zeit waren die Kasernen auf dem Tholeyer Berg besonders stark belegt. Von daher war auch die Bevölkerung der Stadt durch die Beschlagnahme vieler Wohnungen betroffen, die für Militärangehörige zur Verfügung gestellt werden mußten.

In den Jahren 1948 und 1949 wurden die französischen Soldaten nach und nach aus St. Wendel abgezogen. Die nun leeren Kasernen verwahten mehr und mehr. Sie waren von den Besatzungstruppen kaum gepflegt worden und wurden nach deren Abzug geplündert und verwüstet. Die Wende für die St. Wendeler Kasernen kam dann im Jahre 1950. Nach umfangreichen Renovierungsarbeiten trafen am 16. März 1951 die Soldaten des 21. Spahi-Regimentes mit ihren Panzern an dem nun schon traditionellen Militärstandort ein. Sie wurden am 14. Oktober 1961 von den Soldaten des 1. Kürassier-Regimentes abgelöst. Das Regiment geht in seiner Geschichte bis in den Dreißigjährigen Krieg zurück und war damals Bestandteil der Truppen Bernhards von Weimar. Er verkaufte es 1635 an den König von Frankreich. Unter Mar-

schall Turenne bezog das Regiment 1644 Winterquartier in der Gegend von St. Wendel.

Mit dem Einzug der Soldaten des 1. Kürassier-Regimentes wurde nach über 300 Jahren die alte Verbundenheit mit St. Wendel wiederhergestellt. Seiner Stärke entsprechend ist das Regiment mit einem Bataillon der deutschen Bundeswehr vergleichbar. Es umfaßt 4 Panzerkompanien, 1 Panzergrenadierkompanie sowie je 1 Stabs-, Versorgungs- und Ausbildungskompanie. Dem Regiment angegliedert ist außerdem die Divisionsaufklärungskompanie. Es ist Bestandteil der 1. französischen Panzerdivision, die im Raum Trier stationiert ist. Zwischen den französischen Soldaten, 1.700 sind in der Garnison St. Wendel stationiert, und der Bevölkerung der Stadt besteht ein ausgezeichnetes freundschaftliches Verhältnis.

Im Januar 1994 wurde an der Willi-Graf-Straße in St. Wendel mit den Bauarbeiten an vier Wohnblocks mit 49 Wohnungen für die in der Kreisstadt stationierten französischen Soldaten begonnen. Weitere 350 Wohnungen werden folgen. Mit dem Verbleib der französischen Garnison in St. Wendel sind jahrelange Bemühungen des Bürgermeisters Klaus Bouillon von Erfolg gekrönt worden. Die Soldaten des 1. Kürassier-Regimentes werden künftig im Rahmen des im Aufbau befindlichen Euro-Corps Dienst tun.

Anmerkungen:

1 Mueller-Hillebrand, Burkhart, Das Heer 1933-1945, Band 1, Darmstadt 1954, S. 13-38, 169, 172-174.

2 Braun, Alban, Die Garnisonstadt, in: Im St. Wendeler Land, 16. Ausgabe 1976, S. 40.

3 Kretschmer, Rudolf, Geschichte der Stadt St. Wendel 1914-1986, Band 3, St. Wendel 1986, S. 416, 421, 429, 430.

4 Bericht von Herrn Ernst Jung, St. Wendel, am 16. August 1993; Braun, Alban, Die Garnisonstadt, Seite 40; Kretschmer, Rudolf, Geschichte ..., Seiten 431-433; Stahl, Friedrich, Heeresinteilung 1939, Bad Nauheim 1954, S. 115; Bettinger, Dieter-Büren, Martin: Der Westwall, Band 1, Osnabrück 1990, S. 151.

5 Bericht von Herrn Ernst Jung, St. Wendel, am 16. August 1993; Bettinger, Dieter-Büren, Martin, Der Westwall ..., S. 42, 43, 73, 80, 304, 393, 411; Braun, Alban, Die Garnisonstadt ..., S. 44; Geiger Roland, Mitteilungen im Januar 1994; Kretschmer, Rudolf, Geschichte ..., S. 433; Mehner, Kurt, Die Deutsche Wehrmacht 1939-1945, Führung und Truppe, Rinteln 1990, S. 30; Staatliches Konservatoramt Saarbrücken, Mitteilung von Herrn Dr. Georg Skalecki vom 7.11.1993; Stahl, Friedrich, Heeresinteilung 1939, S. 161; Tessing, Georg, Verbände und Truppen



Die Kaserne 1938...

der deutschen Wehrmacht und Waffen-SS 1939-1945, Band 2, Osnabrück 1973, S. 116.

6 Braun, Alban: Die Garnisonstadt ..., Seiten 42, 44, 46; Mehner, Kurt: Die deutsche Wehrmacht ..., S. 80, 86; Mitteilungsblatt Nr. 1 des Traditionsverbandes 111. ID e. V. S. 8, 11; Saarbrücker Zeitung, Ausgabe 21./22. September 1985; Tessin, Georg, Verbände und Truppen ... Band 5, Frankfurt/Main, Band 6, S. 292, 54; Osnabrück 1972, S. 231, 232; Geschichte des I. Bataillons des Infanterieregimentes 70, aus dem Besitz von Friedrich Klöpfer, Niederlinxweiler.

7 Braun, Alban, Die Garnisonstadt ..., S. 42, 43, 46; Kretschmer, Rudolf, Geschichte ..., S. 433; Marschlanka, Gerhard, Winterbach: Bericht am 31. Juli 1993; Mehner, Kurt: Die deutsche Wehrmacht ..., S. 130; Mueller-Hillebrand, Burkhard, Das Heer ..., S. 76; Stahl, Friedrich, Heereserteilung ..., S. 161; Tessin, Georg, Verbände und Truppen ..., Band 6, Osnabrück 1972, S. 200; Band 3, Osnabrück 1974, S. 170, 171.



und heute

8 Braun, Alban, Die Garnisonstadt ..., S. 44, 46; Kretschmer, Rudolf, Geschichte ..., S. 462, 463, 474; Marschlanka, Gerhard, Bericht am 31. Juli 1993.

9 Braun, Alban, Die Garnisonstadt ..., S. 46, 47; Kretschmer, Rudolf, Geschichte ..., S. 474, 482, 490, 497, 503, 506; Mitteilung von Herrn Palliot vom Friedhofsamt der Stadt St. Wendel am 27. August 1993; Williams Mary H., United States Army in World War II, Chronologie 1941-1945, Washington 1960, Office of the Chief of Military History, S. 442, 443; Stanton, Shelby L., Order of Battle, Novato 1984, S. 62.

10 Catrein, Heribert, Mitteilung vom 24. November 1993; Kretschmer, Rudolf, Geschichte ..., S. 506, 507, 536; Simon, Bernhard, Das Erste Kürassierregiment in: St. Wendel - 600 Jahre Stadt, St. Wendel 1982/1983, S. 126 - 128; „Für zehn Millionen DM werden 49 Wohnungen gebaut“, in: Saarbrücker Zeitung vom 31. Januar 1994.

Die Wasser- und Energieversorgung im Landkreis St. Wendel

Von Waldemar Marner

1. Entwicklung der Wasserversorgung

Der reizvolle, waldreiche und von Naturschönheiten gekennzeichnete Landkreis St. Wendel ist an Grundwasser arm. Zwei Bereiche sind davon ausgenommen, das Gebiet Winterbacher Wurzelbach und der Bereich Primstal-Eiweiler/Bosen. Nicht völlig uninteressante Vorkommen sind bei Oberkirchen und Steinberg/Deckenhardt. Diese Tatsache stellte sich schon sehr bald heraus, als man daran ging, Grundwasservorkommen zu erschließen, weil die oberflächennahen Quellgebiete oft verschmutzt und mit Colibakterien verseucht waren.

Der Stadt St. Wendel wurde bereits 1832 von dem Geologen Dr. Steininger zu Trier gutachtlich bestätigt, daß nahe St. Wendel keine erschließenswerte Wasservorkommen zu erwarten seien. Darauf untersagte die Regierung der Stadt entsprechende Bohrversuche. Mit Gutachten vom 26.03.1836 schlug Ingenieur Frommann aus Saarbrücken vor, einen Bohrbrunnen anzulegen, dessen Kosten er bei einer Tiefe von 200 Fuß (ca. 74 Meter) auf ca. 358 Taler schätzte.

1883 ging die Stadt daran, das Rohrnetz zu erweitern und die Dimensionierung modernen Versorgungsbedürfnissen anzupassen. Das Monopolrecht der Wasserversorgung wurde an die Firma Joos & Co., Landau/Pfalz auf 50 Jahre übertragen. Von dieser Firma wurde die Wasserversorgung der Stadt in Form einer Aktiengesellschaft, die als Wasserwerk St. Wendel AG firmierte, betrieben.

Nachdem 1901 festgestellt wurde, daß innerhalb von zehn Jahren, seit 1891, 114 Typhuserkrankungen aufgetreten waren, wurdegelegt man ernsthaft Bohrbrunnen an. Das bisher private Wasserwerk wurde für 185000 Mark zurückgekauft¹. Eine fast 25 Jahre währende frühe private Wasserversorgung der damals circa 5 500 Einwohner zählenden Stadt St. Wendel ging damit zu Ende.

1927 wurde das Wasserwerk mit der Elektrizitätsversorgung und der Gasversorgung der Stadt zusammengelegt und zu „Städtische Werke St. Wendel“ vereinigt. Später wurde der Name in „Städtische Werke St. Wendel“ geändert. Trotz großer Anstrengungen der Stadt unter Werksdirektor Johann Philippi bereitete die Wasserversorgungssicherheit Sorgen. Das ergibt sich auch aus einem Bericht über die Wasserversorgungssituation der Stadt mit der Überschrift „Unser tägliches Wasser“ aus dem Jahre 1964².

In den übrigen Kreisgemeinden, schon beginnend mit der Jahrhundertwende, zum Beispiel in Oberkirchen 1901, in Furschweiler 1902/03, in Freisen und Gehweiler 1911, Wolfersweiler 1911, Eisen 1912, wurden Wasserversorgungsmaßnahmen moderner Art in Gang gesetzt. Für eine gewisse Übergangszeit von 20 bis 30 Jahren war das eine fortschrittliche Tat und Hilfe für eine organisierte örtliche Wasserversorgung. Schon 1911 wurde der Wasserversorgungsverband Bosen/Nohfelden gegründet, der seinen damaligen Mitgliedern Bosen und Eckelhausen, Gonneseweiler, Türkismühle und Nohfelden gutes Trinkwasser liefern sollte. Dieser Verband hat sich später weiter entwickelt. Ihm traten noch andere Mitglieder bei. 1925 wurde, um das Wasservorkommen in der Winterbacher Wurzelbach zu erschließen, der Versorgungsverband Winterbach (WVW) gegründet. Seine Gründungsmitglieder waren Bliesen, Alsweiler, Marpingen, Urexweiler und Winterbach. Der Verband lieferte seit 1960 auch Wasser nach Obertal und Gronig und ab 1965 an die Stadt St. Wendel. Nach der Gebietsreform auf die Stadt St. Wendel und die Gemeinde Marpingen reduziert, wurde er bei Gründung der WVW nicht aufgelöst, sondern blieb weiterhin eine ihrer Wasserversorger. Diese Lösung ist nicht sinnvoll. Jedoch um aus dieser Situation das bestmögliche zu machen, wurde die WVW am 1. Januar 1985 Mitglied des WVW.

Auch andere Zweckverbände, die der Sicherheit der Wasserversorgung dienen sollten, wurden im Laufe der Jahre gegründet und halfen, zumindest den Wassermangel zu mindern und die Gesamtsituation der Wasserversorgung zu verbessern. Zu ihnen gehörten der Zweckverband Ostertal mit den Gemeinden Niederkirchen, Saal, Marth, Bubach, Hoof, Osterbrücken sowie Grügelborn. Der Zweckverband Weiselberg mit den Gemeinden Freisen, Oberkirchen, Haupersweiler, Reitscheid und dem Landkreis.

Der Landkreis hatte sich in den sechziger Jahren durch seinen Landrat Werner Zeyer und den Kreistag wegen der stark auftretenden Wassernot eingeschaltet und wollte den Gemeinden helfen. Es sollte ein größerer Dachverband gegründet werden; der die Wasserversorgung sicherstellte, im übrigen aber die Gemeinden in der Wasserverteilung unbehelligt ließ. Eine ganze Reihe von Maßnahmen wurden damals von dem Landkreis getroffen. Er gab Darlehen für Wasserversorgungsmaßnahmen, er kaufte Grundstücke; bei Oberkirchen und Bosen führte er Bohrungen durch, und sein Beitritt zum Zweckverband Weiselberg diente dem Zweck, hier den Kristallisationspunkt eines Wasserversorgungsdachverbandes zu bilden. Es sollte die Möglichkeit bestehen, daß weitere Gemeinden sich dem Verband um Wasser zu beziehen, anschließen konnten. Das gleiche galt auch für bestehende Zweckverbände.

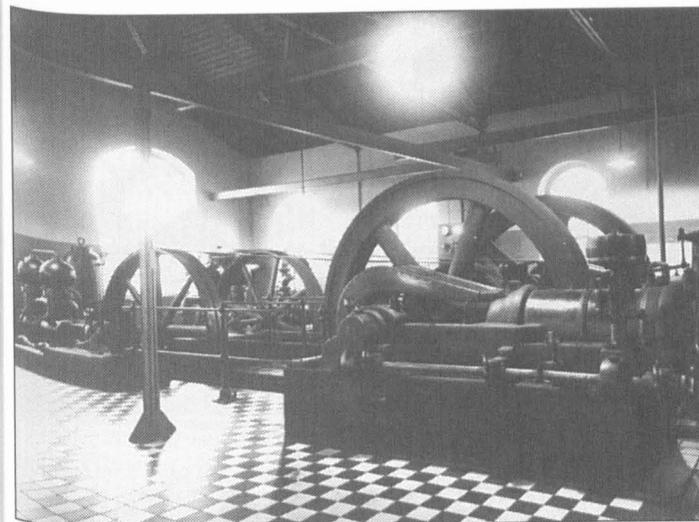
Der Wasserzweckverband Bohnental versorgte die Gemeinden Scheuern, Überroth/Niederhofen, Neipel und Lindscheid. Der Wasserversorgungsverband Schaumberg war von den Gemeinden Tholey, Theley, Sotzweiler und Bergweiler gegründet worden. Der Zweckverband Leidenberg, der die Gemeinden Eisweiler, Hofeld/Mauschbach, Pinsweiler, Gehweiler und Hirstein umfaßte, diente dem Zweck, die Wasserversorgung dieser Gemeinden sicherzustellen. Der Wasserzweckverband Primstal-Hochwald, der 1954 gegründet wurde und in diesem Einzugsgebiet ein günstiges Wassergewinnungsgebiet lag, diente den Gemeinden Buweiler/Rathen, Primstal, Nonnweiler, Otzenhausen, Schwarzenbach und Braunshausen als Wasserversorger. Gleichwohl zeigte sich durch den anwachsenden Wasserverbrauch und das Bevölkerungswachstum sowie Verschmutzung von oberflächennahen

Quellen immer wieder, daß es Gebiete gab, in denen Wassermangel auftrat.

Die Kreisverwaltung holte deshalb 1964 bei dem geohydrologischen Büro und Ingenieurbüro für Wasserversorgung und Abwasser, Dr. Schneider, Bielefeld, für die Erstellung eines hydrologischen Gutachtens, um Grundwasservorkommen im Kreisgebiet zu ermitteln und vorhandenen wirtschaftlichem zu erschließen, ein Angebot ein. Der Kreistag nahm dieses Angebot mit Beschluß vom 5. März 1964 an und erteilte den Auftrag zum Angebotspreis von 40 000 DM. Nach knapp einem Jahr legte Dr. Schneider einen Zwischenbericht vor. Das Gutachten war endgültig im Mai 1966 erstellt. Es kam zu dem Ergebnis, daß etwa 1990 bei einem Wasserdargebot von ca. 7,77 Millionen m³ und einem Verbrauch von ca. 6,827 Millionen m³ noch eine Gesamtüberschußmenge von ca. einer Million vorhanden sein könnte. Der Gutachter wies allerdings darauf hin, daß dann mit einer Einschränkung des Wasserdargebots gerechnet werden müsse, wenn Quellen wegen schlechter hygienischer Qualität ausfallen würden. Dieser Fall trat dann auch später in manchen Gebieten des Landkreises ein.

Der Kreistag beschäftigte sich mit der Wasserversorgung immer wieder mit dem Ziel, einen großen Wasserverbund, der möglichst den ganzen Landkreis umfassen sollte, zu gründen. Der Landkreis selbst wollte die Initialzündung geben und auch Mitglied in einem solchen Verbund werden. Am 10.7.1968 wurde der Beschluß gefaßt, dem Wasserversorgungsverband Weiselberg beizutreten. In der Verbandsatzung des Wasserzweckverbandes Weiselberg wurde vorgesehen, daß auch andere Gemeinden und Zweckverbände beitreten konnten.

Im Dezember 1965 legte das Kreisbauamt unter seinem Leiter Albert Emmler einen Bericht vor, in dem ausgeführt wurde, daß etwa 84 Prozent der Kreiseinwohner, das waren damals 74 500, bis zum 1. März 66 mit einwandfreiem Trinkwasser versorgt sein würden. Es wurde auch darauf aufmerksam gemacht, daß in den vergangenen 15 Jahren 28 733 000 DM für die Verbesserung der Trinkwasserversorgung investiert worden seien. Der Wasserverbrauch war in dem genannten Zeitpunkt von ca. 1 713 790 m³ auf 3 110 220 m³ gestiegen, was einem täglichen Verbrauch pro Kopf von



Zwei Gasmotoren mit je einer Drillings-Plungerpumpe über Flachriemen angetrieben

ca. 93,2 Liter entsprach. Es wurde weiterhin darauf hingewiesen, daß in den Gebieten der Zweckverbände Schaumberg, Bohnental und der Gemeinden Hasborn-Dautweiler, Oberkirchen und Schwarzerden keine Wasserreserven mehr vorhanden seien. Der Wasserverbrauch wurde für 1970 auf ca. 3 714 335 m³ geschätzt, der für 1990 auf 6 708 114 m³. Das unter Berücksichtigung der Tatsache, daß sich der Wasserverbrauch dem im übrigen Bundesgebiet angleichen werde bei einem zugrunde gelegten jährlichen Bevölkerungszuwachs von 1,25 Prozent. Die Wasserversorgung wurde damit im Kreistag zu einem Dauerthema. 1971 begann die Belieferung des Zweckverbandes Bohnental und der Gemeinde Hasborn-Dautweiler durch den Wasserzweckverband des Landkreises Ottweiler von dem Hochbehälter Dörsdorf aus.

Am 14. November 1973 beschloß der Kreistag den Bau einer Verbindungsleitung von Hochbehälter Stennweiler Kipp zur Wurzelbach St. Wendel. Die Kosten der Leitung wurden mit 1,3 Millionen DM veranschlagt. Es sollten etwa bis zu einer Million m³ Trinkwasser vom Zweckverband Ottweiler jährlich in den Landkreis fließen. Der größte Teil dieses Wassers kam aus dem Kö-

nigsbruch bei Homburg. Der Landkreis erwarb mit Beschluß des Kreistages vom 16. Dezember 74 die Mitgliedschaft in diesem Zweckverband.

Durch die Gebiets- und Verwaltungsreform hatte der Landkreis acht Einheitsgemeinden. Diese Situation war ein günstiger Zeitpunkt, einen großen Schritt in der Wasserversorgung voran zu kommen. Deshalb versuchte ich in der zweiten Hälfte des Jahres 1974 eine Lösung herbeizuführen. Das Ziel war, einen Wasserversorgungsverbund zu schaffen, der Trinkwasser förderte oder von Dritten bezog und es bis zum Endverbraucher lieferte. Es sollte eine GmbH als Rechtsform gewählt werden, um möglichst privatwirtschaftlich handeln zu können. Damit war noch keine Privatisierung der Wasserversorgung erreicht, was im übrigen erstrebenswert erschien. Es war aber damit ein Anfang gemacht und ein Zeichen gesetzt.

Zunächst waren aber mit allen Gemeinden zum Teil umfangreiche Verhandlungen erforderlich, denn nicht nur der Landkreis sondern auch die acht zum Landkreis gehörenden Gemeinden sollten der GmbH angehören. Die Gründung einer Wasserversorgungsgesellschaft sollte Lasten der Wasserversorgung von den kleineren Gemeinschaften auf eine größere verlagert werden. Dadurch waren auch Synergieeffekte zu erzielen, gleichwohl meinten manche Gemeinden, sie müßten Lasten für andere tragen, ohne entsprechende Vorteile für sich zu erreichen. Selbst solche Gemeinden, die ein relativ schlechtes Rohrnetz und sehr ungünstiges Wassergewinnungsverhältnis hatten, zierten sich und bemühten sich um Sonderregelungen. Derartige Wünsche konnten keine Berücksichtigung finden. Das ganze sollte ein Gemeinschaftswerk werden, das der Gesamtheit dienen sollte. Gleiche Behandlung war deshalb geboten, keine Sonderbehandlungen durften zugelassen werden. Schließlich traten sechs der acht Gemeinden in die GmbH ein. Der Landkreis selbst war auch dabei. Bis zur Gründung der GmbH war er federführend tätig.

Die Gemeinden Nonnweiler und Namborn traten der GmbH nicht bei, weil sie ausreichend Wasservorräte zur Verfügung zu haben glaubten und auch hatten und deshalb ihre Bewohner preisgünstiger mit Wasser versorgen konnten.

So entstand mit Wirkung vom 1. Januar 1975 eine GmbH unter der Firma „Wasserversorgung Kreis St. Wendel GmbH“ (WVW). Ihr gehörten der Landkreis, die Stadt St. Wendel, die Gemeinden Freisen, Marpingen, Oberthal, Nohfelden und Tholey an. Zum vorläufigen Geschäftsführer wurde Josef Mailänder, der Kreisrechtsamtsleiter, bestellt. Er hatte in der Gründungsphase viel Überzeugungsarbeit geleistet und kannte die Verhältnisse und die Notwendigkeiten. In einem Geschäftsbesorgungsvertrag wurde die WVW mit der Aufgabe der Wasserversorgung von den Gemeinden beauftragt. In den Aufsichtsrat der WVW entsandte jede Mitgliedsgemeinde ihren Bürgermeister. Der Landrat des Landkreises war geborener Aufsichtsratsvorsitzender. In die Gesellschafterversammlung entsandten die Gemeinden und der Landkreis ihre jeweiligen Ersten Beigeordneten. Das war nicht die Regelung des KSVG, dadurch sollte jedoch eine engere Verbindung zu den kommunalen Vertretungskörperschaften in der Anfangsphase hergestellt werden. Mit Einbringungsvertrag vom 19. Juni 1975 verpflichten sich die Anteilseigner, ihre Eigen- bzw. Regiebetriebe zum 1. Januar 1975 in die Gesellschaft einzubringen. Das Stammkapital wurde auf 20 Millionen DM festgesetzt. Aufgrund der Einbringungsbilanzen wurden die Einbringungswerte der eingebrachten Einrichtungen für die Anteilseigner festgelegt. Es entfielen:

Landkreis St. Wendel	1 859 854,00 DM (5,7 %)
Stadt St. Wendel	7 928 669,14 DM (35,6%)
Gemeinde Freisen	2 862 286,15 DM (11,8%)
Gemeinde Marpingen	1 262 434,64 DM (5,3%)
Gemeinde Nohfelden	5 311 599,12 DM (20,3%)
Gemeinde Oberthal	1 174 046,78 DM (5,4%)
Gemeinde Tholey	2 780 665,49 DM (15,9%)

Auf jede angefangene 1 000 DM entfiel eine Stimme in der Gesellschafterversammlung. Nachdem das erste Jahr der WVW seinem Ende zuneigte, war auch die Zeit gekommen, einen hauptamtlichen Geschäftsführer zu bestellen. Diese Aufgabe wurde zum 1. Januar 1976 Paul Brück übertragen. Ihn erwartete eine interessante, schwierige und viel Geschick erfordernde Arbeit.



Das Verwaltungsgebäude der WVW in der Werkstraße

Der Wasserpreis wurde zunächst zum 1. Juli 1975 auf 1,40 DM pro Kubikmeter festgesetzt, die Grundgebühr auf 2,00 DM im Monat. Dieser Wasserpreis blieb bis 1977, dann wurde er auf 1,50 DM angehoben und heute beträgt er (seit 1. Juli 1994) 3,30 DM pro Kubikmeter bei einer Grundgebühr von 8,00 DM monatlich. Es liegt in der Natur der Sache, daß der Wasserpreis von Zeit zu Zeit angehoben werden muß. Erhebliche Investitionen sowie Preis- und Lohnsteigerungen machen dies notwendig. Der Aufsichtsrat wachte allerdings immer argwöhnig darüber, daß nur der unbedingt für eine notwendige Wirtschaftlichkeit erforderliche Wasserpreis erhoben wurde. Das führte dazu, daß der Wasserpreis beispielsweise von 1988 bis 30. Juni 1992, also während viereinhalb Jahren bei 2,55 DM pro Kubikmeter und einem Grundgebühr von 6 DM monatlich verharrte.

Gleichwohl tröstet das nicht darüber hinweg, daß der Wasserpreis relativ hoch ist. Dabei spielten Umstände eine Rolle, die vorgegeben und unvermeidbar sind. Dazu zählen das lange Wasserrohrnetz (805 km) mit einer relativ geringen jährlichen Wasserabgabe

von ca. 5 m³ pro laufendem Meter Rohrnetz im Jahr, der recht hohe Fremdwasserbezug sowie erhebliche Investitionen. Zum Vergleich: Saarbrücken hat fast die dreifache Abgabemenge an Wasser pro laufendem Meter Rohrnetz und erhebt einen Wasserpreis von 3,05 DM/m³. Daran sieht man, daß auf Wirtschaftlichkeit bei der WVW Bedacht genommen wird, trotzdem ist das für den Endverbraucher nicht unbedingt ein Trost. Das Bemühen von Geschäftsführung und Aufsichtsrat, die gestellte Aufgabe sparsam zu erfüllen, kann nicht darüber hinweg helfen, daß die notwendigen Preise erhoben werden müssen.

Investiert wurden seit Gründung bis 1994 79 655 504 DM. Davon im überörtlichen Netz 50 931 327 DM, im örtlichen Netz 28 724 177 DM. Staatszuschüsse wurden in Höhe von 12 972 000 DM gewährt. Der Stand der langfristigen Darlehen betrug Ende 1992 15 740 000 DM.

Die große Aufgabe der Wassersicherstellung ist jedoch damit noch nicht abgeschlossen. Das Grundwasser, das zur Verfügung steht, ist begrenzt und nicht vermehrt: Ökologische Notwendigkeiten werden in Zukunft die Grundwasserförderung reduzieren, zumindest wird zum Teil aufbereitetes Oberflächenwasser genutzt werden müssen. Radikale Wassersparmaßnahmen werden keine erfolgversprechende Alternative bilden, zumal der Wasserverbrauch relativ niedrig ist. Der derzeitige Wasserpreis wird an sich die Verbraucher dazu bringen, kein Wasser zu verschwenden. Das um so mehr, als auch die Abwassergebühr in der Regel an den Wasserverbrauch anknüpft, sie ist inzwischen ebenfalls recht deftig geworden. Der Tageswasserverbrauch (1990 von ca. 110 Liter pro Kopf) liegt erheblich unter dem Durchschnittsverbrauch der Bundesrepublik (alte Länder ca. 146 Liter), so daß für weitere Sparmaßnahmen wenig Spielraum bestehen dürfte³. Die Erhebung von Strafgeldern, um einen geringeren Verbrauch zu erreichen, erscheint unzulässig.

Im Jahr 1993 betrug der Wasserverbrauch in den Mitgliedsgemeinden der WVW: Stadt St. Wendel: 1 652 699 m³, Freisen: 379 686 m³, Marpingen: 355 035 m³, Nohfelden: 505 228 m³, Oberthal: 243 658 m³, Tholey: 512 237 m³. Die Wasserverluste des Netzes lagen bei ca. 12 Prozent im Jahre 1992. Bei dem langen Rohr-

netz ist das ein recht günstiger Wert. 1975 waren die Wasserverluste noch ca. 26 Prozent. 1993 wurden 4 273 298 m³ Wasser gefördert (einschließlich Fremdbezug). Die Wasserverluste betragen 518 410 m³. Der Eigenverbrauch der Gemeinden (z. B. für Friedhöfe und Feuerwehr und anderes) und der der WVW betragen 106 875 m³. Die Wasserabgabe belief sich auf 3 648 543 m³.

Das höchste Wasseraufkommen war im Jahre 1976 mit 4 689 383 m³ zu verzeichnen. Die geringste Wasserabgabe betrug 3 279 893 m³ im Jahr 1975, die höchste war 1990 mit 3 871 387 m³. Der Fremdwasserbesuch von außerhalb des WVW-Gebietes lag im Durchschnitt jährlich bei einer Million m³: der vom Zweckverband Ottweiler geliefert wurde und ca. 150 000 m³ von den Gemeindewerken Nonnweiler. 1993 kaufte die WVW vom Zweckverband Wasserversorgung Ottweiler genau 978 570 m³ zum Preis von 1,65 DM/m³. Die Gemeindewerke Nonnweiler lieferten 161 160 m³ zum Preis von 0,75 DM/m³. In welchem Umfang und wie lange von Ottweiler noch Grundwasser, das aus dem Königsbruch bei Homburg kommt, wird geliefert werden können, ist ungewiß. Ökologische Schäden im Königsbruch lassen befürchten, daß dort die Wasserförderung reduziert werden wird. Das muß zur Trinkwassergewinnung an der Talsperre Nonnweiler führen. Entsprechende Anzeichen sind gegeben. Das von Umweltminister Leinen vorgestellte ökologische Wasserkonzept des Saarlandes legt es offen⁴.

Die Herstellung der Wasserversorgungssicherheit im Landkreis, um vom Fremdbezug unabhängig zu werden, führte schon Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre bei der WVW zu der Überlegung, die Aufbereitung von Oberflächenwasser am Stausee Nonnweiler ins Auge zu fassen. Diese Talsperre wurde mit der Zielsetzung erstellt, auch als Trinkwasserreservoir zu dienen. Daneben war für Trockenzeiten vorgesehen, der Blies Kühlwasser für das Kohlekraftwerk Bexbach zu liefern und damit auch den Wasserstand der Saar in ihrem Industriebereich günstig zu beeinflussen sowie Hochwasserschutz zu bieten.

Das 1980 verabschiedete Gesetz über die Gründung des Talsperrenverbandes Nonnweiler (Amtsblatt 1980, S. 261) bestätigt das. Der daraufhin gegründete Zweckverband definiert in § 2 der Sat-

zung (Amtsblatt 1981, S. 68 ff) seine Aufgaben. Hervorzuheben bleibt, daß auf die Forderung des Fremdenverkehrs auch gedacht war.

Der Talsperrenverband war gegründet worden, um Zuschüsse des Bundesregierung zu sichern. Für den Landkreis St. Wendel, der Mitglied neben dem Saarland ist, steht die Wasserversorgung der Kreisbewohner im Vordergrund.

So war wiederum ein Schritt für die WVV getan, im Bedarfsfalle bei einer Wasseraufbereitungsanlage für Talsperrenwasser mitwirken zu können. Ein Wasserrecht besaßen allerdings weder der Landkreis noch die WVV damit. Es wurde aber darüber gesprochen, daß von dem jährlich verfügbaren Wasser der Talsperre ca. 21,5 Millionen m³ etwa 7,5 Millionen m³ für die Aufbereitung zu Trinkwasser zur Verfügung stehen sollten. Die Zahlen änderten sich allerdings im Laufe der Zeit und zwar immer wieder nach unten. Inzwischen besteht ein indirektes Wasserrecht der WVV auf den Entnahme von 1,4 Millionen m³ für Zwecke der Trinkwasseraufbereitung. Es wird mit einer Erhöhung auf ca. 5 Millionen m³ bei der WVV gerechnet.

Innerhalb der WVV begann früh die Diskussion, wann die Errichtung einer Wasseraufbereitungsanlage an der Talsperre angegangen werden müsse. Es setzte sich die Meinung durch, so zu planen, daß eine Aufbereitungsanlage an der Talsperre Anfang der neunziger Jahre, also spätestens etwa 1992/93, mit dem notwendigen Rohr- und Behälternetz, zur Verfügung stehen müsse. Es wurde auch erwogen, die Aufbereitungsanlage näher an den dicht besiedelten Raum des Landkreises zu bringen. Dem hätte sich ein Standort in der Nähe der Unterquerung der Brauchwasserleitung nach Gronig unter der L 135 angeboten. Das Brauchwasser schienen den Fachleuten aber, weil es nicht stetig floß, nicht geeignet. Im Juli 1986 legte die WVV dem Umweltminister ein Versorgungskonzept aus der Talsperre vor. Dabei war entsprechender Rohrnetz- und Speicherraumbedarf vorgesehen. Dieses Konzept war auch geeignet, die Wasserversorgungswünsche der Stadt Hermeskeil zu berücksichtigen. Im übrigen war daran gedacht, bei Bedarf auch Wasser in den Raum der Verbandsgemeinde Birkenfeld eventuell auch in den Ballungsraum liefern zu können. Die Ver-

leihung des entsprechenden Wasserrechtes zur Entnahme von Brauchwasser zur Aufbereitung wurde beantragt. Die vorläufigen Gesamtbaukosten wurden auf ca. 40 Millionen DM geschätzt. Das Landesamt für Umweltschutz (LfU) billigte die vorgelegte Planung, forderte allerdings, daß vor einer Genehmigung die definitive Aussage getroffen werde, zu welchem Zeitpunkt die vorgesehene Wasseraufbereitungsanlage gebaut werde. Bereits mit Schreiben vom 16.7.1986 hatte der Umweltminister nach mehreren Vorgesprächen, die seit Mai geführt worden waren, 2,66 Millionen Zuschußmittel für 1986 in Aussicht gestellt, um Teile des vorgesehenen Projektes in Angriff nehmen und durchführen zu können. Als Zuschußanteil waren 50 Prozent vorgesehen, so wurde der WVV gesagt.

Insgesamt wurden 7,5 Millionen DM als Zuschuß bewilligt, dann wurden die weiteren Zuschüsse eingestellt, weil der Umweltminister Leinen, offenbar von bestimmter Seite gedrängt, plötzlich die Auffassung wechselte und meinte, es müsse versucht werden, so weit wie möglich die Grundwasservorräte des Landkreises zu nutzen und sie durch Drittbezug zu ergänzen, ohne Talsperrenwasser in Anspruch zu nehmen. Hier war auch an eine Belieferung durch Saarberg aus dem Raume Bexbach gedacht.

Schon in den ersten Jahren des Bestehens der WVV war gemeinsam mit dem Zweckverband Ottweiler mit Saarberg verhandelt worden, um eventuell aus dem Raum Göttelborn Wasser zu beziehen. Das Vorhaben kam jedoch nicht zustande.

Nachdem der Umweltminister umgeschaltet hatte und nunmehr wieder nur Grundwasser verwendet wissen wollte, verlangte er die Anfertigung einer Studie. Sie sollte feststellen, ob eine entsprechende Grundwasserversorgung für den Landkreis möglich wäre, eingepaßt in ein ökologisches Wasserkonzept für das Saarland auch notfalls unter Inanspruchnahme von Fremdwasserbezug. Die Hälfte der Kosten der Studie übernahm der Umweltminister, den Rest mußte die WVV tragen. Obwohl man bei den bestehenden Verhältnissen und auch der Kenntnis der bisherigen Untersuchungen im voraus sagen konnte, daß mit hoher Wahrscheinlichkeit an einer Wasseraufbereitung an der Talsperre nicht vorbeizukommen war, mußte sich die WVV dem ministeriellen Druck

beugen. Die WVV erhoffte nach Vorlage der Studie weitere Zuschüsse für den Ausbau der Wasserversorgung. Sie stand unter Druck. Im übrigen drängte die Zeit, um eine angemessene und tragbare Lösung zu finden, denn die Aussichten bei trockenen Sommern Wassersicherheit zu haben, waren gering.

Im Jahre 1988 wurde der Arbeitsgemeinschaft Ingenieurbüro Willi Wagner, St. Wendel, und Prof. Dr. Dr. K.-U. Rudolph, Witten, die Ausarbeitung einer entsprechenden Studie übertragen. Das Ergebnis der umfangreichen Untersuchung lag im März 1990 vor. Die Studie kam zu der Empfehlung: es sollen sofort ca. 4,7 Millionen DM für ein Leitungsnetz zur besseren Absicherung der Wasserversorgung im wesentlichen im Raum Oberthal/Bliesen investiert werden. Die Wasserversorgung solle als Übergangslösung aus den bestehenden Ressourcen, unter Aufrechterhaltung des Fremdbezuges erfolgen. Die verbleibende Zeit, die damit gewonnen wurde, solle genutzt werden, um weitere Untersuchungen anzustellen. Dadurch sollten die unsicheren Zahlen über das vorhandene Wasserdargebot eingengt werden. Weitere ökologische Untersuchungen, um konkrete Aussagen über die Umweltverträglichkeit der verschiedenen Varianten zu erhalten, erschienen nach der Studie noch notwendig. Sondierung der Ausgleichskosten für die Ausweisung von Schutzgebieten im Bereich der Talsperre wurden darüber hinaus ebenfalls für notwendig erachtet. Schließlich war die Einbindung des WVV-Konzepts in das landesweite ökologische Gesamtkonzept Wasserversorgung vorgesehen. Im Ergebnis wurde der von der WVV eingeschlagene Weg bestätigt.

Das ökologische Wasserkonzept des Umweltministers ist in seiner schriftlichen Fassung bis heute (15. Juli 94) der WVV noch nicht bekanntgegeben. Aus dem mündlichen Äußerungen des Umweltministers läßt sich schließen, daß an der Wasseraufbereitung kein Weg vorbeiführt. So wurde wieder einmal Zeit verloren. Das kostet erhebliches Geld, da die notwendigen Investitionen zunächst verhindert wurden und die gewünschte und sinnvolle Zusammenarbeit mit der Stadt Hermeskeil nicht mehr stattfinden kann. Die Stadt Hermeskeil erhielt vor der WVV ein Wasserrecht zur Entnahme von 750 000 m³ jährlich. Sie ist bereits dabei, ihre



Der Primstalstausee bei Nonnweiler soll künftig auch der Trinkwasserversorgung dienen.

Wasserversorgung aus der Talsperre allein zu realisieren. Endlich am 22. März 1992 wurde auch der WVV ein indirektes Wasserrecht verliehen. Im Ergebnis ist dieses Wasserrecht viel zu gering.

WVV und Stadtwerke Saarbrücken arbeiten an der Talsperre zusammen. Sie gründeten am 20. Mai 1988 eine GmbH, an der sie zu gleichen Teilen beteiligt sind. Diese „Talsperre Nonnweiler Betriebsführungsgesellschaft mbH“ (TNB) hat den Zweck, die Geschäftsbesorgung und die Betriebsführung der Talsperre Nonnweiler durchzuführen. Diese Aufgabe hat der Zweckverband Talsperre Nonnweiler delegiert. Durch die Gründung dieser Gesellschaft war es der WVV möglich, wiederum an der Talsperre Nonnweiler neben einem nicht örtlichen Wasserversorgungsunternehmen beteiligt zu bleiben.

Am 25. Mai 1994 haben die beiden Partner eine GmbH mit der Firmierung „TNA Talsperre Nonnweiler Aufbereitungsgesellschaft“ gegründet. Gegenstand des Unternehmens ist: die Planung, der

Bau, der Betrieb von Aufbereitungsanlagen, die Erbringung von wasserwirtschaftlichen Dienstleistungen, Betriebsführungs- und Geschäftsbesorgungsdienstleistungen, die Aufbereitung von Rohwasser, der Vertrieb, der Verkauf sowie die Vermarktung von Roh- und Trinkwasser. Das Stammkapital beträgt eine Million DM. Davon halten die WVV und die Stadtwerke Saarbrücken einen Geschäftsanteil von je 255 000 DM, 490 000 DM werden von den beiden Anteilseignern zur gesamten Hand gehalten. Jede Gesellschaft entsendet einen Geschäftsführer.

Zur Zeit wird eine Pilotanlage für die Wasseraufbereitung an der Talsperre errichtet, die im Laufe eines Jahres, beginnend in diesem Herbst, Aufschlüsse über die beste Art der Aufbereitung des vorhandenen Rohwassers geben soll. Die Kosten dieser Pilotanlage werden auf mehr als 500 000 DM geschätzt.

Das Stauziel der Talsperre ist 452,5 m über NN. Das für die Aufbereitung erforderliche Wasser wird durch einen Entnahmeturm in vier Stufen in verschiedenen Tiefen entnommen werden. Beratend unterstützt das Engler-Bunte-Institut, Karlsruhe diesen Versuch. Nach Ablauf des Versuchs muß über die Größe der Aufbereitungsanlage (jährlicher Durchsatz) die Methode der Aufbereitung sowie den Baubeginn und die Bauzeit entschieden werden. Es wird damit gerechnet, daß 1997/98 aufbereitetes Wasser aus der Talsperre in das Rohrnetz eingespeist werden wird. Der Wasserpreis, der sich daraus für die Verbraucher ergeben wird, ist zur Zeit nicht absehbar. Er wird sich sicher nach oben entwickeln, wobei bedacht werden muß, daß sich der Wasserpreis allmählich der Schmerzgrenze nähert. Das ist ein Punkt, der von den Verantwortlichen nicht übersehen werden sollte. Wasser ist und bleibt für den Normalverbraucher Haushalt-, Lebens- und Arbeitsmittel Nummer eins. Darauf ist bei steigenden Umweltkosten und öffentlichen Abgaben sowie Steuern zu achten.

Für die Aufgaben, die vor der WVV lagen und erkennbar auf sie zukamen, erschien es sinnvoll, Fremdkapital von potenten Partnern zu bekommen. Als solche erschienen mir die VSE und auch der Energieversorger SWG geeignet. Deshalb tastete ich zunächst einmal, schon vor knapp zehn Jahren, in einem Gespräch mit dem kaufmännischen Vorstand der VSE, Dr. Walter Henn, das Inter-

esse an einer Beteiligung an der WVV ab. Es war vorhanden, aber noch nicht ausgeprägt. Es wurde, um Geduld zur Abklärung gebeten. 1989 kam es dann zu weiteren Gesprächen. Es gelang indessen nicht schon Ende 1990, wie vorgesehen, zu einem Ergebnis zu kommen. Die Verhandlungen waren recht schwierig. Schließlich trat die VSE als Gesellschafter in die WVV ein.

Auch mit der SWG, einer Tochter der Saar-Ferngas, wurde verhandelt. Sie konnte sich letztlich nicht zu dem Erwerb eines Gesellschaftsanteils an der WVV unter den gegebenen Verhältnissen entschließen.

Der bisherige Gesellschaftsvertrag wurde am 25. September 1991 geändert. Die VSE erwarb einen Anteil von 26 Prozent am Stammkapital. Bei dieser Gelegenheit wurde das Stammkapital auf 27 027 000 DM erhöht. Die nominellen Anteile der bisherigen Gesellschafter änderten sich nicht. Der WVV flossen Mittel in Höhe von insgesamt 19,5 Millionen DM zu. Darin ist ein auf fünf Jahre unverzinsliches Darlehen von 6,5 Millionen DM enthalten. Die VSE erhielt einen Aufsichtsratssitz. Im übrigen blieb es bei den Aufsichtsratsmitgliedern wie bisher. Wesentliche Beschlüsse der Gesellschafterversammlung wurden einer dreiviertel-Mehrheit unterworfen. Damit können derartige Beschlüsse nicht mehr gegen den Willen des neuen Anteilseigners gefaßt werden. Die Firmenbezeichnung wurde in „WVV Wasser- und Energieversorgung Kreis St. Wendel GmbH“ geändert. Dementsprechend wurde der Unternehmensgegenstand erweitert. Es kamen Erbringungen von Entsorgungsleistungen (ohne Stadtgebiet St. Wendel), Beratung in Ver- und Entsorgungssachen, die Gas- und Stromversorgung (ausgenommen Stadtgebiet St. Wendel) sowie Ver- und Entsorgungsleistungen und damit zusammenhängende Tätigkeiten hinzu.

Seit dieser Änderung sind auch zwei Geschäftsführer vorgesehen. Der VSE wurde für einen der beiden Geschäftsführer ein Entsenderecht zugebilligt. Der Geschäftsführer der kommunalen Seite wird von den kommunalen Gesellschaftern mit dreiviertel-Mehrheit ihrer Stimmen bestellt. Neben dem bisherigen Geschäftsführer Paul Brück wurde von der VSE Dietmar Lehnen entsandt. Er ist seit 4. Dezember 1991 Geschäftsführer. Seine Kosten trägt die

VSE. Bereits am 18. November 1989 wurden zwei Prokuristen bestellt. Es sind Alfred Schmitt und Paul Ames.

Werfen wir nun ein Blick auf den Jahresabschluß 1992, der geprüft vorliegt. Die Bilanzsumme beträgt 81 354 028,79 DM. Sie ist gegenüber dem Vorjahr um rund 4 Millionen gestiegen. Die Umsatzerlöse betragen 13 278 000 DM, die Sachanlagen 54 924 000 DM die Abschreibungen 3 857 000 DM und die Investitionen 5 715 000 DM. Die Zahl der Beschäftigten zuzüglich acht Lehrlingen war 71 insgesamt. Davon waren 33 Gehaltsempfänger und 38 Lohnempfänger. Die Aufwendungen hierfür betragen 4 299 422,35 DM.

Die Eigenförderung an Wasser erfolgt aus zwei Quellen und 30 Bohrungen. Es sind 35 Hochbehälter mit einem Fassungsvermögen von 21 344 m³ in Betrieb. 25 025 Hausanschlüsse bei 805 km Versorgungsleitungen sind vorhanden. Die Zahl der Hausanschlüsse nahm gegenüber dem Vorjahr um 300 zu⁵. Der Jahresüberschuß betrug 135 069,42 DM gegenüber einem Fehlbetrag in 1991 von 95 018,11 DM und einem solchen für 1993 zu erwartenden Fehlbetrag in Höhe von ca. 133 000 DM. Der Jahresbericht 1992 führt unter anderem aus: „Die Ertragslage kann angesichts der nicht kostendeckenden Erlöse im operativen Bereich nach wie vor nicht als zufriedenstellend bezeichnet werden. Angesichts der nach wie vor nicht auskömmlichen Wasserpreises wurde er auf 3 DM/m³ angehoben. Gleichzeitig wurde dabei festgelegt, daß bis 1995 der Wasserpreis eine tatsächliche Kostendeckung sicherstellen muß.“ In der Folge dieses Beschlusses fand zum 1. Juli 1994 eine weitere Wasserpreiserhöhung auf 3,30 DM/m³ statt. Es sind zur Zeit alle Voraussetzungen gegeben, die Sicherheit der Wasserversorgung im Landkreis zielstrebig weiter zu verfolgen. Das kostet Geld.

Nachdem Geschäftsführer Paul Brück ausgeschieden ist, wurde zum 1. Mai 1994 Dr. Ing. Joachim Meier von der kommunalen Seite auf fünf Jahre zum Geschäftsführer bestellt. Seine große Aufgabe wird es sein, die Wasserversorgungssicherheit mit Hilfe einer Wasseraufbereitungsanlage an der Talsperre preisgünstig und langfristig zu gewährleisten. Rückblickend betrachtet wurde ein stetig aufwärts gesuchter Weg erfolgreich begangen.

2. Die Wasserversorgung von Namborn und Nonnweiler

Die Gemeinden Namborn und Nonnweiler betreiben ihre eigenen Wasserwerke. Sie lehnten 1974 bis heute einen Beitritt zur WVV ab. Beide Gemeinden fördern eigenes Wasser, das sie zur Versorgung ihrer Einwohner benötigen. Nonnweiler verkauft ca. 200 000 m³ insgesamt jährlich an die WVV und die Stadt Wadern.

Namborn zählt ca. 8 215 Einwohner. Die gemeindliche Wasserversorgung begann um die Jahrhundertwende, Furschweiler war das erste Dorf in der Gemeinde Namborn, das in den Jahren 1902/03 in allen Straßen und Gassen eine Wasserleitung verlegte, an die sich alle Hausbesitzer anschließen konnten. Einige Jahre später folgten Namborn (Gemeindebezirk) und Hofeld/Mausbach. Wie auch anderwärts im Landkreis wurden zwischen den beiden Weltkriegen in den Dörfern die öffentlichen Wasserversorgungsanlagen erweitert und verbessert. Dazu trug auch 1960 die Gründung des Wasserversorgungsverbandes Leidenberg bei.

Heute liefern drei Bohrungen und fünf Quellen das notwendige Wasser. Das Rohrnetz hat eine Länge von ca. 66 km, der Wasserpreis ist 2,50 DM pro Kubikmeter, die Grundgebühr 5 DM monatlich. Im Jahre 1975 zum Beispiel betrug dieser Preis 1,20 DM, der Grundpreis monatlich 1 DM. Der Wasserverbrauch liegt knapp unter 300 000 m³ im Jahr. Er hat sich leicht nach unten entwickelt. Die Gesamtförderung 1991 liegt bei 380 326 m³. Verluste einschließlich Eigenverbrauch betragen 62 885 m³ was etwa 16 Prozent entspricht. Das Stammkapital ist eine Million DM. In der Bilanz 1991 ist ein Verlust von 688 153,57 DM, nach einer Verlustminderung um 28 788,57 DM durch Entnahme aus der allgemeinen Rücklage, die 1 803 001,57 DM beträgt, ausgewiesen. Der Dahmverlust war 23 740,45 DM, der Verlust des Jahres davor betrug 406 702,01 DM.

Da das Versorgungsgebiet Namborn mitten im WVV-Gebiet liegt, könnte es sinnvoll sein einen Anschluß an die WVV zu erwägen. Das ist indessen eine Sache der örtlichen demokratischen Vertretung. Die Gemeinde Nonnweiler betreibt ebenfalls eine eigene Wasserversorgung in Form eines Eigenbetriebes, der seit 1975 besteht. Davor erfolgte die Wasserversorgung zum größten

Teil durch den 1954 gegründeten Wasserversorgungsverband Primstal-Hochwald. Das Wasserwerk der Gemeinde Nonnweiler verfügt über ein ergiebiges Grundwasservorkommen in der Primsmulde bei Primstal. Es sind rund 9 000 Einwohner zu versorgen. Es besteht ein Rohrnetz von 110 km Länge. Das Hochbehältervolumen faßt ca. 4 000 m³. Der Wasserverkauf liegt bei ca. 800 000 m³ im Jahr. 1993 waren es 784 062 m³. Das Stammkapital des Eigenbetriebs ist eine Million DM. Der Eigenbetrieb wirft Gewinne ab, 1992 waren es 20 846 DM, davor 19 906,22 DM. Die wirtschaftliche Versorgungslage wird die Gemeinde auch zukünftig bei einem derzeitigen Wasserpreis von 1,95 DM/m³ und einer mittleren Grundgebühr (sie ist nach Verbrauch gestaffelt) von 8 DM monatlich in die Lage versetzen, ihre Wasserversorgung günstig selbständig zu betreiben.

3. Die Energieversorgung im Landkreis St. Wendel (Gasversorgung)

Die im Landkreis vorherrschende Energie ist die Elektrizität. Erst seit etwa vier Jahren begann es mit der Ferngasversorgung im Kreisgebiet, ausgenommen, die Stadt St. Wendel. Sie begann bereits 1889 mit der Gasherstellung und -versorgung auf privater Ebene. 1886 erhielt der Bürgermeister Max Müller die ersten Anfragen betreffend der Einrichtung einer Gasanstalt in St. Wendel von Firmen aus Solingen und Dortmund. Auch eine Biertergemeinschaft, die aus Peter Blum, Franz Günter und Karl Münster (Vater der Malerin Mia Münster), alle aus St. Wendel, bestand und sich „Gaswerk Münster & Co.“ nannte, bewarb sich bei der Stadt. Sie den Zuschlag. Im Januar 1889 wurde mit dem Bau der Gaserzeugungsanlage begonnen. 1891 war sie betriebsfertig. Sie konnte pro Tag ca. 800 m³ Gas aus Saarkohle produzieren mit einem Heizwert von 4 500 Kcal/m³. Als Karl Münster 1909 verstarb, erwarb die Stadt das Gaswerk zum Preis von 140 000 DM. Eine gründliche Modernisierung war notwendig. Es wurden damals z. B. 110 Straßenlaternen mit Gas versorgt, daneben auch Gewerbe und Haushalt. Der Gaspreis pro m³ betrug für Beleuchtungszwecke 10 Pfennig und für Koch-, Heizungs- und Kraftzwecke 12 Pfennig. Das Gaswerk brachte der Stadt Gewinn. 1912 hatte das Gasnetz eine Länge von 12,75 km erreicht, es wurden unter anderem 26 Gasmotoren mit insgesamt 100 PS Leistung

betrieben. Der Kleinabnehmerpreis betrug jetzt 15 Pfennige/m³, der Gewerbeabnehmerpreis 12 Pfennige/m³.⁶

Mit Beginn des 2. Weltkriegs gab es mehr als 1 000 Anschlüsse. Die Abgabemenge pro Jahr war über eine Million m³ angestiegen. Als das Gaswerk an der Mommstraße während des Krieges zerstört worden war (1944), war das Ende der Gasproduktion gekommen. Am 11. April 1947 erfolgte der Anschluß an das Netz der Saar-Ferngas AG (SFG), die der künftige Gaslieferant wurde. Am 1. Juli 1971 übernahm die SFG auch die Belieferung an die Endverbraucher. Zwischen Stadt und SWG wurde 1992 eine gemeinsame Gesellschaft gegründet mit dem Namen Energieversorgung Bliesen-Winterbach GmbH (EBW). Stadt und SWG halten 49 Prozent und 51 Prozent der Anteile. Seit Gründung wird in Bliesen und Winterbach bedarfsorientiert ein Erdgasnetz ausgebaut. Mit seinem Abschluß wird 1995 gerechnet. Auch in Urweiler und Oberlinxweiler baut die EBW das Gasversorgungsnetz aus.

In den übrigen Gemeinden des Landkreises begann die Gasversorgung etwa ab dem Jahre 1990. Der Umweltschutzgedanke gab die Initialzündung. Erdgas zu Heiz- und für gewerbliche Zwecke zu nutzen, soll die Umwelt weniger als Erdöl belasten. Es gibt indessen auch heute schon wissenschaftliche Stimmen, die das bezweifeln. Darüber soll hier nicht geurteilt werden, obwohl unsere deutsche Gründlichkeit gelegentlich schon etwas finden könnte, das auch gegen die Nutzung dieser Energieart spricht.

Die Gemeinden des Landkreises haben inzwischen Konzessionsverträge über die Gasversorgung abgeschlossen, der Konzessionsvertrag der Gemeinde Freisen trägt das Datum vom 29. November 1990. Er ist mit der SWG, einer Tochter der SFG, abgeschlossen. Die Gemeindebezirke Freisen, Oberkirchen und Schwarzerden sind bereits im wesentlichen mit Gas versorgt. Die endgültige Versorgung soll 1996 erreicht sein. Hinsichtlich der übrigen Gemeindebezirke ist nicht absehbar, ob und wann sie versorgt werden können. Es spielt natürlich auch die Wirtschaftlichkeit eine Rolle. Wird sie nicht erreicht oder besteht keine Aussicht, sie in absehbarer Zeit zu erreichen, wird auch eine Gasversorgung nicht möglich sein.

Die Gemeinde Marpingen hat unter dem 18. Dezember 1992 einen Gaskonzessionsvertrag mit der VSE abgeschlossen. Die Versorgung soll durch die kommunale Dienstleistung Marpingen GmbH (KDM) erfolgen. In ihr sind Gemeinde und VSE Gesellschafter. Die Gasversorgung erstreckt sich auf die Ortsteile Marpingen, Urweiler und Alweiler. In drei Phasen soll das Netz bedarfsgerecht ausgebaut werden. Es wurde mit der ersten Phase 1993 begonnen, sie soll etwa drei bis fünf Jahre dauern. Die zweite Phase ist ein verfeinerter Ausbau des bisherigen. Sie soll denjenigen Versorgung bringen, die bisher noch nicht angeschlossen sind. Die dritte Ausbauphase bezieht sich auf den Ortsteil Berschweiler, ihr Beginn ist ungewiß.

In Namborn wurde 1991 eine GmbH zwischen den Gemeindegewerken Namborn GmbH (GWN) und der VSE, die den Auf- und Ausbau der Erdgasversorgung zum Gegenstand hat, gegründet. Die VSE hält eine 49 prozentige Beteiligung. Die Versorgung begann mit den Gemeindebezirken Namborn, Hofeld/Mausbach und Furschweiler. In diesem Jahr soll Balterweiler angeschlossen werden. Der Gemeindebezirk Eisweiler ist bereits angeschlossen. Die Versorgung der Gemeindebezirke Hirstein und Gehweiler soll 1995/96 folgen. So die Planung. Aus wirtschaftlichen Gründen ist kein Anschluß von Heisterberg, Pinsweiler und Roschberg vorgesehen. Auch der Netzausbau in den einzelnen Gemeindebezirken wird sich nach dem Interesse der Abnehmer richten.

Nohfelden hat am 11. Dezember 1992 mit der VSE einen Konzessionsvertrag über die Gasversorgung abgeschlossen. Im Gemeindebezirk Türkismühle sind die Trierer und Saarbrücker Straße mit Gasleitungen versehen, die ländliche Struktur der Gemeinde läßt die Gasversorgung nur langsam zunehmen. 1994/95 sollen Nohfelden (Gemeindebezirk), Bosen und Eckelhausen (Industriegebiet) angeschlossen werden. Der Anschluß von Sötern und Eisen ist 1996 vorgesehen.

Nonnweiler hat mit der SWG am 2. Juni 1990 einen Konzessionsvertrag für die Gasbelieferung auf die Dauer von 20 Jahren abgeschlossen. An das Gasnetz sind die Gemeindebezirke Nonnweiler und Otzenhausen angeschlossen, für den weiteren Ausbau

ist die Wirtschaftlichkeit des jeweiligen Gemeindebezirks ausschlaggebend.

Der Konzessionsvertrag der Gemeinde Oberthal datiert vom 15. Oktober 1990. Partner ist die SWG. Bis heute sind Teile der Gemeindebezirke Oberthal und Gronig angeschlossen. Gegen Ende 1996/97 sollen Oberthal, Gronig und Gudesweiler vollständig mit Erdgas versorgt sein.

Tholey hat die Schaumbergbad Tholey GmbH (SBT) gegründet. Sie betreibt das Schaumbergbad. Diese Gesellschaft hat mit der VSE durch Gesellschaftsvertrag die „Kommunalen Dienste Tholey GmbH“ gegründet. Sie betreibt die Gasversorgung in der Gemeinde. Gegenstand des Unternehmens ist die Erbringung von Dienstleistungen im Bereich der innerörtlichen und überörtlichen Abwasserentsorgung sowie sonstiger technischer Dienstleistungen im kommunalen Bereich, die Vornahme von Betriebsführungs- und Geschäftsbesorgungs-tätigkeiten in allen Geschäftsbereichen der Gesellschaft, soweit diese nicht durch die Gesellschaft unmittelbar erbracht werden, einschließlich des Freizeitbereichs. Die Gesellschaft darf auch in anderen Unternehmen tätig werden bzw. derartige Unternehmen erwerben. Die Beteiligung ist 51 Prozent SBT und 49 Prozent VSE. Das Stammkapital ist 100 000 DM. Bei dem Betrieb des Schaumbergbades soll durch die fachliche Mitarbeit der VSE ein besonders energiesparendes Konzept unter Verwendung von Erdgas verwirklicht werden. Das Erdgasnetz der SWG/EBW hatte 1993 eine Länge (Landkreis) von 474,3 km. 300 Millionen kWh wurden verkauft. Es wird mit einer mittelfristigen Anschlußdichte von 60 Prozent, in Neubaugebieten von 95 Prozent gerechnet. Die VSE hat inzwischen ein Erdgasnetz von 45,4 km erstellt. 1993 wurden 2 743 MWh Gas verkauft. Die Erdgaserschließungen sind der Infrastruktur förderlich. Sie dienen dem Gewerbe, den Haushalten und auch dem Fremdenverkehr.

4. Die Elektrizitätsversorgung

Eine zielstrebige Elektrizitätsversorgung im Landkreis begann erst nach dem 1. Weltkrieg, nachdem der Kreistag am 30. April 1922 beschlossen hatte, eine Hochspannungsleitung vom Kraftwerk

Weiber bis zu einer Übergabestelle bei Mainzweiler bauen zu lassen. Dort begann die Übergabe an die Gemeinden und deren Trafostationen. Die Stromleitung wurde 1923 fertiggestellt und im gleichen Jahr wurde das Kreiselektrizitätsamt gegründet. Die Stadt St. Wendel und Niederlinxweiler wurden über ein Zuleitungskabel der Eisenbahnverwaltung von der MDF (Mines Dominales Française de la Sarre) durch das Kreiselektrizitätsamt versorgt, während die übrigen Gemeinden von Mainzweiler, ebenfalls durch das Kreiselektrizitätsamt Strom erhielten⁷. Eine der wenigen frühen Ausnahmen der Stromversorgung auf dem Lande bildete der heutige Gemeindebezirk Tholey, damals Sitz der Bürgermeisterei Tholey. Er erhielt bereits 1905 eine Stromversorgung auf privater Basis. Fast ein Viertel Jahrhundert hatte sie die Gemeinde mit Strom beliefert. Im übrigen erlitt die Stromversorgung auf dem Lande durch den 1. Weltkrieg erhebliche Rückschläge.

Die Bemühungen der Bergbauverwaltung, den Landkreis mit Strom zu versorgen, mißlingen zunächst. 1917 schloß die „Oberstein Idarer Elektrizitäts AG“ mit den damals noch zum Landkreis gehörenden Gemeinden der Bürgermeisterei Sien nämlich Weihersbach, Nabollenbach, Mittelbollenbach, Kirchenbollenbach, Hammerstein und Frauenberg einen Stromlieferungsvertrag ab. Der preußische Minister für Handel und Gewerbe hielt jedoch die Bergwerksdirektion an, hinsichtlich der Versorgung mit Strom im ländlichen Bereich vorsichtig zu taktieren, weil davon der Kreis, nicht aber der Staat profitierte. Der abgeschlossene Stromlieferungsvertrag fand nicht die Zustimmung des Kreistages. Dieser vertagte seine Entscheidung bis nach dem Krieg⁸. Die entsprechenden Gemeinden gingen 1919 dem Landkreis verloren.

Auch der Stadtrat von St. Wendel beschloß 1922 die Stromversorgung der Bürger. Gewerbe- und Handwerksbetriebe waren teilweise schon seit längerer Zeit von der Bahn versorgt worden, die ihren Strom von der Grube Heinitz über eine 10 kV-Leitung erhielt.

Am 28. Februar 1928 verkaufte der Landkreis seine Stromversorgungsanlagen an die Saarland-Lothringen-Elektrizitäts AG (SLE). Von ihr wurde das Versorgungsnetz am 1. April 1929 übernommen. Als Gegenleistung erhielt der Landkreis 100 Aktien der SLE und

einen Sitz im Aufsichtsrat. Durch Beschluß ihrer Generalversammlung vom 2. April 1930 wurde die SLE in Vereinigte-Saar-Elektrizitäts AG umbenannt. Damit sollte dem Eindruck entgegengewirkt werden, die saarländische Elektrizitätsversorgung sei von Frankreich abhängig⁹.

In den dreißiger Jahren stieg in der Stadt der Stromverbrauch stark an. Im Jahre 1942 umfaßte das Niederspannungsnetz ca. 32 Km. 1 107 000 kWh an elektrischer Arbeit wurden abgegeben.

Nach dem 2. Weltkrieg mußte das Stromnetz instandgesetzt und erneuert werden. Bei einem Stromverbrauch 1965 von 12 144 216 kWh gerieten die Stadtwerke, wegen notwendiger hoher Investitionen in der vorausgegangenen Zeit, die sich im Verlauf von zehn Jahren auf 6 118 483 DM summierten, in den Zwang, Darlehen aufzunehmen. Das führte allerdings nicht dazu, daß die Elektrizitätsversorgung Verluste eingebracht hätte¹⁰. Gleichwohl führte eine Gesamtbetrachtung der Gas- und Elektrizitätsversorgung, zu dem Ergebnis, beide Versorgungszweige abzustoßen. In einer Stadtratsitzung, verliehen Bürgermeister Franz Gräff sowie beide Stadtratsfraktionen ihrer Meinung Ausdruck, der Verkauf und der Abschluß entsprechender Konzessionsverträge seien für die Zukunft der zur Zeit bestmögliche Weg¹¹. Neben den entsprechenden Einnahmen aus den Konzessionsverträgen erhielt die Stadt sechs Millionen DM für beide Versorgungszweige¹². Die Übernahme beider Versorgungszweige durch VSE einerseits und SFG andererseits erfolgte zum 1. Juli 1971.

Unter Bürgermeister Klaus Bouillon hat sich die Interessenlage hinsichtlich der Stromversorgung der Stadt wieder geändert. Der Konzessionsvertrag mit der VSE wurde von der Stadt nicht verlängert. Es wurde eine neue Lösung gesucht, die es der Stadt ermöglicht, das Stromgeschäft finanziell besser zu nutzen. Nach längeren Untersuchungen, Ermittlungen und Verhandlungen gründete die Stadt die „Stadtwerke St. Wendel GmbH“ (SSW) zunächst als Geschäftsführungsgesellschaft. Es besteht Einverständnis, daß zum 1. Januar 1995 die VSE in die Gesellschaft eingetreten wird. Eine entsprechende Stammkapitalerhöhung soll dann erfolgen. Zur Zeit hat die Gesellschaft ein Stammkapital von 100 000 DM. Das zukünftige Stammkapital wird zu zwei Dritteln von

der Stadt, zu einem Drittel von VSE gehalten werden. Gegenstand der SSW wird die Beschaffung und Bereitstellung versorgungswirtschaftlicher Produkte und Dienstleistungen sein, die Erbringung von Dienstleistungen, sparsame und umweltfreundliche Nutzung von Energie und Wasser; die Betriebsführung und der Betrieb von Anlagen der Ver- und Entsorgung sowie der Betrieb und die Betriebsführung von Bädern, Verkehrs- und sonstigen Wirtschaftseinrichtungen sein. Diese GmbH wird ab 1. Januar 1995 die Stromversorgung des Stadtgebiets St. Wendel übernehmen. Ausgenommen davon ist das Versorgungsgebiet der Pfalzwerke AG, die auch weiterhin Bubach, Hoof, Marth, Niederkirchen, Osterbrücken und Saal mit Strom versorgen. Diese Dörfer wurden am 24. Juni 1947 aus dem Landkreis Kusel in den Landkreis St. Wendel eingegliedert. Bürgermeister Bouillon sieht in dem zwischen Stadt und VSE ausgehandelten Gesamtpaket eine erhebliche Verbesserung gegenüber dem bisher bestehenden Zustand. Es soll der Hinweis genügen, daß eine Reihe von Einzelregelungen in einem Kooperationsvertrag der Gesellschafter getroffen sind, die hier im Einzelnen nicht dargestellt werden können.

In der Gemeinde Freisen wurden die ersten Schritte zur Elektrizitätsversorgung 1921 begonnen. Etwa 1925 war die Versorgung abgeschlossen. Hier nur einige typische Details. Oberkirchen begrüßte die Einführung des elektrischen Lichts. Im Jahr 1921 hatte der Restkreis Baumholder durch seinen Kreistag beschlossen, die Elektrizitätsversorgung einzuführen. Der Bau der Versorgungsanlagen für Oberkirchen sollte 15 Millionen Mark kosten. Auf die Gemeinde entfielen 325 000 Mark. Gebaut wurde von den Oberstein-Idarer Elektrizitätsgesellschaft. Der Baukostenzuschuß wurde durch einen Holzsonderhieb, der 405 000 Mark erbrachte, finanziert¹³.

In Freisen war die Einführung der Elektrizitätsversorgung sehr umstritten. Es gab tumultartige Versammlungen. Ein Volksbegehren wurde abgehalten, bei dem nur 45 Stimmen für die Einführung waren. Die Mehrheit lehnte ab. Bei einer zweiten Abstimmung im Dezember 1921 waren 140 dagegen, 90 dafür und 50 enthielten sich. Die Stromversorgung kam aber doch, denn der Gemeinderat beschloß mit 8:4 Stimmen die Stromversorgung der

Gemeinde. Diejenigen, die einen Anschluß wollten, bekamen ihn gegen Bezahlung, versteht sich. Die Kosten für die Gemeinde betragen nun schon über 1 Million DM, 640 000 Mark mehr als wenn die Einführung sofort beschlossen worden wäre. Die Diskussion im Dorf war aber noch nicht abgeschlossen, sie flammte immer wieder auf¹⁴.

In Reitscheid entstand 1922 eine ähnliche Diskussion. Die Versorgung mit Strom wurde zunächst unter Führung der Landwirte abgelehnt. Die zahlreichen Bergleute konnten indessen mit Hilfe der Christlichen Gewerkschaften die Stimmung zugunsten der zukunftsreichen Lösung Elektrizität fürs Dorf wenden. Stromlieferant war zunächst das Rheinisch Westfälische Elektrizitätswerk AG (RWE). 1962 übernahm die VSE die Stromversorgung. Die Straße „in der Gass“ in Hauwersweiler wird weiterhin von den Pfalzwerken versorgt.

In Marpingen beschloß der Gemeinderat bereits 1913, mit der „Saarbrücker Vertriebsgesellschaft zur Einführung elektrischer Beleuchtung“ Verhandlungen aufzunehmen. Sie gestalteten sich schwierig und kamen erst 1921 zum Abschluß. Der Ausbau des Stromnetzes kostete einen Mittelwert von 250 Mark pro Kopf der Bevölkerung. Im Herbst 1922 leuchteten die ersten Lampen. Mit Beschluß vom 29. März 1925 bewilligte der Gemeinderat bei bestehenden Gebäuden und Neubauten einen Zuschuß von 25 Prozent für jeden Hausanschluß¹⁵.

In Nohfelden und Nonnweiler versorgt seit 1962 die VSE mit Strom. Vorher war es das RWE. Die bestehenden Verträge sind B-Verträge, wie bei allen Gemeinden im Landkreis. Diese Verträge berechtigen und verpflichten die VSE, bis zum Endverbraucher Strom zu liefern. Die Gemeinde erhält dafür eine Konzessionsabgabe. Die Verträge laufen über mindestens 20 oder mehr Jahre. Die Netzunterhaltung und -erweiterung sowie die sonstigen zu einer ordnungsgemäßen Stromversorgung notwendigen Anlagen obliegt dem Stromversorgungsunternehmen. Besondere Leistungen des Elektrizitätsversorgungsunternehmens erfordern Baukostenzuschüsse, die von Fall zu Fall und je nach Anschlußwert verschieden hoch sind. Die Stromversorgung in Nohfelden begann 1920. In Wolfersweiler versorgte zeitweilig und teilweise das Sä-

gewerk Müller Interessenten mit Strom. Namborn erhielt über das Kreiselektrizitätsamt, später durch die VSE, Strom.

In Oberthal ist die VSE Stromversorger. Steinberg-Deckenhardt wurde bis 1962 von der RWE versorgt.

Der heutige Gemeindebezirk Tholey ist die erste Gemeinde im Landkreis, die schon seit 1905 eine eigene Stromversorgung besaß. Damals gehörte Tholey noch zum Landkreis Ottweiler. Die Firma Hauptenthal und Klein in Wadern schloß am 8. Juni 1905 einen entsprechenden Vertrag mit der Gemeinde Tholey ab. Bis zum 1. Oktober 1905 mußten die Stromerzeugungsanlagen erstellt sein. Der Normalpreis für 1 kWh kostete 50 Pfennig. die Zählergebühr richtete sich nach dem Verbrauch und betrug mindestens 40 Pfennig. Die Stromlieferantin verpflichtete sich auch zur Beleuchtung der öffentlichen Straßen und Plätze. Diese Versorgung ging 1928 an das RWE über. Die übrigen Gemeinden der ehemaligen Bürgermeisterei Tholey, Hasborn/Dautweiler, Lindscheid, Scheuern, Sotzweiler, Bergweiler, Theley und Überroth waren Gründergemeinden des Zweckverbandes Stromversorgung Weiherzentrale. Auf Anregung und unter aktiver Federführung des damaligen Landrats Dr. Rech in Ottweiler gründeten die vorgeannten Gemeinden, 12 Gemeinden der Bürgermeisterei Eppelborn-Dirmingen und 3 Gemeinden der Bürgermeisterei Heusweiler 1921 den Stromversorgungsverband Weiherzentrale. Bereits 1922 im Herbst begann die Stromlieferung¹⁶.

Da die Aufwendungen für die Stromversorgung erhebliche Kosten verursachten, die die relativ kleinen Landgemeinden nicht bewältigen konnten, verkauften sie ihre Anlagen an das RWE zum Preis von 1,2 Millionen Mark in Aktien und einen Aufsichtsratssitz, der später in einen Beiratssitz umgewandelt wurde. Nach der Gründungsphase traten noch einige Gemeinden dem Stromzweckverband bei, der heute noch besteht. 1927 hätte die SLE diesen Stromzweckverband gerne übernommen. Dazu kam es indessen nicht, das bessere Übernahmeangebot kam vom RWE. Der Einbruch des RWE in diese vermeintliche Domäne des preußischen Saarkohlereviers führte noch über Jahre immer wieder zu erheblichen Differenzen zwischen der Bergbauverwaltung und der dahinter stehenden Preußischen Regierung einerseits und dem stark expan-

dierenden RWE andererseits. Erst als es zum 1. Januar 1962 zu einer generellen Regelung zwischen VSE und RWE kam, bei der das RWE seine Liefergebiete im Saarland an die VSE abgab, und zwar gegen eine entsprechende Beteiligung an der VSE, trat Ruhe ein¹⁷. Die Entwicklung der Stromversorgung im Landkreis zeigt, daß der Ausbreitung oft erhebliche Schwierigkeiten gegenüberstanden. Die Elektrizität war aber letztendlich für die Verbraucher zu bequem, als daß sie nicht doch obsiegte. Der Griff zum Schalter oder zur Steckdose kam dem Wunsch der Menschen zu mehr Komfort und Bequemlichkeit ungeheuer entgegen. Deshalb konnte der Erfolg nicht ausbleiben.

Heute beträgt die Zahl der Hausanschlüsse 28 500. 10 200 Straßenleuchten weisen nachts den Weg. Das Versorgungsnetz umfaßt 100 km 110 kV-Leitungen, 40 km 35 kV-Leitungen, 520 km 10 und 20 kV-Leitungen sowie 1 150 km Niederspannungsleitungen. Die Stromlieferung betrug 1993 344 867 MWh. Zehn Jahre vorher waren es noch 282 803 MWh. Im Bereich der Sonderkunden (Industrie und Gewerbe) betrug die Zunahme 43,9 Prozent im Haushaltsbereich 4,8 Prozent.

An der Stromlieferung im Sonderkundenbereich spiegelt sich auch die wirtschaftliche Entwicklung wieder. Die Entwicklung der drei abgehandelten Versorgungsbereiche zeigt, daß sich im wesentlichen gemischtwirtschaftliche Unternehmen durchgesetzt haben. Es sind Betriebe des Privatrechts, an denen auch Private Anteile haben. Es stellt sich die Frage, wie die Entwicklung weiter gehen wird. Werden schließlich noch mehr Möglichkeiten für Privatpersonen eröffnet, Aktien oder Geschäftsanteile zu erwerben. Die Öffentliche Hand scheint dazu nicht sehr zu neigen, trotz des Rufes nach Privatisierung öffentlicher Betriebe und der Erledigung öffentlicher Aufgaben durch Private. Gleichwohl sollte der Gesetzgeber dafür bessere gesetzliche Voraussetzung schaffen, und es sollte über eine echte Privatisierung im öffentlichen Bereich ernsthafter nachgedacht werden. Es geht nämlich in erster Linie darum, dem Bürger notwendige Leistungen so günstig wie möglich anzubieten und ihn nicht nur über den öffentlichen Steuerzettel zu beteiligen. Es liegt immer noch noch im öffentlichen Interesse, den Bürger so preiswert wie möglich zu versorgen.

Die Versorgungsgrundleistungen künstlich zu versteuern ist nicht der richtige Weg der Umwelt zu dienen. Vor allem muß vor sogenannten Ökosteuern gewarnt werden. Sie dienen nicht der Umwelt, sondern der staatlichen Unersättlichkeit nach mehr Einnahmen. Langfristiger Umweltschutz ist auf Dauer nur erfolgreich durch energiesparende Technik. Deshalb ist auch die Öffnung von Ver- und Entsorgungsunternehmen für private Geldanleger ein Weg, der in jeder Richtung erfolversprechend erscheint. Er ist nicht leicht, weil die Politik ungern Einfluß und Machtpositionen aus der Hand gibt, wie sie sich bei Unternehmen, die von ihr dominiert werden, zeigt. Doch der Versuch ist es wert. Der Bürger braucht davor meines Erachtens keine Furcht zu haben.

Anmerkungen:

1 Johann Philippi, Werkdirektor in Ruhe, private Dokumentation: Geschichte der Stadtwerke St. Wendel, S. 8 ff.

2 Mitteilungsblatt der Stadt St. Wendel vom 29.08.1964, S. 1 f.

- 3 VVW Mittelfristiges Wasserkonzept 1992
- 4 Saarbrücker Zeitung vom 8.6.1994, S. 3.
- 5 Geschäftsbericht 1992.
- 6 Philippi, 333 f.
- 7 Thomas Herzig, Geschichte der Elektrizitätsversorgung im Saarland, S. 137 f.
- 8 Herzig, S. 103.
- 9 Herzig, S. 159.
- 10 Philippi, S. 47 ff.
- 11 Protokoll der 37. Stadtratssitzung (1971).
- 12 SZ vom 16.6.1971.
- 13 Heimatbuch Oberkirchen, S. 173 f.
- 14 Heimatbuch Freisen, S. 274 ff.
- 15 Heimatbuch Marpingen, S. 486 f.
- 16 Herzig, S. 138 ff.
- 17 Herzig, S. 291 ff.

Nohfelden und Birkenfeld

Historische und aktuelle Raumbeziehungen im oberen Nahebergland

Von Rudolf Müller

1. Einleitung: Bausteine landesgeschichtlicher Raumforschung

Mit Rückgriff auf das Konzept der historischen Kulturraumforschung, das seit den zwanziger Jahren für die Rheinlande von Hermann Aubin und anderen am Institut für geschichtliche Landeskunde der Universität Bonn ausgebildet worden war, und unter Einbeziehung des von der geographischen Landeskunde erarbeiteten Zentralitätsansatzes hat jüngst Franz Irsigler, Inhaber des Lehrstuhls für geschichtliche Landeskunde an der Universität Trier, einige Bausteine für eine Typologie historischer Raumeinheiten im Sinne einer vergleichenden Landesgeschichte vorgeschlagen.¹ Irsigler identifizierte fünf abgrenzende, beispielhafte Definitionskriterien zur Erforschung historischer Raumeinheiten, nämlich

1. nach Zentralort und Reichweite der Zentralfunktionen (Zentralitätsansatz),
2. nach Kernraum (Zentrum) und Ausstrahlungsbereich (kulturräumlicher Ansatz),
3. nach eindeutigen, linienhaften Grenzen mit oder ohne zentralen Bezugsort (Beispiel: politisch-administrative oder kirchliche Raumgliederung),
4. nach einem räumlichen Kriterium mit gleichmäßiger Verteilung und relativ eindeutig fixierbaren Grenzen (Beispiele: Sprachräume, Konfessionsräume),
5. nach mehreren, zu Klassen geordneten räumlichen Kriterien (Beispiele: Naturräume, Kulturräume im geographischen Sinne, Untereinheiten von historischen Kulturräumen).“

Mit Hilfe dieser typologischen Bausteine dürfte ein Rahmen skizziert sein, in welchem die Erforschung geschichtlicher Landschaften erfolgen kann. Dabei sind vor allem auch die Randzonen solcher Räume und die Überlappungsbereiche zu abgrenzbaren, benachbarten historischen Landschaften von Interesse. In den

kulturräumlichen Randzonen kann unter Umständen stärker als in deren Kernzonen das Prozeßhafte und Fließende im Übergang von vergangenen, aber noch nachwirkenden räumlichen Zuordnungen und Zusammenhängen beobachtet und in den Vergleich zu gegenwärtigen Raumbeziehungen gesetzt werden. Für die Herausbildung regionaler Sonderidentitäten oder deren Verändern und Vergehen bieten solcherart kulturräumliche Randzonen sicher besonders interessante Studienobjekte.

Im Sinne der Forderung des Hannoveraner Regionalhistorikers Hauptmeyer, wonach moderne Regionalgeschichte nicht bloß historiographischer Selbstzweck sein dürfe, sondern „eine Anwendung historischer Erkenntnisse für aktuelle Entscheidungsprozesse (z.B. Dorferneuerung, Regionalplanung)“ ermöglichen sollte, kann die vergleichende Erforschung historischer und gegenwärtiger Raumbeziehungen und -strukturen gerade in kulturräumlichen Randzonen auch zum vertieften Verständnis etwa für quer zu heutigen Verwaltungsgrenzen verlaufende Pendlerbewegungen und auch für überkommene Eigenarten eines Raumes beitragen. Das Wissen um weiterwirkende ökonomische, soziale und kulturhistorische Verflechtungen über moderne Grenzziehungen hinweg kann und soll bei den Entscheidungsinstanzen in den Mittel- und Oberzentren Nachsicht und Handlungsbereitschaft für jene Randzonen und Grenzbereiche fördern helfen, die doch in der Regel auf solcherart wohlwollendes Interesse zu einer gedeihlichen Entwicklung besonders stark angewiesen sind.

Die saarländische Gemeinde Nohfelden im nordöstlichen Teil des Kreises St. Wendel darf als ein - in mikrohistorischer Sicht - Grenz- und Übergangsbereich gelten. Bis in die Zeit des Dritten Reiches war dieser Raum Bestandteil des Fürstentums, der Provinz, des Landkreises Birkenfeld und damit einer präzellierten historischen Sonderexistenz auf dem Hunsrück im oberen Nahebergland. Aus

diesem Zusammenhang wurde Nohfelden nach dem Zweiten Weltkrieg von der französischen Besatzungsmacht administrativ herausgelöst und dem vergrößerten Saargebiet zugeschlagen. Dadurch wechselte Nohfelden nicht bloß seine Landes- bzw. damals noch Staatszugehörigkeit, sondern wurde unfreiwillig Teil einer anderen, größeren regionalen Sonderentwicklung im südwestdeutschen Grenzgebiet: Aus vormaligen „Birkenfeldern“ waren nun durch die neue Landesgrenze urplötzlich „Saarländer“ geworden. Daß eine auf derart rabiate Weise vollzogene landespolitische „Umtopfung“ des Raumes Nohfelden in der dortigen Bevölkerung nachwirkende Spuren hinterlassen hat bzw. hinterlassen haben müßte, steht als Ausgangshypothese am Beginn der nachfolgenden Untersuchung.

Dabei soll neben den von der Kreisstadt Birkenfeld ausstrahlenden raumwirksamen Kräften auch die „Lebenswelt“ der Nohfelder Bevölkerung in den Blick genommen werden.³ Die aus der historischen Betrachtung aufscheinenden Bestandteile tradiert Alltagsbeziehungen formen zusammen mit den raumbildenden Einflüssen der Gegenwart einen Ausschnitt der gesamten „praktischen Kultur“, also des soziales Netzes, in das die Menschen eingewoben sind, und das im bewußten Rückblick ihre Geschichte und Gegenwart miteinander verzahnt.

2. Historischer Rückblick

2.1 Nohfelden: das älteste Amt im Saarland

Wie Hans-Walter Herrmann an mehreren Stellen ausgeführt hat,⁴ wird das Amt Nohfelden erstmals 1372 urkundlich erwähnt. Das Gebiet war damals im Besitz der Grafen von Veldenz. Zum Amt gehörten Nohfelden selbst und Teile der Dörfer Gonneseweiler und Walhausen, vermutlich auch Rechtstitel im Kirchspiel Wolfersweiler. Im späten 15. Jahrhundert wurde der Besitz durch Erbgang vergrößert, unter anderem um die Pflanzung Achtelsbach. Herren waren inzwischen die Herzöge von Pfalz-Zweibrücken geworden. Eine spätere Neuorganisation der Verwaltung übertrug einen Teil der Kompetenzen des Nohfelder Amtmannes auf den pfalz-zweibrückischen Oberamtmann in Lichtenberg. Das nunmehrige Unteramt Nohfelden behielt jedoch mit der eigenen Finanzverwaltung eine zentralörtliche Funktion.

Nach der Eroberung des linken Rheinlandes durch die französischen Revolutionsarmeen wurde die bereits verödete Burg Nohfelden zum Nationaleigentum erklärt und 1804 an die Brüder Cetto aus St. Wendel auf Abbruch veräußert - ein überaus symbolträchtiger Akt! Bei der Verwaltungsneugliederung unter französischer Herrschaft fand das pfalz-zweibrückische Amt Nohfelden sein Ende, denn die Gemeinden dieses Amtes wurden auf unterschiedliche, neugeschaffene Verwaltungseinheiten im Arrondissement Birkenfeld aufgeteilt:

- die Mairie Walhausen zum Kanton St. Wendel,
- die Mairie Nohfelden zum Kanton Baumholder,
- die Mairie Achtelsbach zum Kanton Birkenfeld,
- die Mairie Neunkirchen zum Kanton Wadern.

2.2. Die Zugehörigkeit zum Fürstentum Birkenfeld ab 1817

Nach der Rückeroberung des linksrheinischen deutschen Gebietes durch die Anti-Napoleon-Koalition 1814 unterstand der Hunsrückraum zunächst einer gemeinsamen österreichisch-bayerischen Landesadministrationskommission mit Sitz in Bad Kreuznach, später in Worms. Aufgrund der Vereinbarungen des Wiener Kongresses 1814/15 übernahm Preußen 1816 auch die Verwaltung der Gebiete zwischen Mosel und Pfalz, jedoch mit der Auflage, einige deutsche Fürsten mit eigenen kleinen Landstrichen zu entschädigen. Ein langgestrecktes Gebiet von St. Wendel über Baumholder bis Grumbach wurde als späteres Herzogtum Lichtenberg 1816 an die Herzöge von Sachsen-Coburg abgetreten, von diesen aber bereits 1834 an Preußen verkauft und sodann als Landkreis St. Wendel in den Regierungsbezirk Trier eingegliedert. Ein zweiter Gebietsstreifen zu beiden Seiten der oberen und mittleren Nahe dagegen fiel 1817 an den Großherzog von Oldenburg und bildete fortan das Fürstentum Birkenfeld, welches sich in die drei Ämter Oberstein, Birkenfeld und Nohfelden als Mittelbehörden gliederte.⁵

Das zu drei Viertel protestantische, arme und von Oldenburg weit entfernte Kleinstterritorium trug von Anfang an das Kainsmal des ungeliebten, kuriosen Provisoriums. Wie Hans Peter Brandt herausgearbeitet hat, war die 120-jährige oldenburgisch-birkenfeldische Geschichte „über ihre gesamte Dauer hinweg durch Tren-



Der oldenburgische Landesteil Birkenfeld mit der Bürgermeisterei Nohfelden 1933/34
Karte aus Wehling, *Der Landesteil Birkenfeld, Oldenburg* 1987, S. 631

ungsbestrebungen gekennzeichnet“.⁶ Trotzdem kam es erst während des Dritten Reiches 1937 im Zuge des sogenannten „Groß-Hamburg-Gesetzes“ zum Anschluß an Preußen. Die oldenburgische Provinz Birkenfeld wurde mit dem preußischen Restkreis St. Wendel-Baumholder zu einem Landkreis vereinigt und dem Regierungsbezirk Koblenz zugeordnet. Das Jahr 1937 ist demnach das eigentliche Geburtsjahr des heutigen Landkreises Birkenfeld.⁷

2.3 Unfreiwillige Grenzveränderungen nach 1945

Durch Anordnung des französischen Oberkommandierenden in Deutschland vom 18. Juli 1946 wurde das Saargebiet um insgesamt 142 Gemeinden vergrößert, davon die aus dem Landkreis Birkenfeld ausgegliederten 17 Gemeinden Bosen, Eckelhausen, Eiweiler, Eisen, Gehweiler, Gonesweiler, Grügelborn, Hirstein, Leitersweiler, Mosberg-Richweiler, Neunkirchen, Reitscheid, Schwarzenbach, Selbach, Sötern, Steinberg-Deckenhardt, Walhausen und der Ortsteil Türkismühle. Durch Anordnung vom 6. Juni 1947 wurden weitere sechs Gemeinden aus dem Landkreis Kusel und nochmals sieben Gemeinden aus dem Landkreis Birkenfeld ausgegliedert, nämlich Asweiler-Eitzweiler, Freisen, Hauerperweiler, Nohfelden, Oberkirchen, Schwarzerden und Wolfersweiler. Alle diese Gemeinden kamen zum Kreis St. Wendel.⁸

Mit Ausnahme der Gemeinde Gimweiler, die bei Rheinland-Pfalz verblieb, war damit das gesamte birkenfeldische Amt Nohfelden dem Saarland zugeschlagen worden. Durch Einbeziehung der Gemeinde Freisen und Abgabe der Gemeinde Hirstein fand das Amt Nohfelden (vorübergehend Amt Türkismühle) bis zur saarländischen Verwaltungsreform 1973/74 damit seinen neuen Zuschnitt im Kreis St. Wendel. Bei der Volkszählung am 14.11.1951 zählte das Amt 13 656 Einwohner.⁹ Die konfessionelle Struktur war bei einem leichten Übergewicht von Katholiken fast ausgeglichen, wobei allerdings die einzelnen Dörfer je nach ihrer Zugehörigkeit zu protestantischen oder katholischen Landesherren vor 1789 ganz unterschiedliche konfessionelle Mehrheiten aufwiesen. Auf dieser Konfessionsstruktur basieren dann auch bis in die siebziger Jahre hinein durchweg die Wahlergebnisse.

Im Zuge der Neugliederung der saarländischen Ämter zu Einheitsgemeinden wurde am 1. Januar 1974 auch das Amt Nohfelden aufgelöst. Nur 13 der vormals 18 zum Amt gehörenden Gemeinden kamen zur neuen Einheitsgemeinde Nohfelden, die mit knapp 11 000 Einwohnern einen mittleren Platz innerhalb der Gemeinden des Kreises St. Wendel einnahm, von ihrer Flächengröße her allerdings nur wenig kleiner als die Stadt St. Wendel mit ihren 16 Stadtteilen war.¹⁰ Ausgeschieden aus der Gemeinde waren durch die Gebietsreform die Orte Asweiler, Eitzweiler, Schwarzenbach, Steinberg-Deckenhardt und Freisen. Durch die mit der Gebietsreform verbundene Funktionsreform wurde der Aufgabenzuschnitt der Gemeinden um 75 neue Aufgaben erweitert.

3. Raumbeziehungen in der Gegenwart

3.1. Bildungs- und Sozialeinrichtungen in Birkenfeld

Bildungs- und Sozialeinrichtungen zählen zu den wichtigsten Merkmalen für die Ausbildung eines zentralen Ortes. Sie sind konstitutiver Bestandteil seiner Anziehungskraft auf das räumliche Umfeld. Ihre Existenz prägt mit das tägliche Leben einer Stadt, oft genug auch Teile ihres architektonischen Erscheinungsbildes. Der Besuch von Bildungs- und Sozialeinrichtungen schafft für die Bewohner des Umlandes regelmäßig eine besonders intensive und nicht selten langlebige Beziehung zum Sitzort, die sich dann auch in anderweitigen Aktivitäten, zum Beispiel im Einkaufsverhalten, niederschlägt. Insoweit kommt gerade den Bildungs- und Sozialeinrichtungen ein ganz wesentlicher Stellenwert für die Ausdehnung oder Begrenzung des räumlichen Einzugsbereichs gerade eines Mittelzentrums wie Birkenfeld, das in einem dünnbesiedelten, strukturschwachen Gebiet liegt, zu.

Das Birkenfelder Gymnasium kann auf eine alte Tradition zurückblicken.¹¹ 1779 als Lateinschule des badischen Oberamtes Birkenfeld gegründet, während der französischen Zeit eingegangen, wurde das Pädagogium 1825 unter oldenburgischer Regie als höhere Lehranstalt neu ins Leben gerufen. In den achtzehnhundertsiebziger Jahren als Vollgymnasium anerkannt, geriet die Lehranstalt um die Jahrhundertwende vorübergehend in die Gefahr, aus finanziellen Gründen wieder in ein Progymnasium zurückgeführt zu werden. 1938 umgewandelt zur „Staatlichen

Oberschule für Jungen“ - aber auch von Mädchen besucht - mit verstärkter Pflege der Naturwissenschaften, mußte 1945 das Gymnasium sein angestammtes Schulgebäude über einige Jahre hin für das Landratsamt räumen. Man kehrte bald zur üblichen neunklassigen höheren Schule zurück. Wegen der Abtrennung des Amtes Nohfelden 1946/47 mußten die etwa 40 Schüler aus diesem Raum „Knall auf Fall das Birkenfelder Gymnasium verlassen, da dieses für sie nun im Ausland lag. Es dauerte ein paar Jahre, bis die Nohfelder wieder nach Birkenfeld zurückkehren konnten“.¹² 1950 erfolgte die Umwandlung in ein neusprachliches Gymnasium und in den sechziger Jahren zog man in den Schulneubau „An der Brechkaul“ um.

Eine aktuelle Aufstellung der Herkunftsorte der Schüler des Gymnasiums Birkenfeld zeigt hinsichtlich des saarländischen Einzugsbereiches folgendes Ergebnis (Stand August 1994):¹³

Gesamtzahl der Schüler: 790

davon aus

- Nohfelden 23, - Bosen 12, - Eckelhausen 1, - Eisen 10, - Gonesweiler 8, - Mosberg-Richweiler 3, - Neunkirchen/Nahe 5, - Sötern 23, - Türkismühle 11, - Wolfersweiler 6, - Freisen/Asweiler 2, - Nonnweiler/Schwarzenbach 1, -Nonnweiler/Braunshausen 1, - Oberthal 1, -St.Wendel-Stadt 2, - Wadern/Lockweiler 2.

Insgesamt besuchen demnach 111 Schüler aus dem nördlichen Saarland, überwiegend aus dem Raum Nohfelden, das Gymnasium Birkenfeld. Nach Auskunft des Direktors ist der Anteil saarländischer Schüler in den vergangenen Jahren zurückgegangen, was man unter anderem auf das neue Gesamtschulangebot in Türkismühle zurückführt. Spezielle Informationsveranstaltungen als Werbung für das Birkenfelder Gymnasium gibt es jenseits der Landesgrenze nicht mehr, seitdem es deswegen vor Jahren zu parlamentarischen Anfragen im Saarbrücker Landtag kam. Man beschränkt sich jetzt auf die üblichen schriftlichen Terminhinweise an die Grundschulen des Einzugsbereichs.

Auch das Elisabeth-Krankenhaus in Birkenfeld wird heute noch vielfach aus dem Raum Nohfelden aufgesucht. Sein Versorgungsgebiet bezieht diesen Raum unverändert mit ein. Bereits

1885 eröffnet, bot das Birkenfelder Krankenhaus lange die einzige Möglichkeit zur stationären Krankenversorgung an der oberen Nahe.¹⁴ Mitte der achtziger Jahre standen im Kreis Birkenfeld neben dem Elisabeth-Krankenhaus mit 123 Betten noch das Städtische Krankenhaus in Baumholder mit 53 Betten sowie die Städtischen Krankenanstalten in Idar-Oberstein mit 509 Betten zur Verfügung.¹⁵ Die Elisabeth-Stiftung, die zu diesem Zeitpunkt mit fast 500 Mitarbeitern der größte zivile Arbeitgeber in Birkenfeld war, umfaßte neben dem Krankenhaus mitsamt Rehabilitationsabteilung auch eine Krankenpflegeschule mit 39 Ausbildungsplätzen, ein Berufsförderungswerk mit Ausbildungsplätzen für 650 erwachsene Behinderte und 72 Jugendliche sowie eine Sozialfachschule für 135 Schüler. Als amtierende Verwaltungsratsvorsitzende der Elisabeth-Stiftung fungierte 1985 Johanna Mayer, Verwaltungsdirektorin im Landesarbeitsamt Rheinland-Pfalz/Saarland in Saarbrücken. Vom Krankenhaus gingen zwangsläufig auch Impulse zur Ansiedlung von Fachärzten und Apotheken in der Stadt aus. Die diesbezügliche Gesundheits-Infrastruktur steht den Bürgern des Raumes Nohfelden gleichsam „vor ihrer Haustüre“ zur Verfügung.

3.2 Grenzübergreifende Verwaltungskooperation

Vor dem Inkrafttreten der saarländischen Verwaltungsreform zum 1. Januar 1974 waren sich die kommunalen Verwaltungsstrukturen diesseits und jenseits der Landesgrenze in den Kreisen St. Wendel und Birkenfeld sehr ähnlich, was auf die gemeinsame preußische Verwaltungstradition in der Rheinprovinz zurückzuführen ist. Dies erleichterte auch die Kooperation über die Landesgrenze hinweg. Seit 1974 sind im Saarland Einheitsgemeinden gebildet worden, während in Rheinland-Pfalz die früheren Ämter 1968 in Verbandsgemeinden umgewandelt und 1970 gebietlich neu zugeschnitten wurden. Im Grundsatz aber blieb es in Rheinland-Pfalz bei einem Zwei-Ebenen-Modell im lokalen Bereich (Verbandsgemeinden und Ortsgemeinden), während im Saarland die Ortsgemeinde als selbständige Lokalebene verschwand und in der Einheitsgemeinde aufging. Ob dadurch die Verwaltungskraft - wie angestrebt - gestärkt wurde, ist unter Verwaltungswissenschaftlern durchaus umstritten. Klar ist aber, daß im Saarland die Zahl der ehrenamtlich tätigen kommunalen Ratsmitglieder und Bürger-

meister infolge der Reform drastisch abnahm und sich damit auch das bürgerschaftliche kommunalpolitische Engagement in den Gemeinden um ein erhebliches Maß verringerte.¹⁶

Wie der frühere Amtsvorsteher und spätere Bürgermeister von Nohfelden, Hermann Scheid (1964-1988), mitteilte, gab es während seiner Amtszeit gute Kontakte zu den Bürgermeisterkollegen in Birkenfeld und auch in Baumholder.¹⁷ Vor allem bei der Planung der Autobahn A 62 Trier-Landstuhl hätten die Bürgermeister der betroffenen Verbandsgemeinden/Gemeinden aus Hermeskeil, Nonnweiler, Birkenfeld, Nohfelden, Baumholder und Kusel-Land in Form einer kommunalen Arbeitsgemeinschaft zusammengearbeitet und gemeinsam ihre Interessen an der Linienführung definiert und politisch vertreten. Da bei der saarländischen Landesregierung in Saarbrücken an diesem Autobahnprojekt kein übermäßig großes Interesse bestanden habe, habe man mit Hilfe der Arbeitsgemeinschaft und über andere Kanäle auch politischen Druck ausüben wollen und können, was den zeitlichen Ablauf der Verwirklichung des Großprojektes betraf. Mit der Verkehrsfreigabe des letzten Teilstücks Türkismühle-Birkenfeld Ende der achtziger Jahre konnte dieses für das nördliche Saarland und die angrenzenden rheinland-pfälzischen Landkreise gleichermaßen bedeutsame Projekt zur Verbesserung der Verkehrsinfrastruktur zu einem erfolgreichen Abschluß gebracht werden. Nicht zuletzt für die Gewerbegebiete Eckelhausener Tal und Eisen in der Gemeinde Nohfelden waren dadurch die Erfolgsaussichten zur Ansiedlung von Betrieben erheblich günstiger geworden.

Aufgrund ihrer Strukturschwäche werden gegenwärtig sowohl Nohfelden als auch die Verbandsgemeinde Birkenfeld im Rahmen der Gemeinschaftsaufgabe zur „Verbesserung der regionalen Wirtschaftsstruktur“ (GRW) mit Bundes- und Landesmitteln gefördert. Die Stadt Birkenfeld ist im Rahmen der GRW als B-Schwerpunktort eingestuft. Darüberhinaus werden die Landkreise St. Wendel und Birkenfeld insgesamt im Rahmen des Europäischen Fonds für regionale Entwicklung (kurz: EFRE) unter der Ziel-Nummer 5b als strukturschwache ländliche Räume von der Europäischen Union bezuschußt.¹⁸ Gerade im Hinblick auf den beachtlichen Arbeitsplatzabbau im Zuge der Verminderung von

Militäreinrichtungen im west- und nordpfälzischen Raum sowie im Kreis Birkenfeld sind diese Förderprogramme für die sogenannte „Konversion“ von erheblicher Bedeutung - über die Landesgrenze hinweg.

Weniger ertragreich als beim Autobahnprojekt verlief die interkommunale Zusammenarbeit zwischen saarländischen und rheinland-pfälzischen Gemeinden beim Aufbau des Naturparks Saar-Hunsrück. Was bereits für den Raum Nonnweiler/Hermeskeil festgestellt wurde,¹⁹ gilt cum grano salis auch für Nohfelden/Birkenfeld: Man „wurschtelte“ nebeneinander her! Obgleich die Gemeinde Nohfelden seit der Anlage des Bostal-Stausees, zu welcher der erste Spatenstich am 3. April 1973 erfolgte,²⁰ eine sehr erfolgreiche Entwicklung im Fremdenverkehr zu verzeichnen hatte, kam es zu keiner koordinierten Zusammenarbeit im Rahmen des Naturparks Saar-Hunsrück. Die Landesgrenze trennt auch die beiden länderspezifischen Trägervereine des Naturparks, was die Gruppenegoismen auf beiden Seiten anscheinend bis heute stabilisiert hat. Obwohl auch mit dieser Zielrichtung 1971 initiiert, vermochte der landesgrenzenüberschreitende Naturpark Saar-Hunsrück die beteiligten Gemeinden und Kreise offenbar nicht zu einer koordinierten Planung und zu einem gemeinsamen Marketing auf den Gebieten Fremdenverkehr und Naherholung zu stimulieren.²¹

Weitere Ansätze einer interkommunalen Zusammenarbeit im Raum Nohfelden/Birkenfeld gab es bei den kommunalen Aufgabenbereichen Wassergewinnung und Abwasserklärung. Anfang der achtziger Jahre plante man nach Auskunft von Bürgermeister a.D. Scheid ein gemeinsames Klärwerk Nohfelden/Birkenfeld, welches dann aber als zu groß dimensioniert angesehen und nicht realisiert wurde. Vorübergehend sei auch in Nohfelden eine eigenständige Wasserversorgung aus der Primstalsperre erwogen worden. Durch Beschluß vom 20.12.1974 übertrug der Gemeinderat die Wasserversorgung der Gemeinde Nohfelden dann jedoch mit Wirkung vom 1. Januar 1975 auf die Wasserversorgung Kreis St. Wendel GmbH (WVW).²²

Hinsichtlich der kommunalen Flächennutzungs- und Bauleitplanung bestimmt das Bundesbaugesetz, daß die Bauleitpläne benachbarter Gemeinden aufeinander abgestimmt werden sollen.

Dies gilt unabhängig von innerdeutschen Landesgrenzen.²³ Über eine konkrete Beteiligung aus Birkenfeld etwa bei der Aufstellung des Flächennutzungsplanes der Gemeinde Nohfelden, welcher 1983 von der saarländischen Landesregierung genehmigt wurde, oder an der Aufstellung von verschiedenen Bebauungsplänen in grenznahen Ortsteilen der Gemeinde Nohfelden liegen keine näheren Angaben vor. Zumindest scheint es deswegen zu keinen größeren Auseinandersetzungen über die Landesgrenze hinweg gekommen zu sein.

Nicht unmittelbar eine kommunale Angelegenheit, wohl aber von erheblicher Bedeutung für die Gemeinden ist die Tätigkeit der regionalen Genossenschaftsbanken. Hier ist festzustellen, daß die Raiffeisenbank Obere Nahe mit Hauptsitz in Nohfelden, die 1975 ihr 50-jähriges Bestehen feiern konnte, außer den meisten saarländischen Gemeinden des alten Amtes Nohfelden auch noch die rheinland-pfälzische Gemeinde Gimbweiler betreut, welche 1946/47 nicht zum Saarland geschlagen wurde.²⁴ Hier zeigt sich ein schönes Beispiel für weiterwirkende ehemalige Verwaltungsstrukturen auf dem Sektor des Bankwesens.

3.3 Kommunikationsbarriere Landesgrenze

Über persönliche und familiäre Kontakte sowie berufliche und schulische Pendlerbeziehungen hinaus benötigt ein Raum zur Aufrechterhaltung einer vernetzten Kommunikationsstruktur ein regelmäßiges Angebot an gemeinschaftlichen Informationen. Dies leisten normalerweise die allgemein zugänglichen Medien: Zeitungen, Zeitschriften, Rundfunk und Fernsehen. Die Frage, was weiß man diesseits und jenseits der Landesgrenze, die Nohfelden und Birkenfeld trennt, voneinander, hängt also in ganz entscheidendem Umfang von dem gemeinsam genutzten lokalen und regionalen Medienangebot ab. Gibt es heute noch gemeinsam oder wechselseitig genutzte Kommunikationsstrukturen über die Landesgrenze hinweg?

Die Zeitungslandschaft im südwestdeutschen Raum zeigt überwiegend klar voneinander abgegrenzte „Einzeitungskreise“. Im Saarland dominiert seit Anfang der siebziger Jahre die „Saarbrücker Zeitung“, während im Kreis Birkenfeld die ehemals sehr

vielgestaltige Zeitungslandschaft seit den fünfziger Jahre ebenfalls einen Konzentrationsprozeß durchlaufen hat und seit etwa 1970 nur noch die „Nahe-Zeitung“ als lokales Kopfblatt der Koblenzer „Rhein-Zeitung“ übrigblieb. „Rhein-Zeitung“ und Mainzer „Allgemeine Zeitung“ hatten ihre Verbreitungsgebiete seinerzeit auf Kosten konkurrierender Vielfalt arrondiert. Die Kritik an dieser Entwicklung war teilweise sehr heftig: „Bei einer derart ausgedünnten Zeitungslandschaft darf es nicht wundern, wenn in den Redaktionen eine gewisse Behäbigkeit um sich greift, wenn Routine und Schlendrian an die Stellen von Kreativität und Sorgfalt treten. In der Gewißheit, daß niemand zu einer anderen Zeitung wechseln kann, ... brauchen weder Verlage noch Redaktionen den Verlust von Lesern zu befürchten.“²⁵

Diese Klage dürfte ebenso begründet sein wie die Feststellung, daß die saarländisch/rheinland-pfälzische Landesgrenze heute tatsächlich eine Zeitungsgrenze geworden ist, die nur noch von wenigen Abonnenten durchbrochen wird. Regelmäßige Berichterstattung über diese Grenze hinweg gibt es im Raum Nohfelden/Birkenfeld nach Auskunft mehrerer Gesprächspartner nicht mehr. Allenfalls sporadisch würden einmal besondere Ereignisse von jenseits der Zeitungsgrenze in den großen Monopolblättern aufgegriffen.

Das amtliche Bekanntmachungsblatt der Gemeinde Nohfelden, das wöchentlich im Verlag Deutscher Gemeindebote in Merchweiler erscheinende „Nohfelder Nachrichten Blatt“, enthält zwar einen Teil „Blickpunkt Birkenfeld“, doch werden hier im wesentlichen nur Verbraucherinformationen und Anzeigen feilgeboten, zuzüglich einiger weniger Sportnachrichten. Immerhin zeigt dieser Blickpunkt Birkenfeld das Interesse der Birkenfelder Geschäftswelt an der Nohfelder Kundschaft. Ein Ersatz für die fehlende Verflechtung auf dem Tageszeitungsmarkt kann das aber nicht sein.

Auch die Rundfunk- und Fernsehberichterstattung, die vom Südwestfunk bzw. vom Saarländischen Rundfunk sowie von einigen privaten Hörfunkketten getätigt wird, beachtet im wesentlichen die Landesgrenze. Immerhin dürfte die Reichweite der elektronischen Medien die „Zeitungsgrenze“ bei den Hörern doch ein Stück weit relativieren. Die Flüchtigkeit der elektronischen Medien hin-

sichtlich ihres Nachrichtenwertes gegenüber den Tageszeitungen und daraus folgend die geringere mentale Prägungskraft im lokalen Raum heben die bestehende Kommunikationsbarriere an der Landesgrenze allerdings nicht nachhaltig auf.²⁶

3.4 Vereinswesen und Kirchen

Eine wichtige Rolle für die Überwindung der Kommunikationsbarriere Landesgrenze könnte auch dem Vereinswesen zufallen. Eine nähere Betrachtung zeigt aber, daß mit Ausnahme des evangelischen Kirchenkreises Birkenfeld, der mit den Kirchengemeinden Wolfersweiler, Hirstein, Nohfelden und Sötern die traditionale birkenfeldisch-oldenburgische Zuordnung beibehalten hat, ansonsten die Vereine sich in den geltenden Verwaltungsgrenzen, vor allem auf der Kreisebene, etabliert haben und somit die Landesgrenze mit ihren Aktivitäten in der Regel nicht überschreiten.

Ein besonders augenfälliges Beispiel für diesen Rückzug auf die heutigen Verwaltungsgrenzen bietet der traditionsreiche Verein für Heimatkunde im Landkreis Birkenfeld. Gegründet bereits 1843 als „Verein für Alterthumskunde im Fürstenthum Birkenfeld“, zählt er zu den ältesten Geschichtsvereinen in Deutschland überhaupt und hat sich durch seine Museumsarbeit und seine zahlreichen Publikationen ein beträchtliches Renommee auch über die birkenfeldischen Grenzen hinaus erworben. Die jüngst erschienene Festschrift zum 150-jährigen Vereinsjubiläum dokumentiert noch einmal die beeindruckende Vielfalt der Vereinsaktivitäten.²⁷

Und dennoch ergaben eine Durchsicht der Vereinspublikationen sowie Gespräche unter anderem mit dem Vereinsvorsitzenden, Oberstudiendirektor Adolf Grub, daß jener Teil des früheren birkenfeldischen Territoriums, der heute südlich der saarländischen Landesgrenze liegt, nahezu gänzlich aus dem Blickfeld geraten ist.²⁸ Zwar wohnen einige wenige der rund 550 ordentlichen Vereinsmitglieder (Stand 1993) im Raum Nohfelden/Freien und auch die Gemeinde Nohfelden gehört dem Verein noch als kooperierendes Mitglied an, aber auf die normalen Aktivitäten des Heimatvereins Birkenfeld, etwa Publikationen und öffentliche Veranstaltungen betreffend, hat das offenbar keine Auswirkungen

mehr. Man schleppt in Birkenfeld heute das ehemalige birkenfeldische Amt Nohfelden als historisches Erbe mit, aber eben nur bis zur erzwungenen Abtrennung von 1946/47. Für die Zeitspanne seitdem bis heute hat sich das Interesse verloren, was nicht zuletzt mit der bis in die zweite Hälfte der achtziger Jahre sehr engen Verknüpfung des Heimatvereins mit der Birkenfelder Kreisverwaltung zu tun haben dürfte. Denn der Verein diente besonders dem langjährigen Birkenfelder Landrat und Vereinsvorsitzenden Dr. Walter Beyer auch als Instrument zur kulturpolitischen Integration des Kreises und zur Herausbildung einer Kreisidentität. Und dies mußte sich notwendigerweise auf das Kreisgebiet in den jeweils geltenden Verwaltungsgrenzen konzentrieren.

Erst in den letzten Jahren ist die Bindung des Heimatvereins Birkenfeld an die Kreisverwaltung schwächer geworden und dadurch auch die Selbständigkeit des Vereins gewachsen. Der jetzige Vereinsvorsitzende Grub sucht nach eigenem Bekunden mit einem verjüngten Vorstand nach neuen Wegen, will den Verein thematisch erweitern und vor allem junge Mitglieder hinzu gewinnen. Mit Hilfe einer jährlichen Preisvergabe für die drei besten Facharbeiten ist man insbesondere an den Oberstufen der weiterführenden Schulen im Kreis aktiv geworden. Ob diese neuen Ansätze, die wegführen sollen von den archäologischen Ausgrabungen und der historienmalerischen Faktenhuberei ergrauter Heimatkundler, über den mühsamen Weg der Rezeption sozialwissenschaftlicher Forschungsansätze zu einer modernen Sozial-, Wirtschafts- und Mentalitätsgeschichtsschreibung führen²⁹ und für den Verein dann auch die Landesgrenze zum Saarland überwindbarer machen, muß dahingestellt bleiben. Soweit ist es gegenwärtig noch nicht.

3.5 Die schwach ausgeprägte zentralörtliche Funktion der Kreisstadt Birkenfeld

Mit knapp 6 000 Einwohnern fällt Birkenfeld als Mittelzentrum gegenüber der mit rund 34 000 Einwohnern erheblich größeren Stadt Idar-Oberstein schon im engeren Kreisgebiet weit ab. Dieses Ungleichgewicht innerhalb des Kreises setzt sich hinsichtlich der Wirtschaftskraft fort: Idar-Oberstein konzentriert in seinem Stadtgebiet oder unmittelbar angrenzend mit der Edelstein- und

Schmuckwarenindustrie die strukturbestimmenden Industriezweige des Kreises, während Birkenfeld und Baumholder im südlichen Kreisgebiet als strukturschwache Räume eingestuft sind. An diesem Zustand hat auch die Gebietsreform 1969/70 nichts geändert. Eher ist die Stellung von Idar-Oberstein im Kreis durch die Eingemeindung von neun umliegenden Orten sogar noch zusätzlich verstärkt worden.³⁰

Anfang der fünfziger Jahre, als die Saarlandgrenze als Zollgrenze noch recht undurchlässig und störend wirkte und auf der rheinland-pfälzischen Seite vielfach ein „Arbeitsnotstandsgebiet“ hervorgerufen hatte, stellte eine Untersuchung fest, daß Birkenfeld als Gewerbeort „fast bedeutungslos“ sei und eher den Charakter eines „freundlichen ländlichen Beamtenstädtchens“ aufweise.³¹ Durch die Nordverschiebung der Saarlandgrenze nach dem Zweiten Weltkrieg war Birkenfeld vom südlichen Teil seines ohnehin kleinen Mittelbereichs abgeschnitten worden, was sich für die Verkehrsverbindungen per Eisenbahn besonders nachteilig auswirkte. Hier konnte die Verbindung zur Kreisstadt fast nur noch durch Omnibuslinien aufrechterhalten werden. Als Pluspunkt wird das „verhältnismäßig rege kulturelle Leben“, getragen auch durch das neusprachliche Gymnasium, ausgemacht. Wie rückwärtsgewandt und gefährdet die wirtschaftsstrukturelle Stellung Birkenfelds damals war, belegt folgender Untersuchungsbefund:³²

„Die breite Schicht der Kleinbauern findet aber nach wie vor in Birkenfeld als Mittelzentrum ihr Genüge. Hierbei wirkt die ehemalige politische Sonderstellung des Gebietes als oldenburgischer Exklave mit Birkenfeld als relativ unabhängigem Hauptort noch deutlich nach.“

Dem Rückgang und Bedeutungsverlust der Landwirtschaft wirkten im Mittelbereich Birkenfeld/Baumholder die seit Anfang der fünfziger Jahre getätigten umfänglichen Investitionen in die militärische Infrastruktur entgegen. Viele fanden Arbeit bei der US-Army in Birkenfeld, Hoppstädten und Baumholder oder bei der Bundeswehr in Birkenfeld, Börfink, Baumholder und Idar-Oberstein. Während der sechziger Jahre stieg die Einwohnerzahl Birkenfelds auf rund 6 700 an, nahm aber bereits seit 1968 wieder ab. Öffentliche Verwaltungen wanderten teilweise nach Idar-Ober-

stein ab, so zum Beispiel. das Finanzamt 1973. Nur als Sitz der Kreisverwaltung konnte Birkenfeld seine Bedeutung für das ganze Kreisgebiet wahren. Zum Einkauf bildeten St. Wendel oder auch bereits Saarbrücken aufgrund guter Verkehrsanbindungen selbst schon für den Raum Nohfelden attraktivere Konkurrenzangebote als Birkenfeld.

Regelmäßige Einpendler nach Birkenfeld gab es 1970 2 553, davon 390 Erwerbstätige aus dem Saarland, besonders aus dem Raum Nohfelden.³³ Der Einzugsbereichs Birkenfelds reichte also diesbezüglich deutlich über die Landesgrenze hinweg. Die Volkszählung 1987 erbrachte für die Stadt Birkenfeld folgende Pendlerbilanz:³⁴

Berufseinpender insgesamt 2 915

davon aus Nohfelden 175

aus Freisen 44

aus St. Wendel-Stadt 47

aus Nonnweiler 36

aus Namborn 29

aus Tholey 19

aus Oberthal 17

aus Marpingen 13

Ausbildungseinpender insgesamt 1 086

davon aus Nohfelden 139

aus Freisen 7

aus St. Wendel-Stadt 3

aus Nonnweiler 5

aus Namborn 5

aus Tholey 0

aus Oberthal 1

aus Marpingen 0.

Demgegenüber weist die Auspendlerbilanz aus Birkenfeld für Nohfelden lediglich 26 Berufsauspendler und für St. Wendel-Stadt sieben Berufs- und drei Ausbildungsplatzauspendler aus, während beispielsweise insgesamt 225 Arbeitnehmer und 32 Schüler bzw. Studierende aus Birkenfeld nach Idar-Oberstein auspendeln.



Das neue Rathaus, die Burg und das Amtsgericht sind ein interessantes Ensemble in Nohfelden.

Dies zeigt eine immer noch vorhandene, jedoch abgeschwächte Verflochtenheit des Raumes Nohfelden mit dem Mittelbereich Birkenfeld, trotz dessen eigener Wirtschaftsstrukturechwäche. Hier wirken offenbar ältere Raumkräfte auch heute nach.

4. Zusammenfassung: Eingetaucht in die saarländische Identität Die Untersuchung raumwirksamer Kräfte zwischen Nohfelden und Birkenfeld hat schon aus Platzgründen nur einige wesentliche Ausschnitte eines noch weit umfassenderen Bildes auswählen

können. Dennoch werden auch so einige große Linien durchaus erkennbar:

Die administrative Verschiebung der Landesgrenze nach dem Zweiten Weltkrieg war der entscheidende Anstoß für eine räumliche Neuorientierung von Nohfelden, die sich auch mental allem Anschein nach innerhalb einer Generation in weitgehend allen Lebensbereichen durchgesetzt hat. Die vormalige Orientierung auf die nahegelegene Kreisstadt Birkenfeld wurde zwar bis heute nicht



Die als Mittelzentrum ausgewiesene rheinland-pfälzische Kreisstadt Birkenfeld zählt heute 6 700 Einwohner.

völlig aufgegeben, ist aber nach und nach immer schwächer geworden. Dieser Prozeß dürfte in den kommenden Jahren anhalten, da die ländliche Kleinstadt Birkenfeld aus eigener Kraft zu schwach ist, den eigenen kleinen Mittelbereich über die saarländische Landesgrenze nach Süden hin zu behaupten oder gar auszudehnen. Wie das Beispiel des Vereins für Heimatkunde im Kreis Birkenfeld zeigt, ruht man gerade in der kleinen Kreisstadt bei weitem zu sehr in sich selbst, um nach außen hin aktiv oder gar aggressiv für die eigenen Interessen eintreten zu können – und zu

wollen. Dementsprechend wurden Rückgliederungsforderungen an die Adresse des Saarlandes aus Birkenfeld in eher zaghafte Form zuletzt während der Zeit der Verwaltungsreform Ende der sechziger Jahre erhoben. Seitdem sind die „verlorenen“ Nohfelden in Birkenfeld „abgeschrieben“ worden, was eine realistische Lageeinschätzung bedeutet. Beinahe nur noch das ehemalige Amtshaus in Nohfelden (heutiges Grundbuchamt) bietet ein Stück nostalgische Erinnerung an die „gute, alte Zeit“ oldenburgisch-birkenfeldischer Zugehörigkeit.

Die Ablösung Nohfeldens von Birkenfeld und sein relativ problem- und geräuschloses Eintauchen in die saarländische Schicksalsgemeinschaft von französischen Gnaden nach dem Zweiten Weltkrieg beleuchtet sowohl die Schwäche und Instabilität der regionalen historischen Sonderexistenz von Birkenfeld als auch das im Vergleich um ein Vielfaches stärker ausgeprägte saarländische Sonderbewußtsein. Das Saarland war als staatliche Einheit trotz aller Selbstzweifel sehr wohl in der Lage, die neu hinzukommenden Gebietsteile im Norden und Osten rasch zu integrieren. Dies hatte zunächst auch mit der gegebenen materiellen Besserstellung der Saar gegenüber dem „Reich“ zu tun, aber nicht nur damit. Für Kommunalpolitiker interessant und wichtig war dabei der relativ großzügige Finanzausgleich des Landes gegenüber den Kommunen.

Aber das war nicht alles: Die Integrationsleistung gelang auch dank einer wirtschaftlich wie kulturell erlebbaren Solidarität der Saarländer im Miteinander gegen die französische Bevormundung, später nach dem Beitritt 1957 zur Bundesrepublik Deutschland im sturen Beharren auf der Eigenstaatlichkeit als kleinstes Flächenbundesland. Von Kritikern gelegentlich als „Minderwertigkeitskomplex“ gedeutet, zeigt die spezifisch saarländische Mentalität, welche das Land heute als geschichtlich gewachsene Region gegen die angrenzenden Landesteile von Rheinland-Pfalz deutlich abhebt, gerade in der vollbrachten Integrationsleistung gegenüber einem kleinen Teilgebiet wie Nohfelden, daß der regionalgeschichtliche und landespolitische Ruhepunkt durchaus gefunden wurde.

In diesem Zusammenhang würde eine eingehende Analyse der saarländischen Dialektlandschaft, die hier nicht möglich war, die aber zur historischen Kulturraumforschung ebenso wie die Volkskunde dazugehört, wahrscheinlich zeigen, daß in den hinzugekommenen Teilräumen wie Nohfelden während der letzten 50 Jahre ein starker Angleichungs- und Einschmelzungsprozeß an den saarländischen „Mainstream“ stattgefunden hat. Mit dem jeweiligen Dialekt und seiner Färbung verbindet sich aber ein wesentliches Stück Heimatgefühl, eine Verklammerung mit überkommenen und sogar bereits vergangenen „Lebenswelten“.³⁵ Eine

Veränderung des Dialektes würde dann nachhaltig auf eine integrative Angleichung des Identitätsbewußtseins schließen lassen.

Der dem Saarland von Hans-Walter Herrmann zugewiesene Charakter einer passiven Geschichtslandschaft³⁶ gilt in verstärktem Maße für solch kleine Teilräume ohne tragende, starke Zentren wie den Raum Nohfelden. Insofern hatte dieser Raum keine echte Chance, sich gegen die Vereinnahmung durch das Saarland zur Wehr zu setzen. Wohl oder übel resignativ duldeten und akzeptieren die Neankömmlinge die angebotene Solidaritätsgemeinschaft der Saarländer und richteten sich darin häuslich ein. Die saarländische Devise „Leben und leben lassen“ fand auch in Nohfelden schnell Anhänger. Wer wollte es ihnen denn verdenken?

Anmerkungen:

1 Franz Irsigler, Vergleichende Landesgeschichte, in: Carl-Hans Hauptmeyer (Hrsg.), Landesgeschichte heute, Göttingen 1987, S. 35-54, Zitat S. 49 f.

2 Carl-Hans Hauptmeyer, Heimatgeschichte heute, in: Ebd., S. 77-96, Zitat S. 92

3 Auf die Bedeutung des Begriffs „Lebenswelt“ für eine moderne Regionalgeschichte verweist Jürgen Reulecke, Von der Landesgeschichte zur Regionalgeschichte, in: Geschichte im Westen, Heft 2/1991, S. 202-207

4 Hans Walter Herrmann, 600 Jahre Amt Nohfelden, in: 50 Jahre Raiffeisenbank Obere Nahe 1925-1975, Weißenthurm o.J.(1975), S. 65-72; Ders., Stellungnahme über das Alter des Amtes Nohfelden, in: 600 Jahre Amt Nohfelden 1372/1972, St.Wendel 1972, S. 9 f.

5 Als Überblicksdarstellungen zur birkenfeldischen Geschichte vgl. Kurt Becker u.a., Heimatchronik des Landkreises Birkenfeld, Köln 1961; Hugo Klar, Geschichtliche Grundlagen des Landkreises Birkenfeld. Sonderdruck aus "Die Landkreise in Rheinland-Pfalz", Band 7, hrsg. von der Kreisverwaltung Birkenfeld, 1978; H. Peter Brandt, Der Landesteil Birkenfeld, in: Geschichte des Landes Oldenburg. Ein Handbuch, hrsg. von Albrecht Eckhardt und Heinrich Schmidt, Oldenburg 1987, S. 591-636

6 Brandt, Landesteil Birkenfeld, a.a.O., S. 623

7 Vgl. auch den von Peter Brommer und Werner Knopp bearbeiteten Ausstellungskatalog des Landeshauptarchivs Koblenz „50 Jahre Kreis Birkenfeld 1937-1987“, Koblenz 1987

8 Vgl. Franz-Josef Heyen, Jenseits der Kreisgrenze, in: „Das ist ein weites Feld“. Festschrift für Walter Beyer, Birkenfeld 1982, S. 123-134; auch Fritz Steinmetz, Gebietsänderungen im Landkreis Birkenfeld, in: Heimatkalender 1967 des Landkreises Birkenfeld, S. 69-74

9 Amtliches Gemeindeverzeichnis, hrsg. vom Statistischen Amt des Saarlandes, Saarbrücken 9. Aufl. 1954, S. 16

10 Vgl. Gunther Schübler, Die Gemeinde und ihre Ortsteile, in: Die Gemeinde Nohfelden. Heimatkundliche Lesehefte, hrsg. von der Kreissparkasse St.Wendel 1983, S. 3-19

11 Vgl. 200 Jahre Gymnasium Birkenfeld (1779-1979). Ein Lesebuch, Trier o.J.(1979); auch Hermann J. Weschenbach, Von der Badischen Lateinschule zum Staatlichen Gymnasium, in: Heimatkalender 1980 des Landkreises Birkenfeld, S. 84-89

12 Hugo Klar, in: 200 Jahre Gymnasium Birkenfeld, a.a.O., S. 157

13 Freundliche Auskunft der Schulleitung vom 18.8.1994.

14 Vgl. 100 Jahre Elisabeth-Krankenhaus des Deutschen Roten Kreuzes zu Birkenfeld/Nahe, hrsg. im Auftrage des Vorstandes der DRK-Stiftung von H. Peter Brandt, Idar-Oberstein 1985

15 Vgl. Josef Wagner, Das soziale Umfeld, in: Der Landkreis Birkenfeld. Hrsg. in Zusammenarbeit mit der Kreisverwaltung, Oldenburg 1987, S. 28 ff.

16 Vgl. unter anderem Günter Endrweit, Untersuchungen zur saarländischen Kommunalreform, in: Beiträge zur Raumplanung in Hessen/Rheinland-Pfalz/Saarland, 4. Teil, Hannover 1983, S. 1-17 (= Veröffentlichungen der Akademie für Raumforschung und Landesplanung, Forschungs- und Sitzungsberichte Band 148)

17 Das Gespräch mit Herrn Scheid fand am 19.8.1994 in Oberthal statt. Für seine freimütigen Auskünfte habe ich zu danken!

18 23. Rahmenplan der Gemeinschaftsaufgabe „Verbesserung der regionalen Wirtschaftsstruktur“ für den Zeitraum 1994 bis 1997. Bundestagsdrucksache 12/7175

19 Siehe Rudolf Müller, Nonnweiler und Hermeskeil. Historische und aktuelle Raumbeziehungen im Hochwald, in: Heimatbuch des Landkreises St.Wendel 1991/1992, S. 161-174, bes. S. 168 f.

20 Vgl. Hermann P. Brill, Der Bostal-Stausee - ein Jahrhundertbauwerk, in: 1000 Jahre Bosen. Geschichte und Geschichten aus einem alten Marktflecken, Bosen 1978, S. 197 ff.

21 Bürgermeister a.D. Hermann Scheid machte im Gespräch dafür die mangelnde Zusammenarbeit der beteiligten Landkreise verantwortlich, welche die grenzübergreifende Koordination übernehmen müßten.

22 Vgl. die zum 10-jährigen Bestehen von der Gemeindeverwaltung herausgegebene kleine Festschrift "Gemeinde Nohfelden 1974-1984", o.O., o.J., S. 72

23 Vgl. Michael Mattar, Die staats- und landesgrenzenüberschreitende kommunale Zusammenarbeit in der Großregion Saarland-Westpfalz-Lothringen-Luxemburg-Trier, Frankfurt/Main 1983, S. 342 ff.

24 Siehe die Festschrift „50 Jahre Raiffeisenbank Obere Nahe 1925-1975“, Weißenthurm o.J.(1975)

25 So Max Conradt, Die Zeitungen nach dem Zweiten Weltkrieg, in: „Das ist ein weites Feld“. Festschrift für Walter Beyer, Birkenfeld 1982, S. 69-76, Zitat S. 76; vgl. auch Willy Franz, Vom Amtsblatt zur Tageszeitung. Zur Entwicklung des Zeitungswesens im Landkreis Birkenfeld, in: Heimatkalender 1967 des Landkreises Birkenfeld, S. 138-153

26 Vgl. auch Robert H. Schmidt, Grenzüberschreitende Publizistik in Rundfunk, Tagespresse und Zeitschriften der Großregion Saarland-Westpfalz-Lothringen-Luxemburg-Trier, Darmstadt 1978

27 Peter Gaffga/Wolfgang H. München(Hrsg.), „Furchtbar und weit umfassend ist das Gebiet der Geschichte...“. Festschrift 150 Jahre Verein für Heimatkunde im Landkreis Birkenfeld 1843-1993, Birkenfeld 1993 (= Mitteilungen des Vereins für Heimatkunde im Landkreis Birkenfeld und der Heimatfreunde Oberstein, 67. Jg.)

28 Das Gespräch mit Herrn Grub wurde am 19. August 1994 im Birkenfelder Gymnasium geführt. Weitere freundliche Auskünfte erteilten der Heimathistoriker Hans Peter Brandt und der Museumsverwalter Richard Schuch.

29 Solcherart kritische Betrachtungen stellt auch Wolfgang H. München in seinem programmatischen Beitrag „Furchtbar und weit umfassend ist das Gebiet der Geschichte...“ - Anmerkungen zu den Publikationen des Vereins für Heimatkunde 1977-1993 an, der in der oben genannten Festschrift, Birkenfeld 1993, S. 53-72 abgedruckt ist.

30 Vgl. Walter Beyer, Raumordnung und Verwaltungsreform im Landkreis Birkenfeld, in: Heimatkalender 1970 des Landkreises Birkenfeld, S. 49-56

31 Emil Meynen/Rudolf Klöpffer/Jürgen Körber, Rheinland-Pfalz in seiner Gliederung nach zentralörtlichen Bereichen, Remagen 1957 S. 203 (= Forschungen zur deutschen Landeskunde, Band 100)

32 Ebd., S. 202

33 Vgl. Heinz Fischer, Kreisbeschreibung Landkreis Birkenfeld, Birkenfeld 1974/75, Teil II, S. 49 (= Landkreise in Rheinland-Pfalz, Band 7)

34 Statistisches Landesamt Rheinland-Pfalz: Ergebnisse der Volkszählung 1987 (Statistische Berichte Juli/Oktober 1990)

35 Vgl. dazu Bernd Krewer/Mechthild Momper/Lutz H. Eckensberger, Das Saarland war zumeist Objekt der Geschichte. Zur Identität des Saarländers, in: Hans-Georg Wehling(Ed.), Regionale politische Kultur, Stuttgart 1985, S. 90-115

36 Hans-Walter Herrmann, Die Zuordnung des Landes an der Saar zu einem historischen Raum, in: Ders./Kurt Hoppstädter/Hanns Klein(Hrsg.), Geschichtliche Landeskunde des Saarlandes, Band 2, Saarbrücken 1977, S. 524 ff.

Chronik 1992/93

zusammengestellt von Hans-Josef Scholl

6. Januar 1992:

Der Kreistag beschließt, die Lücke bei der Finanzierung des Zentrums für geriatrische Rehabilitation am Marienkrankenhaus St.Wendel durch die Aufnahme eines Kredites zu schließen. Der Landkreis übernimmt bis zur Fertigstellung des Zentrums im Jahr 1995 Zinsen und Tilgung dieses Kredites, danach soll er vollständig von der Marienhaus GmbH bedient werden.

27. Januar 1992:

In der Marpinger SPD gibt es Überlegungen, die Stadtwerdung der 11400 Einwohner zählenden Gemeinde zu beantragen. Marpingen wäre damit die 18. Stadt im Saarland.

3. Februar 1992:

Landrat Dr. Waldemar Marner vollendet sein 65. Lebensjahr. Zum Ende des Monats Februar tritt er nach 18 Jahren im Amt in den Ruhestand.

5. Februar 1992:

Die SZ berichtet, daß Günter Natus aus St.Wendel zum neuen Kreisvorsitzenden der FDP gewählt wurde. Er tritt die Nachfolge von Hartmut Meyer an.

17. Februar 1992:

Der schwedische Sandvik-Konzern, Besitzer des Werkes Belzer-Dowidat in Hasborn, kündigt an, daß bis zum Jahresende 90 von 170 Werksangehörigen ihren Arbeitsplatz verlieren werden.

21. Februar 1992:

Landrat Dr. Waldemar Marner tritt nach 18 Amtsjahren zum 1. März in den Ruhestand. Vertreter des öffentlichen Lebens, an ihrer Spitze Bundesumweltminister Prof. Dr. Klaus Töpfer, würdigen in einer Feierstunde vor 600 Gästen im St.Wendeler Saalbau Marners Verdienste. Seit 1974 war er Landrat und wurde nach der Än-

derung des Kommunal selbstverwaltungsgesetzes 1986 vom Kreistag in das gleiche Amt gewählt. In der Feierstunde wurde Franz Josef Schumann als neuer Landrat des Kreises St.Wendel in sein Amt eingeführt.

St.Wendeler Stadtrundschau vom 4./5. März 1992:

Für seine Verdienste um die Chormusik erhält der Marpinger Musikerzieher Oswald Schu das Bundesverdienstkreuz am Bande.

5. März 1992:

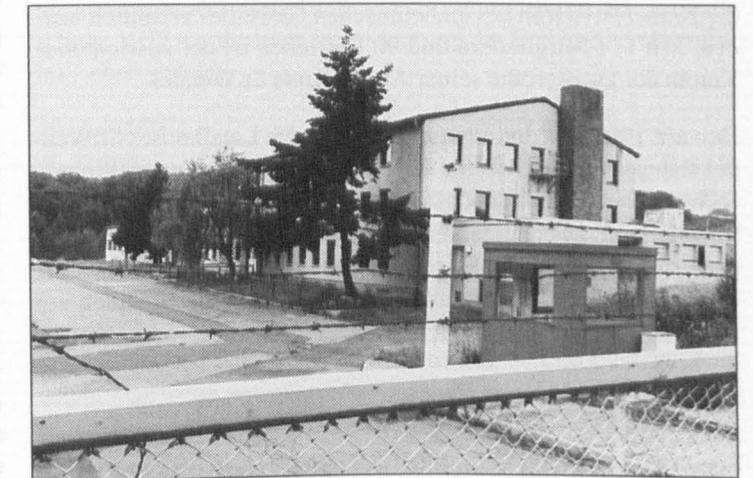
Das Unterkunftsverzeichnis der Fremdenverkehrsregion St.Wendeler Land weist 137 Betriebe aus, die insgesamt 1325 Betten anbieten. Damit nimmt die Zahl der Beherbergungsbetriebe weiter zu.

9. März 1992

Der Kreistag verabschiedet einstimmig den Etat für das laufende Jahr. Trotz eines Rekordvolumens von 65,5 Millionen DM, davon 58,7 im Verwaltungs- und 6,8 Millionen DM im Vermögensteil.

13. März 1992:

Zum „letzten Appell“ wird beim US-Raketenbataillon in Reitscheid geblasen. Nach über 30 Jahren ist damit die militärische Nutzung des Geländes beendet.



18. März 1992:

Die Wasser- und Energieversorgung Kreis St. Wendel (WVW) nimmt in Sötern eine im Saarland einmalige Anlage zur Desinfektion von Trinkwasser in Betrieb. Dabei wird das Trinkwasser durch Ultraviolett-Strahlen keimfrei gemacht.

19. März 1992:

Zum neuen Kreisvorsitzenden der Christlich-Demokratischen Arbeitnehmerschaft (CDA) wird Paul Schäfer aus Alsweiler gewählt. Er tritt die Nachfolge von Friedel Blank aus Namborn an, der dieses Amt seit 1978 innehatte.

1. April 1992:

Zehn Cottbuser Hotel-Auszubildende absolvieren ein vierwöchiges Praktikum im Landkreis St. Wendel. Die Maßnahme ist Bestandteil einer Kooperationsvereinbarung zwischen dem Aus- und Fortbildungsförderverein St. Wendel e. V. und dem Kreis Cottbus-Land. Die Teilnehmer ziehen eine positive Bilanz ihres Lern- und Studienaufenthaltes im Kreis.

4./5. April 1992:

In der Oberthaler Bliestalhalle findet die 4. Leistungsschau des Vereins für Handwerk und Gewerbe „Obere Blies“ statt. Neben der Leistungsfähigkeit der einzelnen Betriebe soll auch ein Bild der Branchenvielfalt des einheimischen Gewerbes vermittelt werden. Mit 111 Mitgliedern und 90 Betrieben ist der ausrichtende Verein der zweitgrößte seiner Art im Kreis St. Wendel.

Den mit 1000 DM dotierten Jugendpreis des Landkreises St. Wendel teilen sich das Blechbläserensemble der Kreismusikschule St. Wendel und die Jugendgruppe „Goldkäfer“ des Theatervereins Theley. Landrat Schumann überreicht den Preis in Anerkennung der Erfolge des Blechbläserensembles und des Engagements der Theatergruppe, die unter anderem ein eigenes Theaterstück zur Drogenproblematik geschrieben hat.

1. Mai 1992:

„Zeichen setzen“ will der Landkreis St. Wendel mit seinem neuen Signet, das von dem Fotografen Wolfgang Thiry und dem Grafi-

ker Jörg Maubach entwickelt wurde. Durch die stilisierte Darstellung von Bostalsee und Schaumberg soll vor allem der hohe Freizeitwert des Landkreises symbolisiert werden. Insgesamt hatten sechs Werbeagenturen ihre Entwürfe dem Kreisausschuß präsentiert.

10. Mai 1992:

Das Freizeitzentrum Bostalsee wird um einen Natur- und Fischlehrpfad ergänzt. Auf 13 Bildtafeln vermittelt der Lehrpfad Informationen über die Gewässertypen im allgemeinen und den Bostalsee als „Lebensraum aus zweiter Hand“ im besonderen.

12. Mai 1992:

Alwin Bernhardt (CDU), Ortsvorsteher von Mosberg-Richweiler, wird als neues Kreistags-Mitglied verpflichtet. Er tritt die Nachfolge von Dr. Christof Zeyer an, der zum 1. Juni seinen Dienst als Leiter des Rechtsamtes antritt.

31. Mai 1992:

In der neuen Oberthaler Kegelsporthalle, der modernsten in der Bundesrepublik, finden die Deutschen Kegelmeisterschaften statt. Die Organisatoren vom ausrichtenden Oberthaler Verein erhalten viel Lob für die perfekte Organisation. Ihren Heimvorteil nutzen die Oberthaler im Herren-Paarkampf. Rudi Becker/ Manfred Hoffmann gewinnen Gold vor Hilbert Wagner/ Jeannot Peter (alle Oberthal). Auch in den anderen Disziplinen gewinnen die Oberthaler Kegler noch einige Medaillen.

2. Juni 1992:

Kammerpräsident Winfried E. Frank überreicht Landrat a. D. Dr. Marnier die Verdienstmedaille der Handwerkskammer des Saarlandes.

Landrat Schumann empfängt Bill Rogers, ehemaliger Commissioner von Lane County, im Historischen Sitzungssaal des Landratsamtes. Rogers ist auf amerikanischer Seite mit der Durchführung der Partnerschaft zwischen Lane County und dem Landkreis St. Wendel betraut.

SZ vom 9. Juni 1992:

Die Europäische Akademie in Otzenhausen feiert das Richtfest des „Europaeum“, des neuen zwölfeckigen und vierstöckigen Gebäudes. Als „Europäisches Bildungszentrum“ soll es nach Worten des Akademieleiters Arno Krause einem Europa dienen, „das von Herzen kommt“.

11. Juni 1992:

Ein voller Erfolg sind die ersten „Wirtschaftstage im St. Wendeler Land“, die der Landkreis gemeinsam mit der Kreissparkasse veranstaltet. Im Mittelpunkt stehen Vorträge zu den „wirtschaftlichen Perspektiven in den 90er Jahren“ und den „Zukunftstrends im Fremdenverkehr“.

24. Juni 1992:

Nach 32jähriger Mitgliedschaft legt Robert Gard (SPD) aus Marpingen sein Kreistagsmandat nieder. Sein Nachfolger wird Hans Recktenwald (SPD), ebenfalls aus Marpingen.

19. Juni 1992:

Die St. Wendeler Papierwarenfabrik weihet ihre neue Produktionsstätte im Industriegebiet West ein. Die 34 Beschäftigten stellen Toilettenpapier für Großabnehmer her.

7. Juli 1992:

Landrat Franz Josef Schumann und Bürgermeister Klaus Bouillon unterzeichnen den Kooperationsvertrag zwischen Landkreis und Stadt St. Wendel zur Einrichtung des „Unternehmer- und Technologiezentrums St. Wendel“ (UTZ). Mit dem UTZ sollen in erster Linie Existenzgründer gefördert werden.

12. Juli 1992:

Beim Landestrachtenfest am Bostalsee nehmen Gruppen aus vier Nationen teil. Höhepunkt ist der Festzug aller Gruppen durch Bosen.

23. Juli 1992:

Reinhold Roth erhält das Bundesverdienstkreuz am Bande. Roth war über 30 Jahre Betriebsratvorsitzender der Firma Diehl.



Erstmals fand das Landestrachtenfest im Kreis St. Wendel statt.

Für ihre Verdienste um das örtliche Kulturleben und ihr Engagement im Behindertensport wird Hertha Schulz aus Nohfelden mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet.

22. Juli

Joachim Lorik, der Leiter des Blechbläserensembles der Kreismusikschule wird im Historischen Sitzungssaal des Landratsamtes verabschiedet. Seit 1975 war er Lehrer an der Kreismusikschule; 1977 wurde unter seiner Leitung das Blechbläserensemble ins Leben gerufen.

26. Juli 1992:

Der 10. Bosener Kunstsommer beginnt. Bis zum 23. August nehmen etwa 150 Kunstbegeisterte die Angebote im Kunstzentrum Bosener Mühle in den Fächern Steinbilhauerei, Malen, Zeichnen und Keramik wahr.

9. August 1992:

Die „Splish-Splash-Radio-Show“ von SR 1 - Europawelle Saarmacht Station im Strandbad Bosen. 4000 Begeisterte genießen das tolle Wetter, die zahlreichen Gaudi-Wettkämpfe und vor allem die musikalischen Gaststars.

10. August 1992:

Ottilia Schnur aus Oberthal wird mit der Verdienstmedaille des Verdienstordens der Bundesrepublik ausgezeichnet. Sie erhält diese Ehrung für die Betreuung und Pflege ihrer Eltern.

24. August 1992:

Die VSE kündigt an, das Wasser der Nonnweiler Talsperre zur Stromerzeugung nutzen zu wollen. Neben dem Kleinkraftwerk in Gronig, das bereits seit 1986 elektrischen Strom erzeugt, soll ein weiteres Kleinkraftwerk am Ablauf der Prims, unterhalb der Talsperre, entstehen. Mit dem dort erzeugten Strom sollen 130 Haushalte versorgt werden.

1. September 1992:

Hermann Scharf aus Oberthal ist neuer hauptamtlicher Geschäftsführer der Lebenshilfe des Kreises St. Wendel.

Der langjährige Rektor des St. Wendeler Missionshauses, Pater Ernst Ziegler SVD, wird Rektor des Steyler Missionshauses St. Johann Aulendorf-Blönried bei Ravensburg. Zu seinem Nachfolger in St. Wendel wählt die Kommunität den aus Wiesbach stammenden Pater Willy Naumann SVD.

Colonel Gael Flichy wird neuer Kommandeur des 1. Kürassierregimentes in St. Wendel. Er löst Colonel Bruno de Roodenbeke ab.

7. September 1992:

Die Lebenshilfe St. Wendel ist von der Urweiler Mühle in ihr neues Gebäude in der St. Wendeler Werkstraße umgezogen. Die ungewöhnliche Architektur des Gebäudes ist ganz auf die Bedürfnisse der Behinderten abgestimmt.

13. September 1992:

Mit einem Prachtfeuerwerk zu den Klängen von Händels „Feuerwerksmusik“ geht die diesjährige Veranstaltungsreihe am Bostalsee zu Ende. Zur Begeisterung der Zuschauer sind Lichtblitze und Musikklänge genau aufeinander abgestimmt.

17. September 1992:

Die Saarbrücker Zeitung meldet, daß die „Westfalen-AG“ am

Ortsausgang von Wolfersweiler in Richtung St. Wendel ein zentrales Flüssiggaslager für Südwestdeutschland errichtet. Über 30 Arbeitsplätze sollen geschaffen werden. Als ausschlaggebend für den Standort wird die günstige Verkehrslage an der B 41 genannt.



25. September 1992:

Das „Hickhack“ um die Finanzierung des Zentrums für geriatrische Rehabilitation ist beendet. Sozialministerin Christiane Krajewski bestätigt die Verdoppelung der Landesbeteiligung an der Finanzierung von 500.000 DM auf eine Million DM. Das Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung erkennt das Reha-Zentrum als Modellmaßnahme an und schießt rund 15 Millionen DM zu.

27. September 1992:

In der Oberthaler Bliestalhalle findet unter dem Motto „Älter werden im Kreis St. Wendel“ der erste Kreissenientag statt. Neben dem Zusammenleben von Alt und Jung bezeichnet es Landrat Schumann als eines der wichtigsten Ziele des Landkreises, älteren Menschen die Selbständigkeit so lange wie möglich zu erhalten. Diesem Ziel dient auch der Seniorenkalender des Landkreises, den Schumann in Oberthal der Öffentlichkeit vorstellt. Außer vielen nützlichen Kontaktadressen werden in diesem Ratgeber für Ältere auch beispielhafte Eigeninitiativen vorgestellt.

1. Oktober 1992:

Dr. Thomas Lamberty ist neuer Leiter des Gesundheitsamtes St. Wendel, mit dessen Leitung er bereits seit Mai kommissarisch betraut ist. Der Arzt für öffentliches Gesundheitswesen sieht eine der Hauptaufgaben des Gesundheitsamtes in den Präventionsangeboten.

6. Oktober 1992:

Fünf Hausbesitzer aus dem Kreis St. Wendel nehmen am Landeswettbewerb „Saarländische Bauernhäuser 1992“ teil. Die ausgewählten Häuser stehen in Neipel, Güdesweiler, Berschweiler, Kastel und Bliesen.

7. Oktober 1992:

Zum neuen Vorsitzenden des Deutsch-Amerikanischen Freundeskreises wird Landrat a. D. Dr. Waldemar Marner gewählt. Der bisherige Vorsitzende Egon Hörner legt sein Amt nieder, um Marner als dem Initiator der Partnerschaft mit Lane County Gelegenheit zu geben, sich intensiv um die Vereinsgeschicke kümmern zu können.

8. Oktober 1992:

Klaus Bouillon bleibt für weitere zehn Jahre Bürgermeister der Kreisstadt St. Wendel. Bouillon erhält 24 Stimmen der 39 Stadtratsmitglieder. Die 12 Ratsmitglieder der SPD hatten zuvor angekündigt, sich geschlossen der Stimme enthalten zu wollen, drei Volksvertreter fehlen bei der Abstimmung. Der alte und neue Bürgermeister kündigt an, das knapper werdende Geld durch neue Ideen wettzumachen.

9. Oktober 1992:

Bei der Bürgermeisterwahl in der Gemeinde Tholey gibt es vor 200 Zuschauern im Freizeithaus St. Mauritius keine Überraschung. Hans-Dieter Frisch wird für weitere zehn Jahre in seinem Amt bestätigt. Er erhält 20 Stimmen, was der Anzahl der CDU-Sitze im Gemeinderat entspricht. Auf den von der SPD vorgeschlagenen Gegenkandidaten Manfred Metzen entfallen elf Stimmen. Zwei SPD-Ratsmitglieder fehlen bei der Abstimmung.

13. Oktober 1992:

Innenminister Friedel Läßle kündigt an, daß die Landesregierung in der ehemaligen US-Raketenstation Reitscheid ein Sammellager für 200 Asylbewerber einrichten will. Mit einer Belegung sei ab April 1993 zu rechnen.

16. Oktober 1992:

Der Ausbildungs- und Fortbildungsförderverein St. Wendel e. V. schließt einen Partnerschaftsvertrag mit dem Fortbildungswerk Sachsen in Bischofswerda. Darin wird der gegenseitige Austausch von Auszubildenden vereinbart.

6. November 1992:

Zum neuen Vorsitzenden des Ausbildungs- und Fortbildungsfördervereins wird Landrat Schumann gewählt. Er übernimmt diese Position von seinem Amtsvorgänger Dr. Marner.

Auf dem Schaumberg wird der erste Spatenstich zum Ausbau des Panoramabades zu einem Gesundheits-, Erlebnis- und Freizeitbad vollzogen.

St. Wendeler Stadtanzeiger vom 11. November 1992:

Innenminister Friedel Läßle überreicht die Freiherr-vom-Stein-Medaille für kommunalpolitische Verdienste. Die Empfänger Edmund Klein (Selbach), Hans Colling (St. Wendel), Josef Backes (Oberthal) und Wilhelm Freytag (Nohfelden) haben sich durch ihr langjähriges Engagement für die Demokratie auf örtlicher Ebene ausgezeichnet.

13. November 1992:

Herbert Müller wird als Bürgermeister der Gemeinde Namborn wiedergewählt. Er erhält 15 Stimmen bei der Wahl in der Liebenburghalle. Das entspricht der Stärke der SPD-Fraktion im Namborner Gemeinderat. Auf den Gegenkandidaten Ralph Dörr entfallen 12 Stimmen.

15. November 1992:

Das Damensalonorchester „Bonbonnière“ aus Thüringen eröffnet im Foyer des Oberthaler Schulzentrums die 4. Frauenkulturtag des Landkreises. Die Frauenbeauftragte Daniela Gilges hat insge-

samt fünf Einzelveranstaltungen im Rahmen der Frauenkulturtagung zusammengestellt, die am 25. November mit einem Frauenfrühstückstreffen enden.

16. November 1992:

Das Heimatbuch des Landkreises St. Wendel 1991/92 ist seit heute im Handel erhältlich. Zum günstigen Preis von 12 DM bietet das Buch eine wahre Fundgrube an Wissenswertem für alle Freunde des St. Wendeler Landes. 30 Autoren sind beteiligt.

17. November 1992:

Der Gemeinderat von Nohfelden beschließt mehrheitlich, den geplanten Golfplatz in Eisen anzulegen. Die Diskussion entzündet sich daran, daß der geplante Standort als Naturschutzgebiet vorgesehen ist und der Kreistag einstimmig den Standort in Mosberg-Richweiler favorisiert, weil dort stillgelegte landwirtschaftliche Flächen genutzt werden können.

SZ vom 28./29. November 1992:

Der St. Wendeler Stadtrat verabschiedet einstimmig eine Resolution, in der die Landesregierung aufgefordert wird, das künftige zentrale „Amt für Landentwicklung“ (ehemals Bodenkultursamt) dem Standort St. Wendel zuzuschlagen.

18. Dezember 1992:

Mehr als 2000 Schüler und Jugendliche demonstrieren am letzten Schultag in der St. Wendeler Innenstadt gegen Haß und Gewalt gegen Ausländer. Damit wollen die jungen Leute ein Zeichen setzen gegen Fremdenfeindlichkeit, Gewalt und Rassismus.

21. Dezember 1992:

Mit dem „Riesengeschenk“ von 15 Millionen DM kehren Landrat Franz Josef Schumann, Bürgermeister Klaus Bouillon und der Landtagsabgeordnete Hans Ley von einem Besuch bei Minister Norbert Blüm in Bonn zurück. Über diese Summe erstreckt sich der Bewilligungsbescheid des Bundesministeriums für Arbeit und Sozialwesen für das geriatrische Reha-Zentrum am St. Wendeler Marienkrankenhaus.

30. Dezember 1992:

Das Bundesverdienstkreuz am Bande erhält Ernst Wagner. Der Unternehmer (Wagner Pizza) hat sich um die Verbesserung der Wirtschaftsstruktur im nördlichen Saarland verdient gemacht und 400 Arbeitsplätze geschaffen.

1. Januar 1993:

Neuer Hospitaldirektor wird Karl Kasper aus Hasborn. Der studierte Pädagoge wurde vom Kuratorium unter 23 Mitbewerbern ausgewählt. Er tritt die Nachfolge von Klaus Kunz an, der als Referatsleiter zum Sozialministerium Sachsen-Anhalt gewechselt ist.

26. Februar 1993:

Nach harten Diskussionen wird im Kreistag mit den Stimmen der CDU der Kreishaushalt verabschiedet. Das Volumen beträgt 71 Millionen DM, davon 65,9 im Verwaltungs- und 5,5 Millionen DM im Vermögensteil. Umstritten ist vor allem die Erhöhung der Kreisumlage der Gemeinden, die der Kreis zum Ausgleich seines Haushaltes anstrebt. Gegen die Ablehnung des Haushaltes durch die Kommunalaufsichtsbehörde reicht der Landkreis am 20. Juli 93 Klage beim Saarländischen Verfassungsgerichtshof ein. Die Klage richtet sich vor allem gegen die Begründung, wonach die Kreisumlage wegen des defizitären Haushaltes der Gemeinde Oberthal nicht erhöht werden darf.

27. Februar 1993:

Im St. Wendeler Mia-Münster-Haus beginnen die „2. Saarländischen Mundarttage“. Sie umfassen sieben Veranstaltungen und dauern bis Ende März. Am 1. Mundartdichter-Symposium, das der Landkreis gemeinsam mit SR 3 - Saarlandwelle in der Bosener Mühle veranstaltet, nehmen sechs Autoren aus dem Saarland, der Pfalz, Lothringen und der Schweiz teil. Die Ergebnisse werden in einem „Bosener Tagebuch“ festgehalten.

SZ vom 1. März 1993:

In Türkismühle wird die Gesamtschule Nohfelden-Türkismühle offiziell eingeweiht. Damit ist sie nach Marpingen die zweite Gesamtschule im Kreis.

SZ vom 10. März 1993:

Der Jugendhilfeausschuß hat die Richtlinien zur Jugendförderung neu gefaßt. Eine Folge davon ist die Aufstockung der Gelder, die vom Kreis jetzt gezielter an Vereine, Verbände und Gruppen verteilt werden.

12. März 1993:

In Eisen findet eine Bürgerversammlung zum umstrittenen Golfplatz statt. Dabei treffen Befürworter und Gegner des Golfplatzes aufeinander. Während die Befürworter auf die Steigerung der touristischen Attraktivität verweisen (auch durch die Nähe zum Bostalsee), verweisen die Gegner auf die zu erwartenden Einschränkungen der Bevölkerung und den Eingriff in die Natur durch die Umwandlung des schützenswerten Wiesengeländes in eine Parkanlage.

Werksdirektor Günter Berg teilt anläßlich des Besuches der SPD-Landtagsfraktion mit, daß bei der Firma Diehl in Mariahütte 400 von 950 Arbeitnehmern entlassen werden sollen. Der Kreistag beschließt als Folge Qualifizierungsmaßnahmen in der Kreislehrwerkstätte Tholey für die Betroffenen.

SZ vom 13./14. März 1993:

Der Jugendpreis des Landkreises St. Wendel geht an die Jugendgruppe des Technischen Hilfswerks Freisen. Die jungen THWler



wurden 1992 bereits zum wiederholten Male Bundessieger bei Wettbewerben.

17. März 1993:

Peter Voß, der stellvertretende Chefredakteur des ZDF und zukünftige Intendant des Südwestfunks, ist der Referent des „2. Wirtschaftstages im St. Wendeler Land“. Er spricht vor 400 Zuhörern im St. Wendeler Saalbau zum Thema „Supermacht Europa?“.

21. März 1993:

Die Kreisvereinigung St. Wendel der Lebenshilfe für geistig Behinderte weiht offiziell ihr neues Lebenshilfezentrum in der St. Wendeler Werkstraße ein, das bereits seit dem letzten Jahr genutzt wird.



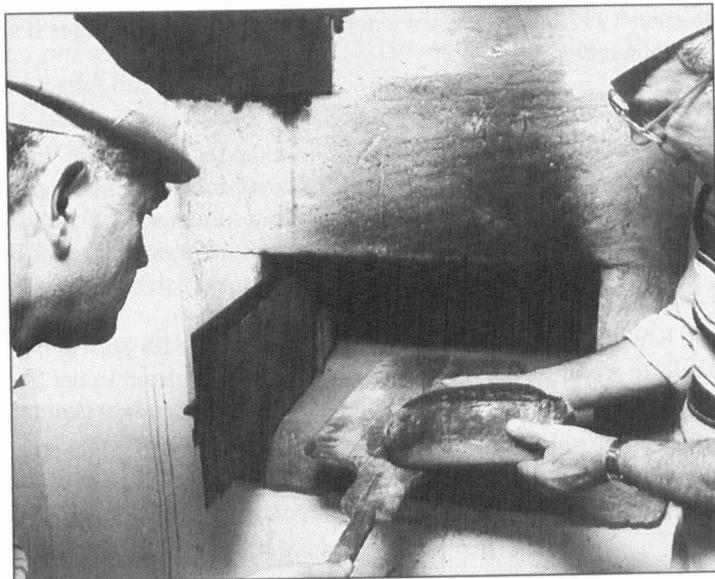
Musizieren in den neuen Räumen des Lebenshilfezentrums

27. März 1993:

Neuer Leiter der Arbeitsamtsdienststelle St. Wendel wird Hans-Ludwig Hemmerling.

2. April 1993:

In der Johann-Adams-Mühle beginnt die „Brotbacksaison 1993“. Bürgermeister Hans-Dieter Frisch sieht im Backen wie anno da-



zumal einen der Höhepunkte des Kulturprogramms der Gemeinde Tholey. Gleichzeitig wird bekannt, daß 1992 etwa 12 000 Besucher in dem Mühlenmuseum gezählt wurden.

1. April 1993:

Das Wendalinus- und Cusanus-Gymnasium werden dem Landkreis übertragen. Der Kreistag hatte am 19. Dezember 91 mit den Stimmen der CDU-Mehrheit beschlossen, Klage beim saarländischen Verfassungsgerichtshof gegen die Änderung des Schulordnungsgesetzes einzureichen. Die Klage richtet sich nicht gegen die Übertragung, sondern dagegen, daß die neuen Schulträger finanziell nicht ausreichend entlastet werden. Die Klage des Landkreises wurde am 10. Januar 1994 abgewiesen.

4. April 1993:

Der Sozialdienst Katholischer Männer und Frauen (SKFM) und die Caritas weihen die neue Geschäftsstelle in der St. Wendeler Kelsweilerstraße ein. Der SKFM ist tätig in der Betreuung psychisch kranker und behinderter Menschen, aber auch in der Straffälligenhilfe der Jugendvollzugsanstalt Ottweiler.

19. April 1993:

Edwin Peter aus Theley erhält das Bundesverdienstkreuz am Bande für sein Engagement im kommunalpolitischen Bereich und seine Verdienste um das kulturelle Leben der Gemeinde Tholey.

Beim Praktikantenaustausch zwischen dem Aus- und Fortbildungsförderverein St. Wendel und GRETA St. Avold gibt es eine Premiere. Elf junge französische Praktikanten erhalten Zertifikate als CNC-Mechaniker. Erstmals sind diese Zertifikate sowohl in Deutschland durch die IHK Saarbrücken als auch in Frankreich durch die IHK Metz anerkannt.

SZ vom 8. Mai 1993:

Anlässlich des Besuches der FDP-Landtagsfraktion bei den Industrierwerken Saar (IWS) in Schwarzerden gibt ein Sprecher des Unternehmens bekannt, daß der Standort Schwarzerden erhalten werden soll. Entlassungen könnten aber nicht ausgeschlossen werden.

17. Mai 1993:

Hermann Scheid, dem ehemaligen Bürgermeister von Nohfelden, wird die Ehrenbürgerwürde verliehen. Das beschließt der Gemeinderat aufgrund Scheids Verdiensten um die Gemeinde.

18. Mai 1993:

Das Bundesverdienstkreuz am Bande wird Willi Bungert aus Tholey verliehen. Er wird wegen seiner Verdienste um den Sport und im sozialen Bereich geehrt.

18. Mai 1993:

Als „Standort mit Perspektive“ präsentiert sich der Landkreis St. Wendel in seiner neuen Werbebroschüre. Mit dieser Broschüre in deutscher und französischer Sprache soll gezielte Ansiedlungswerbung für den Standort Sankt Wendeler Land gemacht werden.

20. Mai 1993:

15 000 Besucher kommen zum „Vatertagstreff“ und dem „Internationalen Heißluftballonfahrtreffen, die der Landkreis als Auftakt der diesjährigen Veranstaltungsserie am Bostalsee durchführt.

22. Mai 1993:

Großer Erfolg für den THW-Ortsverband Freisen: Beim 12. Bundeswettkampf in Berlin belegt der Bergungszug aus Freisen mit großem Vorsprung den ersten Platz.

21. Juni 1993:

Der Landkreis St. Wendel veranstaltet gemeinsam mit der Arbeitsgemeinschaft „Alten- und Behindertenhilfe“ eine „Seniorenaktionswoche“. Dabei soll die zukunftsorientierte Politik für ältere Menschen im Kreis zum Ausdruck gebracht werden. Abschluß der Woche ist am 25. Juni in der Sport- und Kulturhalle Theley der Kreissenientag, an dem 600 Senioren aus allen Kreisgemeinden teilnehmen.

30. Juni 1993

Robert Schneider aus Nohfelden erhält das Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland. Schneider wird damit für sein jahrzehntelanges gewerkschaftliches und kommunalpolitisches Engagement gewürdigt.

5./6. Juli 1993:

Beim 3. Saarlandtag an diesem Wochenende in Neunkirchen stellt der Kreis St. Wendel mit 26 Gruppen das stärkste Aufgebot beim Festzug. Auch in der Aktionszone und beim Bühnenprogramm ist der Kreis stark vertreten, will man sich doch als Fremdenverkehrsregion Nummer eins im Saarland präsentieren.

7. August 1993:

Erste „Festa Italiana“ am Bostalsee: Umberto Tozzi, Gino Castelli und Francesco Napoli heizen bei den 5.000 Fans gehörig ein. Positiven Anklang fand das Konzept der Veranstalter, wonach es nämlich nicht nur Musik, sondern auch italienische Spezialitäten vom Feinsten gibt.

Am gleichen Wochenende finden zum ersten Mal die Deutschen Mountain-Bike Meisterschaften in St. Wendel statt. Die Kreisstadt untermauert dadurch nicht nur ihren Ruf als Veranstaltungszentrum, sondern auch ihre Vorrangstellung, was den Radsport im Saarland betrifft.



9. August 1993:

Der Landkreis gibt eine Broschüre zu den Schulen des Landkreises heraus. Neben drei Sonderschulen, den beiden Kreisrealschulen und den Berufsbildungszentren sind seit April letzten Jahres auch das Cusanus-Gymnasium und das Gymnasium Wendalinum in der Trägerschaft des Kreises. Die Broschüre gibt Auskunft über die Merkmale der Schulen und die verschiedenen Bildungswege.

17. August 1993:

In der Oberthaler Kegelhalle wird die Deutsche Meisterschaft der Herrenmannschaft gefeiert. Die Mitglieder der Meistermannschaft sind Rudi Becker, Ilvano Pianini, Martin Hoffmann, Jeannot Peter, Markus Maurer und Horst Mikisch.

22. August 1993:

Ein „Potpourri der guten Laune“ feiern die Feuerwehren aus dem ganzen Saarland, die zum Familientag an den Bostalsee geladen sind. Im Festzelt spielt das „Medium-Terzett“ Volksmusik. Krönender Abschluß des Tages ist das große Feuerwerk zu den Klängen von Händels „Feuerwerksmusik“.

5. September 1993:

Als Ausdruck der gedeihenden Partnerschaft zwischen dem Kreis St. Wendel und Lane County in Oregon sieht Landrat a. D. Dr. Waldemar Marner den derzeitigen Besuch des Eugene-Gleemen-Chors. Als Höhepunkt seines Besuches tritt der Chor aus Eugene, gemeinsam mit der Schaumberger Kantorei in der Benediktinerabtei Tholey auf.

11. September 1993:

„Sport verbindet – Europa gewinnt“. Das beweisen die mehreren hundert Läufer und Radfahrer, die morgens in Metz starten und am späten Nachmittag am Bostalsee ankommen. In den drei Disziplinen Laufen, Radtourenfahren und Radrennen steht aber nicht allein der Wettkampfgedanke im Vordergrund. Wichtiger noch ist die grenzüberschreitende Partnerschaft zwischen dem Département Moselle und dem Saarländischen Landkreistag, die durch diese sportliche Großveranstaltung zum Ausdruck gebracht wird. Der Erfolg der Idee zeigt sich nicht nur in der Stimmung unterwegs, sondern auch in der Ausgelassenheit abends im Festzelt.

SZ vom 16. September 1993:

Drei Läufer der Lauftreff-Freunde Marpingen werden im westfälischen Elte Deutsche Meister im 100-Kilometer-Lauf: Volker Becker-Wirbel, Franz Feller und Guido Jörg siegen souverän in der Mannschaftswertung. Volker Becker-Wirbel wird gleichzeitig Einzelmeister, Franz Feller siegt in der Altersklasse M 55.

16. September 1993:

Roswitha Verhülsdonk, Parlamentarische Staatssekretärin im Bundesministerium für Familie und Senioren, und Landrat Schumann weihen das Seniorenbüro im St. Wendeler Hospital ein. Hier soll ein ehrenamtliches Engagement älterer Menschen vermittelt werden. Damit ist das Seniorenbüro ein wichtiger Baustein im Altenhilfeplan des Kreises.

18./19. September 1993:

Die SZ berichtet in großer Aufmachung, daß am Bostalsee ein Feriendorf mit einer Kapazität von 3.500 Betten entstehen soll. Der Kreistag des Landkreises St. Wendel und der Gemeinderat von

Nohfelden haben in einer gemeinsamen Sitzung im Rathaus Nohfelden einstimmig ihre Zustimmung erteilt und wollen ihre Bedingungen, insbesondere auf die Infrastruktur und die Grundstücksveräußerungen festlegen. Bei dem Projekt geht es um Investitionen von 200 Millionen DM, die größtenteils durch einen privaten Investor aufgebracht werden sollen. 200 neue Arbeitsplätze könnten so entstehen. Landkreis und Gemeinde legen Wert darauf, daß das Feriendorf nicht zu einer Enklave wird und der Bostalsee auch weiterhin rundum zugänglich bleibt. Der Investor verlangt von der Landesregierung eine Investitionshilfe von 36 Millionen DM.

20. September 1993:

Auf Einladung des Aus- und Fortbildungsfördervereins absolvieren zwei russische Verwaltungsbedienstete ein Praktikum im Landkreis St. Wendel. Ljudmila Borisowa und Lidija Korobjenikowa aus Sibirien sammeln hier Erfahrungen in Verwaltung und Privatwirtschaft.



22. September 1993:

Die SZ berichtet, daß die Junge Union und die Landwirte im Kreis St. Wendel ein gemeinsames Pilotprojekt planen. Im nächsten Jahr soll ein Versuchsfeld zur Anpflanzung von Schilfgras angelegt

werden. Entstanden ist die Idee aus einem Vortrag des Journalisten Franz Alt, der Schilfgras als umweltfreundliche Energiequelle bekannt macht.

1. Oktober 1993:

Beim Heeresinstandsetzungswerk übernimmt Oberstleutnant Klaus Zeisig das Kommando. Sein Vorgänger, Oberst Klaus Jörg Heyner, wechselt zu einem Truppenkommando nach Ulm.

2. Oktober 1993:

In Theley treffen sich Baden-Württemberger, Bayern, Sachsen und Saarländer: Am Vorabend des Tages der deutschen Einheit, der in diesem Jahr im Saarland begangen wird, ist der Landkreis St. Wendel Gastgeber für die Vertreter dieser Bundesländer. Beim folkloristischen Abend in der Theleyer Sport- und Kulturhalle lernen sich die Deutschen aus den verschiedenen Regionen gemeinsam mit 700 Besuchern besser kennen.

5. Oktober 1993:

Der Bad-Ausschuß der Gemeinde Tholey ändert den Namen des bisherigen Panoramabades in „Schaumbergbad“. In seiner Sitzung wird das Marketing-Konzept für das neue Bad vorgestellt, das auf den drei Säulen Gesundheit, Freizeit und Familie ruhen soll.

12. Oktober 1993:

Beim „Kinder- und Jugendprojekt“ des Landkreises stehen Phantasie und Lebensfreude im Mittelpunkt. Gemeinsam mit Schulen, Kindergärten und Jugendgruppen sind für die Monate Oktober und November eine Reihe von Gastspielen organisiert, die ganz speziell junge Leute ansprechen sollen.

20. Oktober 1993:

Der Landkreis St. Wendel und Gemeinde Nohfelden einigen sich über die Zuständigkeiten für das geplante Feriendorf. Danach wird die Gemeinde den eigentlichen Ansiedlungsvertrag mit dem Investor abschließen. Dieser Vertrag soll vom Kreis durch eigene Abmachungen mit Investor und Gemeinde ergänzt werden. Weiter ungeklärt bleibt die Frage, was mit dem stark defizitären „Bosarium“ geschieht.

21. Oktober 1993:

Der Caritas-Verband in der Region Schaumberg-Blies engagiert sich auch in der ambulanten Rehabilitation von Alkohol-, Medikamenten- und Drogenabhängigen. Dieser Dienst der Caritas erfährt eine Mitfinanzierung durch die Kassen, wie jetzt vertraglich festgelegt wurde.

19. Oktober 1993:

In Marpingen wird der Erweiterungsbau der Gesamtschule eröffnet. Nach 15 Monaten Bauzeit verfügen die 560 Schüler jetzt über ein funktionsgerechtes Schulgebäude.

22. Oktober 1993:

Zu einem Sternmarsch durch die Innenstadt und einer Kundgebung in der Mott versammeln sich St. Wendels Schüler. Die Demonstration richtet sich gegen die „Rotstift-Mentalität“ des SPD-Kabinetts in Saarbrücken.

Der neue Imageprospekt für den Landkreis St. Wendel als Fremdenverkehrsregion liegt vor. Unter dem Motto „Natürlich - Sankt Wendeler Land“ sollen möglichst viele neue Gäste auf die hiesigen Naturschönheiten und Freizeitmöglichkeiten aufmerksam gemacht werden. Für die Gestaltung zeichnen der Fotograf Wolfgang Thiry und der Grafiker Jörg Maubach verantwortlich.

24. Oktober 1993:

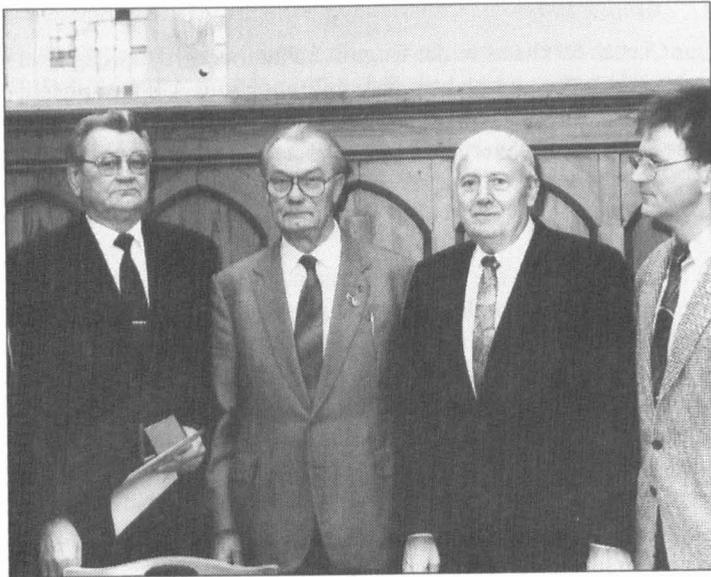
„Unser Dorf lebt“ – das will der Landkreis durch ein jährlich in einem anderen Ort stattfindendes Fest unterstreichen. Den Anfang macht Remmesweiler, wo das „Hiemesbiere-Fest“ gefeiert wird. Trotz ungemütlichen Wetters kommen viele Gäste und lassen sich die „Laxemschmier“ aus den „Hiemesbiere“ schmecken.

26. Oktober 1993:

Winfried Pyk aus Marpingen erhält die Verdienstmedaille des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland. Damit wird sein großes Engagement in der Gasschutzwehr honoriert.

27. Oktober 1993:

Die diesjährige Freiherr-vom-Stein-Medaille für kommunale Verdienste wird an Alois Ames (Marpingen), Bernhard Lermen



(Neunkirchen/Nahe), Franz Schirra (Urexweiler), Hans Schwan (Gehweiler) und Otto Wild (St. Wendel) verliehen.

7. November 1993:

Landrat Franz Josef Schumann und Bürgermeister Vinzenz Becker eröffnen die 5. Frauenkulturtage des Landkreises.

8. November 1993:

Der Kreistag beschließt mit großer Mehrheit, das im Kreisbesitz befindliche Gelände für das neue Feriendorf an den potentiellen Investor Dr. Harald Frisch zu veräußern.

11. November 1993:

Landrat Franz Josef Schumann protestiert gegen den von der Landesregierung vorgelegten Entwurf des Landesentwicklungsteilplanes „Siedlung“. Er sieht darin eine Bevorzugung des Ballungsraumes, während an den Bedürfnissen der Landbevölkerung vorbeigeplant werde. Alle Bürgermeister im Landkreis schließen sich einstimmig der ablehnenden Stellungnahme der Kreisverwaltung an.

12. November 1993:

Sozialministerin Christiane Krajewski übergibt in Marpingen den Bewilligungsbescheid für ein Dienstleistungszentrum der Altenhilfe. Träger des Marpinger Modellprojektes ist die Arbeiterwohlfahrt.

20. November 1993:

Das erste saarländische Windrad soll auf dem Trautzberg bei Freisen stehen. Die Anlage der „Windpark Saar GbR mbH“ soll mit einer Leistung von 225 Kilowatt jährlich bis zu 400.000 Kilowattstunden Strom erzeugen. Damit könnten rechnerisch etwa 130 Haushalte versorgt werden.

24. November 1993:

Laut SZ wollen die Bürgermeister der Gemeinden Nohfelden, Freisen, Birkenfeld, Kusel und Baumholder gemeinsame Regionalpolitik betreiben. Dadurch sollen die Probleme der Grenzlage zwischen dem Saarland und Rheinland-Pfalz wirkungsvoller bekämpft werden.



Die von Willibald Kölsch betreute Freizeitgruppe der Lebenshilfe zeigte ihr Können im historischen Sitzungssaal des Landratsamtes.
Foto: Hunsicker

30. November 1993:

Der DGB-Kreis St. Wendel/Hochwald löst sich nach 30jährigem Bestehen auf. Er geht in einer neuen Organisationsstruktur auf. Der neue Kreisverband umfaßt zusätzlich den Landkreis Neunkirchen und den Saar-Pfalz-Kreis.

1. Dezember 1993:

Willibald Kölsch ist der erste Träger des neugeschaffenen Bürgerpreises des Landkreises St. Wendel. Dieser Preis soll Einzelpersonen zugesprochen werden, die sich im besonderen Maße um das Gemeinwohl verdient gemacht haben. Kölsch betreut in der Freizeitgruppe der St. Wendeler Lebenshilfe Behinderte.

6. Dezember 1993:

Bürgermeister Klaus Bouillon überreicht erstmals die neugeschaffene „Bürgermedaille“ der Stadt St. Wendel. Die Preisträger

sind Dr. Walter Bruch und Franz Josef Gräff. Sie erhalten die Medaille als Zeichen der Anerkennung für ihre besonderen Verdienste um die Stadt.

21. Dezember 1993:

Beim großen Hochwasser müssen Feuerwehr und THW im Kreisgebiet über 100 Einsätze leisten. Nach Beruhigung der Lage im Kreis St. Wendel fahren 200 Helfer in die Landeshauptstadt zur Unterstützung der dortigen Kollegen. Am Staudamm des Bostal-sees wird ein Haarriß entdeckt. Schon bald kann aber Entwarnung gegeben werden. Für die reichlich beunruhigte Bevölkerung hat keine Gefahr bestanden.

27. Dezember 1993:

Der beste saarländische „Ironman“ kommt aus Tholey. Thomas Groß belegt beim legendären Ironman-Triathlon auf Hawaii einen hervorragenden 156. Platz unter fast 1.500 Startern.

